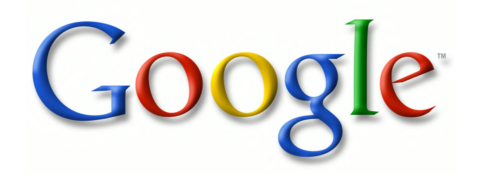
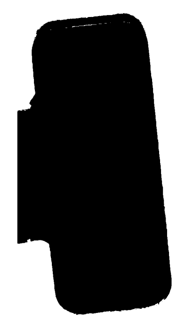
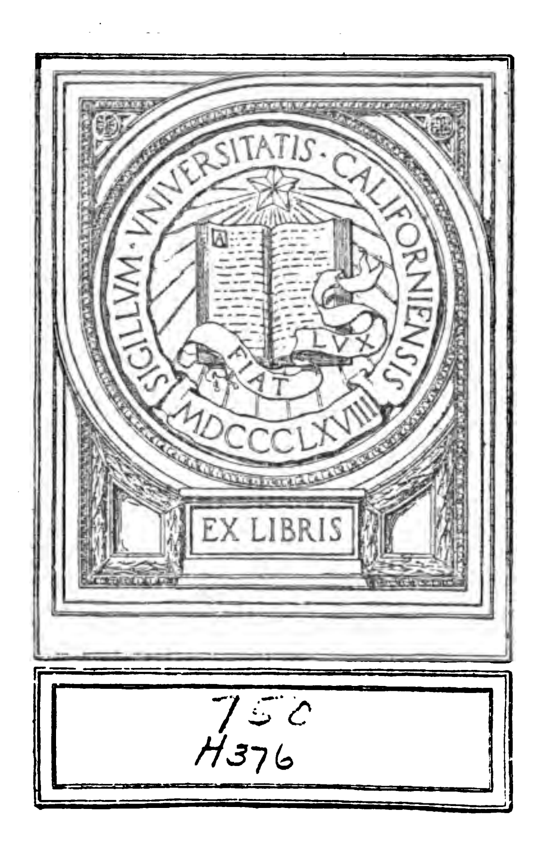
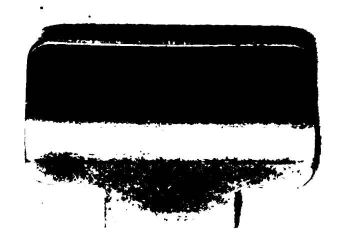


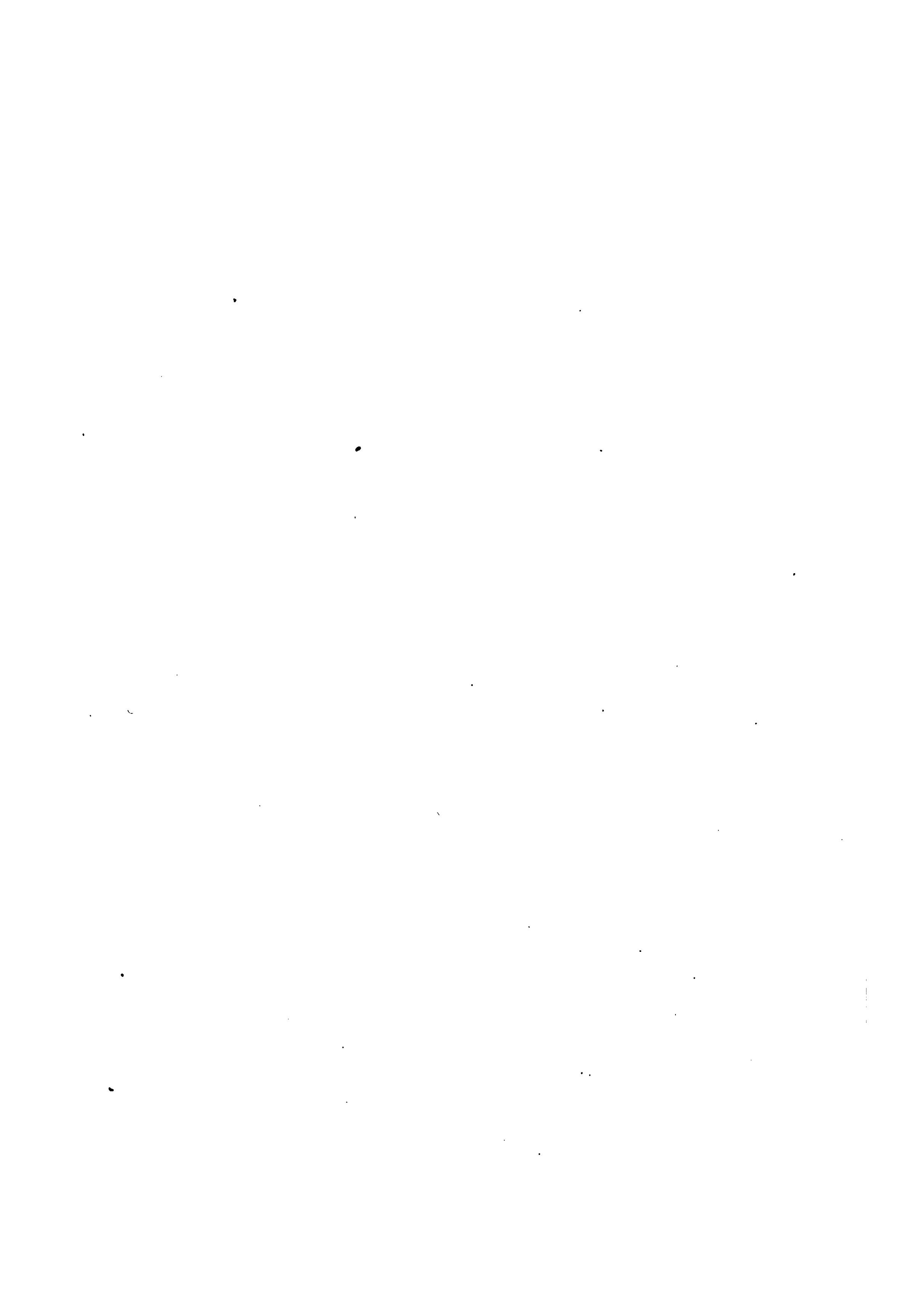

GRIECHISCHE
MAERCHEN




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
: LEIPZIG :








GRIECHISCHE
MAERCHEN
MAERCHEN, FABELN
SCHWAENKE UND
NOVELLEN AUS
DEM KLASSISCHEN
ALTERTUM
AUSGEWAEHLT UND
UEBERTRAGEN VON
AUG. HAUSRATH
UND AUG. MARX
MIT 17 TAFELN, VIERTES
BIS ACHTES TAUSEND
M·C·M·X·X·II
VERLEGT BEI EUGEN
DIEDERICHS IN JENA

FRIEDRICH VON DUHN
ZUGEEIGNET

VORWORT

Das vorliegende Buch will literarisch interessierte Kreise in die dem Nichtfachmann teilweise schwer zugängliche Welt antiker volkstümlicher Erzählungen einführen. Es will *Übersetzungen* bieten, nicht Nachbildungen. Um dabei Wortlaut und Stilcharakter der verschiedenen Stücke möglichst genau zu treffen, ist nur da vom Text der Originale abgewichen, wo die Rücksicht auf die Verständlichkeit und auf ein gutes Deutsch das nötig machten. So ist z. B. die im Deutschen in längeren Partien schwerfällig wirkende abhängige Rede meist durch direkte Rede ersetzt. Größere Freiheit war natürlich bei den in Versen wiedergegebenen Stücken geboten. Die Texte sind gelegentlich gekürzt, aber sonst in keinem Zug geändert oder gemildert. „Märchen für Kinder" sind diese Proben antiker Fabulistik allerdings nicht.

Unsere Übersetzungen sind zunächst ohne Heranziehung der bereits existierenden Übertragungen geschaffen. Da es aber nicht im Interesse der Leser liegen konnte, wenn glückliche Funde anderer hier durch weniger treffende Wendungen gegeben wurden, so ist nachträglich die reiche Übersetzungsliteratur herangezogen und mit Dank benutzt worden. Die Nachdichtungen und Übersetzungen, denen wir uns in Einzelfällen verpflichtet fühlen, nennen wir in den Anmerkungen am Ende des Buches bei den einzelnen Abschnitten. Falls das Buch einem Fachmann in die Hände fallen sollte, so wird dieser bemerken, daß auch die Einzelliteratur in Zeitschriften usw. herangezogen und gelegentlich auch nach eigener Auffassung geändert ist.

Die Arbeit war so geteilt, daß *Marx* die Stücke aus Herodot, Chares und Aelian sowie Amor und Psyche übernahm, *Hausrath* das übrige. Dem entspricht auch der Anteil an der gemeinsamen Einleitung.

Die Anordnung ist nicht nach der Zeitfolge, sondern nach inneren Gesichtspunkten getroffen. Wo es für das Verständnis wünschenswert schien, sind am Schlusse Anmerkungen beigegeben, die

übrigens ebensowenig wie die Einleitung irgendwelche wissenschaftlichen Ansprüche erheben. Die wichtigste Literatur ist auf der letzten Seite zusammengestellt.

Bei der Auswahl der Abbildungen hatten wir uns freundlicher Unterstützung durch die Heidelberger Archäologen zu erfreuen.

HEIDELBERG UND KARLSRUHE DIE VERFASSER
Frühjahr 1913

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Die zweite Auflage dieses Werks, das, wie wir dankbar anerkennen, bei der Kritik eine durchweg freundliche Aufnahme gefunden hat, erscheint hier in verbesserter und etwas erweiterter Gestalt. Hinzugekommen ist bei den Fabeln das Streitgespräch zwischen dem Lorbeer und dem Ölbaum von dem alexandrinischen Dichter und Gelehrten Kallimachus, das in einem ägyptischen Papyrus, leider in sehr lückenreicher Gestalt, zutage getreten ist. Die Übersetzung und Ergänzung stammt von *Hausrath*. Dieser hat auch aus Ovid die tragisch gefärbte Liebesgeschichte von Pyramus und Thisbe hinzugenommen, die ja aus *Shakespeares* „Sommernachtstraum" freilich in ganz anderer Auffassung bekannt ist, und die bisher ungenügend vertretenen keck-erotischen Novellen, die sog. milesischen Geschichten, durch zwei Stücke aus Aristaenet erweitert. Dem gelegentlich geäußerten Wunsch, hier zu streichen und auch sonst zu mildern, damit das Buch auch der Jugend in die Hand gegeben werden könne, vermochten wir nicht zu entsprechen. Wir wollten ein unverfälschtes Bild der antiken Fabulistik bieten, und in dieser ist nun einmal das erotische Element ebensowenig wegzudenken wie z. B. in der orientalischen oder altfranzösischen. Weiter ist jetzt auch das Gebiet der phantastischen Reiseerzählung vertreten durch die — stark verkürzte — Übersetzung von Lukians „Wahrer Geschichte", die *Marx* gegeben hat. Von weitergehenden Änderungen des Texts im einzelnen

sowie von vielfach gewünschten Ergänzungen — das Kirkemärchen der Odyssee, die Kyrosgeschichte bei Herodot, das antike Idyll im Jäger Dios von Prusa, die hellenistische Liebesgeschichte von Akontius und Cydippe nach Aristaenet (oder jetzt auch Kallimachus), um nur einiges zu nennen — mußte leider der Kosten wegen Abstand genommen werden. Dieselbe Rücksicht hat auch dazu geführt, daß der Bilderschmuck des Buchs nicht, wie wir selbst und die meisten Kritiker gewünscht hatten, erweitert, sondern vielmehr beschränkt werden mußte.

Aber wir haben das Zutrauen, daß das Buch auch so unsere Absicht, das Altertum von einer dem großen Publikum weniger bekannten, aber nicht minder reizvollen Seite zu zeigen, erfüllen wird.

KARLSRUHE und WERTHEIM DIE VERFASSER
Sommer 1921

EINLEITUNG

Märchen, Fabeln und Schwänke wird man bei dem phantasiereichen Griechenvolk von frühester Zeit an vorauszusetzen geneigt sein. Sucht man aber in dem umfangreichen Schrifttum der Griechen nach volkstümlichen Erzählungen aller Art, so wird man zunächst enttäuscht. Die griechische hohe Literatur mit ihrem Hange zur scharfen Scheidung festgeprägter Gattungen hat diese anspruchslosen Erzählungen als *selbständige Gebilde* lange Zeit nicht gekannt.

Existiert haben Märchen und Legenden, Fabeln und Schwänke natürlich trotzdem. Ihr Reich waren ganz wie anderswo die Kinderstube und die Kreise des niederen Volkes. Wenn in den „Wespen" des *Aristophanes* der elegante junge Herr den schlichten Vater mit in den Klub nehmen soll, so fragt er ihn, ob er denn auch zur Unterhaltung der Gesellschaft beitragen könne. Sofort beginnt der Alte zum Entsetzen des Jungen:

„. . . Es war einmal ein Mäuschen und ein Wieselchen . . ."
Und noch *Phädrus* spricht davon, daß man den Kampf der Mäuse und der Wiesel an den Wänden der Kneipen gemalt sehen könne.

Aus dieser Unterschicht ist dann vieles in volkstümliche Gattungen der Literatur eingedrungen, namentlich in die *Komödie*. Ebenso sind im *Sprichwort* eine Menge Anspielungen auf im Volke umlaufende Märchen und Schwänke nachgewiesen worden.

So erinnert an überall bekannte Fabeleien vom Schlaraffenland und Märchen von wandelndem und redendem Hausgerät ein Bruchstück aus der Komödie des *Krates* (5. Jahrhundert) „Die Tiere", in der, wie schon der Titel beweist, ganz wie im Märchen die Tiere eine Hauptrolle spielten. Dort heißt es: „Mein Freund, du darfst nur rufen, so folgt dir jedes Hausgerät. Zum Beispiel: ‚Tischlein, deck dich! Fix, Kessel, mach die Suppe warm, derweil der Brotsack knetet! Schenk ein, mein Kännchen! Halt, wo bleibt das Glas? Das Glas soll kommen und rein sich spülen unterwegs! Heraufspaziert, ihr Semmeln! Topf, schütte deine Blätter aus! He, Karpfen, sollst dich sputen!' ‚So wartet doch! Bin noch nicht gar auf meiner rechten Seite!' ‚So streu 'ne Handvoll Kümmel drauf und dreh dich rum, du Faulpelz!'" (Übersetzung von *Zielinski*)

Ähnliche phantastische Stücke sind bei den Komikern so häufig, daß man von einer eigenen Gattung der „*Märchenkomödie*" gesprochen hat, die ja auch in anderen Literaturen, in Zauberpossen, Feenstücken und ähnlichem ihre Parallele findet.

Um von dem Weiterleben der Märchen im Sprichwort eine Anschauung zu geben, zitieren wir die meisterhafte Darstellung, die *Crusius* von dem beliebten Märchenmotiv der „*verkehrten Welt*" gegeben hat, indem er jeden einzelnen Zug mit griechischen oder lateinischen Sprichwörtern belegt. „Wer in die verkehrte Welt will, nimmt sich einen Hasen oder ein Hirschkalb als Reittier. Schließlich schlüpft er durch ein Tor, so eng wie ein Nadelöhr oder ein Fingerring. Da sieht er wunderliche Dinge. Übers Meer kommen Staubwolken. Dazu ist das Meer süß und mündet in einen Fluß. Die Ströme fließen bergauf; die Berge kreißen und bringen eine Maus ans Licht. Wölfe und Esel fliegen durch die Lüfte. Der Esel schlägt die Laute, der Wagen zieht den Ochsen, der Wolf hütet die Schafherde, das Hirschkalb überwältigt den Löwen, und der Krebs läuft schneller als der Hase. Der Löwe ist zahm und läßt sich scheren, während Lampe ein Raubtier und Fleischfresser geworden ist und die Frösche das Weintrinken gelernt haben. Die Bewohner des Landes sind wunderliche Käuze. Sie weinen, wenn jemand gestorben ist, den sie nicht kennen. Sie flechten Seile aus Sand oder aus Binsen und Häcksel. Damit spannen sie Delphine ins Joch, nota bene, wenn die Seile inzwischen nicht von Ochs und Esel aufgefressen sind. Sie scheren den Esel und melken den Bock, gebrauchen den Pflug als Jagdspeer und den Ochsen als Spürhund. Sie holen das Wasser in einem Siebe, kochen die Brühe, ehe der Fisch gefangen ist, und ziehen dem Opfertiere die Haut ab, ehe sie es geschlachtet haben. Sie haben ihr Herz *nicht* auf dem rechten Fleck und schützen die unwahrscheinlichste Stelle ihrer Rückseite mit Panzer und Schild."

Ebenso wie hier eine ganze Reihe uns wohlbekannter Motive anklingen, lassen sich aus gelegentlichen Anspielungen und volkstümlichen Wendungen noch eine Menge verschollener Märchen und Schwänke erkennen, wie sie bei allen Völkern wiederkehren — von den gar klugen Leuten in Abdera (dem griechischen Schilda), von törichten Wünschen (vgl. „Der Fischer und seine Frau" bei

Grimm), von dem Wunderland unter der Erde und so manches andere.

Aber das sind Trümmer. Als Ganzes sind Märchen, Legenden und Schwänke nur in allerlei Brechungen und Umbiegungen in die Welt der griechischen Dichter und Erzähler eingezogen. Dabei ist natürlich viel verloren gegangen, vor allem der volkstümliche Ton, der uns beim Märchen selbstverständlich erscheint.

Oft empfand der Erzähler gar nicht, daß er einen alten Märchenstoff unter den Händen hatte, und daraus entspringt dann häufig ein innerer Widerspruch zwischen dem Inhalt und dem *Ton* des Erzählten. Während z. B. die schlichte, an das Alte Testament erinnernde Art des *Herodot* sich trefflich mit den ehrwürdigen Geschichten verträgt, die er vorträgt, während ähnlich auch *Bakchylides* für die frommen Legenden den richtigen Ton zu finden weiß, sind die alten Verwandlungsmärchen für *Ovid* nur das Material, an dem er alle Künste seiner glänzenden Rhetorik erprobt. Und gar *Apuleius* hat in seiner gesucht geistreichen Manier den schlichten Stoffen oft übel mitgespielt. Immer ist eben in der Antike das Darstellungsgesetz und der Stil der einzelnen literarischen Gattung so lebendig und stark, daß jeder Inhalt sich diesem unterwerfen muß.

Das *Epos* bereits huldigt der allgemeinen Freude am Fabulieren. So oft der listenreiche *Odysseus*, das Urbild der Griechen, in die Lage versetzt wird, in unsicherer Situation über sich selbst Auskunft zu geben, erfindet er stets ein neues Märchen. Wie er das auch der Göttin Athene gegenüber tut, die ihm in Menschengestalt unerkannt begegnet, erwidert sie ihm:

„Wer es in allerlei Listen zuvor dir täte, der müßte
wirklich ein Schlaukopf sein, ein Gott selbst wiche dir schwerlich,
schlimmer Geselle, an Ränken so reich, unersättlich in Lügen!
Selbst in der Heimat läßt du nicht ab vom täuschenden Truge
und von erdichteten Märchen, die lieb dir waren von jeher."

(*Odyssee XIII, 291—95*)

So beginnt denn auch unsere Sammlung mit Proben aus *Homer*. Der Dichter der Odyssee, der die alten Mären von den Irrfahrten des Odysseus, von den Leiden des jungen Königssohns, dessen Vater verschollen ist („*Telemachie*") und dem Strafgericht an den Freiern zu einer gewaltigen, planvollen Dichtung zusammen-

fügte, hat die märchenhaften Elemente aus den alten Dichtungen in das neue Werk mit hinübergenommen. Namentlich die „*Apologe* (Erzählungen) *bei Alkinoos*", wo der Held, der glücklichen Heimkehr nunmehr sicher, seine Abenteuer erzählt, sind ja nur eine Kette alter Schiffermären von den Wundern und Schrecken unbekannter Länder.

Wir greifen aus diesen zwei Stücke heraus. Einmal die unendlich schlichte Schilderung des Zaubereilandes der Kalypso, dessen Anblick den Gott Hermes in staunendes Entzücken versinken läßt, während der ausharrende Dulder für all diese Herrlichkeit keinen Blick hat und am Strande sitzt, mit dem einen Wunsche — noch einmal den Rauch von den Höhen der Heimat aufsteigen zu sehen und dann zu sterben. Dann das bekannteste, das Kyklopenmärchen von der Überlistung des riesigen Menschenfressers durch den Menschen, wo die Greuel des Kannibalismus, an die die griechische Phantasie nur ungern erinnert, zurücktreten gegenüber der Freude an der geistigen Überlegenheit des Menschen. Wir fügen ein ähnliches Stück aus der *Telemachie* bei, die Bezwingung des vielgestaltigen Meergottes durch den ausharrenden Menschen — ein Motiv, das sich in allerlei Gestaltungen in der altgriechischen wie in andern Märchenliteraturen wiederholt. Aber auch hier liegt ein leiser Humor über dem Ganzen, namentlich in der Schilderung der Qualen, die die in frisch abgezogene Seehundsfelle gehüllten Griechen erdulden müssen, und in der Art der Überlistung, die an bekannte Jagdgeschichten von der Beschleichung der Seehunde gemahnt.

Auch sonst sind in den Zeiten, da der epische Sang vorherrschte, volkstümliche Märchenstoffe beliebt gewesen. Ein solcher war z. B. der *Margites*, der Dümmling, von dem es heißt: „Vielerlei Künste verstand er, doch falsch verstand er sie alle" und der, wie die leider spärlichen Reste beweisen, diesen Charakter trefflich bewährte, als er heiraten wollte.

Dann aber erstarrte der heroische Sang, und an die Stelle der Rhapsoden, die seine Träger gewesen waren, traten die Geschichtenerzähler, die *λογοποιοί*, die nicht an den Sitzen der Fürsten und Herren, sondern auf dem Markte und bei den Volksfesten ihr Publikum suchten und fanden. Dieses Publikum aber liebte es mehr,

von der es umgebenden Kleinwelt zu hören als von Göttern und Heroen. So entstand um das sechste Jahrhundert in Jonien, wo ja auch der epische Sang entstanden war, die Menge der Märchen, Fabeln und Schwänke, die *jonische Novellistik*, die bald überall Eingang fand, in der Lyrik wie in der Historiographie, in der Komödie wie in der Naturgeschichte, und dann hinausdrang in alle Welt.

Tierfabeln und Märchen sind wohl neben alten Rechtssatzungen die ersten Stücke Prosa, die — vielleicht schon zur gleichen Zeit wie das homerische Epos — aufgezeichnet wurden.

Die erste *Fabel*, die wir nachweisen können, steht bei *Hesiod* (etwa siebentes Jahrhundert) im Eingang der „Werke und Tage".
„Hoch in die Wolken entführte die Nachtigall plötzlich der Habicht,
fest in den grimmigen Klauen die liebliche Sängerin haltend.
Jämmerlich klagte die Arme ihr Leid. Doch herrisch begann er:
‚Törichte, schreie nicht so! Viel mächtiger bin ich an Stärke.
Wie mir beliebt, so schlepp' ich dich fort, wie schön du auch singest.
Habe ich Lust, so speise ich dich. Sonst magst du entrinnen.'
Also zur Nachtigall sagte der dunkelbefiederte Habicht."

Die Fabel ist hier wie oft in der Folgezeit bis auf *Phädrus* eine Waffe im Kampfe des Schwächeren gegen den Stärkeren, des Mannes aus dem Volke gegen den gewalttätigen Herrn aus der Adelsschicht, der die Sänger der homerischen Epen gehuldigt hatten. Als Erfinder der Fabel gilt dann der Sklave *Aesop*, der in dem alten Volksbuch, das von seinen Taten und weisen Worten erzählte, zum Gegenpol des aristokratischen Hellenentums der heroischen Zeit geworden ist, „zum Fleisch gewordenen Protest gegen die Forderungen und Anschauungen, die Urteile und Vorurteile des Adels" (*Crusius*). Auf ihn ist dann die ganze Fülle der Märchen, Fabeln und Schwänke, die damals in Jonien entstand, zurückgeführt worden, und zwar in der Weise, daß die jonischen Fabulisten ihn seine Geschichten immer bei einem bestimmten Anlaß erzählen ließen. Die Rahmenerzählung, die sie zusammenhielt, eben das alte Volksbuch, war sehr frei auf diese Schnurren abgestimmt, wie wir noch bei *Phädrus* — so z. B. in Nr. 4 unserer Sammlung — erkennen können. Auch *Lessing* hebt ja hervor, daß das Bild am besten in seinem Rahmen wirkt.

Von diesen *aesopischen Fabeln* sind uns in den Werken der großen Literatur bei Platon, Aristoteles, Aristophanes usw. Proben erhalten. Daneben gibt es zahlreiche Sammlungen aesopischer Fabeln in Handschriften. Aber das in diesen gebotene Material stammt fast durchweg aus Rhetorenschulen, in denen die Fabel als einfachstes literarisches Produkt zu mancherlei Übungen verwendet wurde. Die uns erhaltenen Sammlungen scheinen im wesentlichen Schülerarbeiten auf Grund eines in der Hauptsache noch rekonstruierbaren alten Lehrbuchs zu sein. So liegt uns die einzelne Fabel oft in drei bis vier verschiedenen Fassungen vor, deren Entstehung, wie die Sprache zeigt, manchmal ins zweite vorchristliche, manchmal aber auch ins dreizehnte nachchristliche Jahrhundert fällt. Wie die alten volkstümlichen Fabeln aussahen, können wir heute nur noch ahnen. Daher sind auch die aesopischen Fabeln unserer Sammlung nicht einfache Übersetzungen, sondern Rekonstruktionen auf Grund der verschiedenen vorliegenden Fassungen.

Wir beginnen mit Tiergeschichten, die noch den alten Märchenton zeigen, Erzählungen, die aus der „Freude an der Heimlichkeit der Tierwelt" (*Jakob Grimm*) herausgesponnen sind. Das erste Märchen unserer Sammlung hatte schon *Archilochos* (7. Jahrhundert) verwandt. Seine Bearbeitung begann:

Ein Märchen ist's aus alter Zeit,
daß einst der Adler und der Fuchs zum Freundschaftsbund
zusammen kamen,

und das letzte der uns erhaltenen Fragmente gibt die fast tragisch gefärbte Klage des Fuchses:

„Zeus, Vater Zeus, du Herrscher in den Himmelshöhn,
du überschaust der Menschen Tun,
was recht, was schlecht ist. Und du richtest auch zugleich
der Tiere Frevel und der Tiere Frömmigkeit."

Auch Nr. 2 ist von einem Lyriker des 6. Jahrhunderts in polemischer Tendenz im Kampf der Stände verwandt worden; die „märchenhafte Naivetät", mit der hier Vater Zeus behandelt wird, findet sich auch bei ihm. Aber dies Märchen ist noch in zwiefacher Hinsicht interessant. Zunächst fällt die Verwandtschaft des aus Mist Kugeln ballenden Käfers — der „Pillendreher" heißt er bei den Griechen — mit dem ägyptischen Skarabaeus in die Augen.

In der Tat mag dies Motiv von Ägypten oder eher Kyrene, der ältesten Kolonie der Hellenen in Afrika, in früher Zeit „herübergeflogen" sein. Aber es sei hier angemerkt, daß die von den Orientalisten vertretene Anschauung, daß die Fabeldichtung überhaupt von den Griechen aus dem Osten — Babylonien oder Indien — entlehnt sei, sich nicht aufrechterhalten läßt. Genaue Nachprüfung des gesamten Materials hat erwiesen, daß ein Austausch auf diesem Gebiete in größerem Umfang sich erst in hellenistischer Zeit (3. Jahrhundert) nachweisen läßt und daß dann die Griechen eher die Gebenden waren. Bevor aber dieser Tausch einsetzte, hatte sich die griechische Volksdichtung aus eigener Kraft zu unverlierbarer Eigenart entwickelt. Weiter ist das Märchen in der uns vorliegenden Fassung *ätiologisch* verwandt, d. h. es soll eine auffallende Erscheinung erklären, nämlich, wie es kommt, daß zur Brutzeit des Adlers angeblich keine Mistkäfer schwirren. So erklären auch Märchen bei uns, warum das Reh einen so kurzen Schwanz hat oder der Distelfink so bunte Farben — vgl. die schöne Sammlung Naturgeschichtliche Volksmärchen von *Aug. Dähnhardt.* Ähnlich ist Nr. 11 und auch 20, eine Parabel, die die Eigenschaften des Menschen in gewissen Lebensaltern zu denen gewisser Tiere in Parallele setzt. Unter den andern sind manche wegen ihrer schlichten und zugleich plastischen Darstellung in die Literaturen fast aller Völker übergegangen — vgl. 4, 6, 9, 10 (die Grundfabel des „Reineke Fuchs") u. a. Die späteren Nummern zeigen, wie Fabel und Witz, Fabel und Schwank ineinander übergehen.

Hier schalten wir die Fabel vom Wettstreit des Lorbeers und des Ölbaums ein in der Bearbeitung des Alexandriners *Kallimachus* (3. Jahrhundert), die vor einem Jahrzehnt in einem Papyrusfund in Aegypten wieder an das Tageslicht getreten ist. Jeder Hauch volkstümlicher Poesie ist freilich in dieser Gelehrtendichtung, die mit mythologischer Weisheit überladen ist, völlig geschwunden. Dagegen erfreut wie auch sonst bei den Alexandrinern die liebevolle Ausmalung des Details, die geschickt aufgebaute und dramatisch bewegte Szene. Leider ist bei diesem Streitgespräch, dem wir ja auch aus unserer mittelalterlichen Literatur Ähnliches — Wettstreit zwischen Buchsbaum und Felbinger,

Wasser und Wein, Sommer und Winter usw. — an die Seite stellen können — der Text sehr lückenhaft und auch sonst so zerrüttet überliefert, daß der Übersetzer zu einiger Willkür gezwungen ist. Sprache und Versbau des Originals sind sehr geistreich und kunstvoll, was leider auch in der Übersetzung nicht herauskommt. Kallimachus legt seine Jamben einem ewig hungrigen, übellaunigen Bettelpoeten der jonischen Frühzeit in den Mund, dem *Hipponax*, den er zu diesem Zweck aus dem Hades, „wo man einen Ochsen für einen Heller verkauft", wieder auftauchen läßt. Wir wußten schon früher, daß Hipponax zuerst Hinkjamben geschrieben hat; aus der Nachahmung bei Kallimachus ist nun zu schließen, daß er dies für die Erzeugnisse der „niederen Muse" ungemein passende Metrum auch in Fabeln verwandte. Die Eigenart dieses Verses beruht auf dem Zusammenprallen der Akzente des vorletzten und des letzten Fußes: ⏑ ⏒́ ⏒̀ ⏑ (oder in unsern Nachbildungen auch ⏑ ⏒́ ⏒̀). Moderne Leser, denen das Maß anfangs etwas fremdartig vorkommen möchte, seien an die reizenden „hinkenden Jamben" *Rückerts* erinnert:

„Ein Liebchen hatt' ich, das auf einem Aug' schielte;
weil sie mir schön schien, schien ihr Schielen auch Schönheit.
Eins hatt' ich, das beim Sprechen mit der Zung' anstieß;
mir war's kein Anstoß, stieß sie an und sprach ‚Liebster!'
Jetzt hab ich eines, das auf einem Fuß hinket;
‚ja freilich,' sprach ich, ‚hinkt sie, doch sie hinkt zierlich'."

Mit vollendeter Virtuosität handhabte dann den Hinkjambus *Babrios*. Er ist ein Gräkosyrer, der am Hof irgendeines asiatischen Kleinfürsten im zweiten Jahrhundert nach Christus Prinzenerzieher war. Auch er arbeitet, wie die Verfasser der Aesopica, durchaus nach den Vorschriften, die uns noch erhaltene Lehrbücher der Rhetorik über die Behandlung der Fabel geben. Aber er trifft den behaglichen Ton des alten Märchenerzählers ebensogut wie den der dramatisch zugespitzten Anekdote.

Auch hier geben wir zuerst die Märchennummern, die freilich, wie Nr. 1 und 2, vermutlich auch zeitgenössische Anspielungen enthalten. Es folgen Tierfabeln und lehrhafte Erzählungen aus der Menschenwelt, meist altbewährte Motive aus „Aesop", aber gut vorgetragen. Den Beschluß machen schwankhafte und anekdotische

Stücke, wie sie dem Babrios wohl am besten gelangen. Einige von ihnen — so Nr. 10, 17, 20, 22 — zeigen deutlich ihre Herkunft aus den Debatten der Philosophenschulen.

Zeitlich früher als Babrios ist *Phädrus*, der in Makedonien geboren, in Rom lateinische Verse schrieb, der älteste Fabeldichter, dessen Werke im Original auf uns gekommen sind. Er ist ein freigelassener Sklave aus der Zeit des Tiberius, der die äsopische Fabel mit Vorliebe in satirischem Sinn verwendet, um den Mächtigen verdeckt unangenehme Wahrheiten zu sagen. Seitdem ihn deshalb der allmächtige Minister *Sejan* vor den Richter gestellt hatte, wurde seine Satire sehr zahm. Dafür hat er dann dem alten Fabelgut, das ihm das Volksbuch von Aesop, so wie es in der Kaiserzeit umlief, bot, moralisierende Fabeln, wie sie die kynischen und stoischen Weisheitslehrer liebten, und hellenistisch freche Götterschwänke hinzugefügt. Er hat dabei, wie das schon *Lessing* erkannte, seine griechischen Vorlagen oft mißverstanden und verpfuscht. Wo er aber das Kleinleben der eigenen Zeit heranziehen kann, bietet er ansprechende Bilder. Sein Hauptreiz liegt in der gedrungenen Kürze des Ausdrucks, worin es die lateinische Sprache bei der Fülle der Abstracta oft zu lapidarer Prägung bringt, die im Deutschen kaum nachzuahmen ist.

Der alte Märchenton ist freilich bei Phädrus nur selten noch zu spüren, so in Nr. 1, das in der Edda eine interessante Parallele hat: „Ratatoskr heißt das Eichhörnchen, das hin- und herrennen soll an der Esche Yggdrasill; des Adlers Worte soll es von oben bringen und dem Niþhǫggr (Wildeber?) nach unten sagen." (Grimnismǫl 32.)

Auch in den folgenden sind manche gut gefaßte Stücke, die seitdem zum eisernen Bestand der Fabelliteratur gehören; bei manchen — so bei 12 — fesselt auch die geschickte Ausmalung der Szene. Einzelne sind wohl ganz persönlich gemeint — so 15 und 17 — und in ihrer Pointe heute nicht mehr mit Sicherheit zu deuten. 16 vertritt die naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten (Paradoxa), die in diesen Sammlungen sehr häufig sind und an die Wundergeschichten (Prodigia) gemahnen, die sich aus mittelalterlichen Unterhaltungsbüchern bis in unsere Volkskalender fortgepflanzt haben. 21 gibt einen frechen hellenistischen Witz, 22, 23, 24 vertreten das

Gebiet des Schwanks, der Rätselerzählung und der Kriminalnovelle, während 25 ein Ansatz zu einer Liebesnovelle ist, deren Anmut freilich durch die Manier des Dichters stark beeinträchtigt wird.

An Phädrus schließt sich an der sogenannte ***Romulus***, ein Prosafabelbuch des vierten oder fünften nachchristlichen Jahrhunderts, das seinerseits wieder die Grundlage mittelalterlicher Fabelbücher geworden ist. Der Verfasser, der in Gallien zu Hause gewesen zu sein scheint, benutzte ein Exemplar des Phädrus, das vollständiger war, als die uns erhaltenen, und daneben eine lateinische Überarbeitung des alten Aesopbuches. In diesem war der Fabelton oft besser getroffen als bei Phädrus, das beweisen trotz der unbeholfenen Diktion die ersten Nummern unserer Auswahl. Vieles freilich geht auf altgriechische Originale zurück, so 3, 5, 7. Eine Reihe weiterer Fabeln entnahm Romulus einem Schulbuche, einer noch erhaltenen „Lateinisch-griechischen Sprachlehre" des dritten Jahrhunderts („Pseudodositheus"), so Nr. 8, 9, 10. Römische Bräuche erkennen wir in Nr. 9, bei der der Schluß, den Romulus auch wegläßt, späterer Zusatz zu sein scheint. Die Spiegelung des törichten Menschentreibens im Affenstaat, auf der die etwas philiströse Erzählung vom Affenkaiser (12) beruht, ist hellenistischen Ursprungs.

Auch diese Fabeln sind wie die griechischen in verschiedenen Fassungen überliefert, aus denen hier notgedrungen eine Rekonstruktion gegeben wird.

An den Schluß des Fabelabschnitts setzen wir einige Stücke ***aus byzantinischer Zeit***, die zur Schwankliteratur des Mittelalters und der Renaissance hinüberführen, ebenso wie die Romulusfabeln zur moralisierenden Fabeldichtung des Mittelalters. Christlichen Brauch verraten ja auch einige Wendungen in Nr. 3. Interessant ist Nr. 7 (eigentlich eine fabula Milesia, vgl. S. XX) dadurch, daß sie, freilich in höfisch eleganter Aufmachung, in den cent nouvelles nouvelles (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) wieder auftaucht.

Von der gesunden Schlichtheit Aesops zur gespreizten Rhetorik des *Claudius Aelianus* ist freilich ein gewaltiger Sprung; denn dieser Römer, der ums Jahr 200 n. Chr. in griechischer Sprache schrieb, ist für uns ein Vertreter einer ziemlich unerfreulichen

schriftstellerischen Richtung, der sogenannten „zweiten Sophistik". Er schrieb im affektierten und gesuchten Geschmack jener Zeit ein Werk „Über die Eigentümlichkeiten der Tiere". Ganz im kritiklosen Wunderglauben seiner Zeit befangen, sucht er in den Dingen möglichst das Seltsame, Wunderbare und Übernatürliche. So ist eine seiner Hauptabsichten, nachzuweisen, daß die Tiere besser, auch sittlich besser seien als die Menschen. Eine Reihe ursprünglicher Tiermärchen, die er freilich als solche nicht erkannt hat, müssen herhalten, um diesen Nachweis zu erbringen. Es ist ein gutes Zeichen für die Unverwüstlichkeit dieser alten Märchenstoffe, daß sie selbst in dieser unnatürlichen Darstellung und Aufmachung noch Interesse wecken können. Hierher gehören die Nummern 1, 5, 6, 8 und 9. Daneben stehen einige Tiergeschichten, die zum Teil bis in unsere Volksschullesebücher gewandert sind, wie der Löwe des Androklus und der Hund des Calvus (Nr. 3 und 4).

Im Anschluß daran folgen noch einige novellenartige Stücke aus einem zweiten Werke desselben Autors, den „Bunten Geschichten". Wir besitzen das Werk nur in einem Auszug, daher erklärt sich die große Verschiedenheit des Tones und Umfangs der einzelnen Geschichten. Während die Geschichte der schönen Aspasia (Nr. 6) ohne Kürzungen gar nicht hätte aufgenommen werden können, sind andere, wie z. B. die griechische Fassung des Aschenbrödelmotivs (Nr. 4 Rhodopis) oder die Geschichte von Hanno (Nr. 5) so skizzenhaft, daß sie zunächst Befremden erregen werden; aber stofflich sind sie alle, abgesehen von dem Rhodopismärchen, als Novellen im alten Sinne des Wortes anzusprechen.

Die Freude an der novellistischen Kleinkunst zeigt sich schon im fünften Jahrhundert v. Chr. auch in der Historie. Auch *Herodot* (um 450 v. Chr.) ist zunächst nur Geschichtenerzähler, bis er allmählich halb unbewußt den großen Zusammenhängen in dem bunten Vielerlei der Ereignisse sein Augenmerk zuwendet und dadurch zum Historiker wird. So zeigen große Teile des herodotischen Werks den weitblickenden und auch keineswegs unkritischen Geschichtschreiber, namentlich die ganze Darstellung der Perserkriege. Zunächst aber setzt sich auch ihm — wie schon einigen seiner Vorgänger — die Geschichte zusammen aus einer Menge wunderbarer Einzelgeschichten, die möglichst kunstvoll herauszu-

arbeiten sein eifriges Bestreben ist. Gerade in diesen „Apologen" feiert sein liebenswürdiges Erzählertalent seine größten Triumphe. Es sind Kabinettstücke, die uns in die Welt einführen, die die Phantasie der Erzähler in Jonien und im Athen des fünften Jahrhunderts vor allem beschäftigte. Dabei ist die Darstellung durchwärmt und durchleuchtet von dem ehrenfesten, frommen und dabei gütig verständigen Sinn des Altvaters selbst.

Das Volk hat immer seine Lieblinge, und im jonischen Heimatland des Herodot, das mitten inne zwischen Morgen- und Abendland mit beiden gleich verbunden ist, lagen Gestalten aus diesen beiden Welten dem Erzähler gleichnahe. Da sind vor allem die Herrscher des nahen Lydiens: man wußte vom Ahnherrn des Königsgeschlechts, *Gyges*, der auf abenteuerliche Weise zum Throne gelangt war. Herodots Erzählung (Nr. 1) bildet die Hauptquelle für Hebbels ergreifendes Stück; wie viele Überlieferungen aber daneben noch bestanden, mag das ebenfalls von Hebbel verwertete Gygesmärchen, das uns bei Platon begegnet (Nr. 2), zeigen. *Kroisos* vollends, der letzte Herrscher aus dem Hause des Gyges, ist allezeit eine Lieblingsgestalt griechischer Fabulistik geblieben: sein märchenhafter Reichtum, seine Güte und Frömmigkeit, endlich sein Unglück boten unerschöpflichen Stoff. Wie reizvoll ist der Gedanke, ihm einen der sieben Weisen gegenüberzustellen und griechische Besonnenheit triumphieren zu lassen über die Kurzsichtigkeit des Orientalen (Nr. 3 und 5), wie eindrucksvoll und fromm beleuchtet die Geschichte von Atys und Adrastos und vom Ausgang des Kroisos die Wahrheit der Orakel und die Macht des Griechengottes (Nr. 4 und 5)!

Neben diese Gestalten treten dann die Könige Ägyptens und Persiens. Unsere beschränkte Auswahl sucht hier das literarisch Bemerkenswerte und menschlich Bedeutsame herauszugreifen. Bald ist es die echt volkstümliche Freude an verschmitzter Schlauheit, wie in den Erzählungen vom *Meisterdieb* und von *Amasis* (Nr. 6 und 8) oder an klug gestellter Rede (Nr. 12) oder Spott über die Untreue der Weiber (Nr. 7), dann wieder schaudernde Teilnahme am Cäsarenwahnsinn des *Kambyses* und seinen Opfern (Nr. 9—11).

Auch griechische Fürstengestalten haben in ähnlicher Weise in vielfachen Sagen die Phantasie der Mit- und Nachwelt beschäftigt.

Der wunderbar rasche Aufstieg dieser „Tyrannen", die Überfülle äußeren Glückes, wie ihr jäher Sturz oder die düstere Tragik im eigenen Hause bei äußerem Glanze, das blieben ergiebige und unerschöpfliche Themen. So begegnen uns *Polykrates* von Samos (Nr. 13), dessen Geschichte schon Schiller dem Herodot entnommen hat, dann *Kypselos* von Korinth und sein Sohn *Periander* (Nr. 14). Auch das athenische Adelsgeschlecht der *Alkmeoniden*, deren Blut in Perikles' Adern floß, beschäftigte offenbar die Erzähler sehr lebhaft (Nr. 17 und 18). — Daß endlich dem frommen Sinne des Herodot Erzählungen, die wir heute als *Legenden* bezeichnen würden, besonders nahe lagen, zeigen Stücke wie die Geschichte des *Arion* oder die niedliche vom Wunder der *Helena* (Nr. 15 und 16), die noch auf ihren Gottfried Keller wartet. Ein unverkennbares Volksmärchen ist schließlich die Erzählung vom Ursprung der Skythen (Nr. 19).

Im Anschluß an das letzte Stück aus Herodot steht hier auch eine Novelle, die gleichfalls nach Skythenland führt. Wir verdanken sie *Chares* von Mitylene, einem Hofbeamten Alexanders des Großen.

Nach Herodot bringen wir zwei Episoden aus dem Historiker *Timaios* (ca. 350—260 v. Chr.). Zunächst die amüsante, in bewundernswert einheitlichem Stil durchgeführte Geschichte von der Trinker Meerfahrt, ein Motiv, das im Mittelalter auf die Wiener übertragen ist. Dann eine Probe der sogenannten *Sybaritika*. Diese bilden eine besondere Gruppe von Anekdoten, deren „Witz" in möglichst gesteigerter Abgeschmacktheit besteht. Dazu müssen besonders die Sybariten mit ihrer sprichwörtlichen Weichlichkeit herhalten. Gerade hierzu aber bieten indische und persische Geschichten interessante Parallelen, wie die von der Prinzessin, die von einem im Bette verborgenen Rosenblatt bis zum Bluten gestochen wird.

Wir schließen den Abschnitt mit einem Stück aus dem Historiker *Appian* (ca. 160 n. Chr.), das zeigt, wie die romanhafte Behandlungsweise der Geschichte sich unverändert fortsetzt. Die Erzählung der Novelle ist bei Appian etwas schwerfällig, aber ein gutes Vorbild scheint doch zugrunde zu liegen. Das Motiv vom Vater, der zwischen dem Sohn und der Stiefmutter steht, ist seitdem in allerlei Varianten und nicht nur in der antiken Literatur behandelt worden.

In die Welt des Herodot geleiten uns auch die Siegeslieder des *Bakchylides* (fünftes Jahrhundert v. Chr.), die uns erst seit 15 Jahren durch einen Papyrusfund wieder geschenkt sind. Nach dem Vorbild seines großen Vorgängers *Pindar* versucht der Dichter die Monotonie des offiziellen Lobeshymnus dadurch zu überwinden, daß er dem Sieger des Tages ein mythisches Gegenstück gegenüberstellt und irgendein Abenteuer des Herakles, Theseus usw. in gläubiger Gesinnung schildert oder der Götter Walten sonstwie aus dem Mythos, der ihm Geschichte ist, belegt.

Wir geben zunächst die Geschichte von Kroisos und Kyros, die in ihrer naiv altfränkischen Art stark von der Darstellung bei Herodot absticht, wo das Übernatürliche durch rationalistische Deutung verdrängt ist. Das Vollendetste, was Bakchylides gelang, ist wohl die Gestaltung des alten Märchens von Theseus' Meerfahrt in einer Ballade, die uns bald an den Taucher, bald an den Erlkönig erinnert. — Pathetische Töne schlägt die Dichtung vom Zusammentreffen des Herakles und Meleager in der Unterwelt an. Der stolzeste aller Zeussöhne erkennt hier an dem Geschick des einzigen Helden, dem auch er zu weichen willig wäre, die Nichtigkeit alles Irdischen. — Wie ihn dann selbst durch die Eifersucht eben der Deianeira, die ihm der Schatten des Meleager anverlobt hat, das Todeslos ereilt, schildert in gedrängter, andeutungsreicher Knappheit das nächste Lied. Auch hier sind die Kontraste des Helden, der fromm seinen letzten Sieg den Göttern dankt, während ihm die Gattin die Todesgabe, das mit dem vergifteten Blut des Nessos getränkte Hemd, zusendet, wirkungsvoll einander gegenübergestellt. Das letzte Gedicht gibt, wohl zu einer Rezitation bei einem Theseusfest in Athen bestimmt, in Dialogform einen Bericht von den ersten Heldentaten des attischen Nationalheros.

Eine lange Entwicklung liegt zwischen Bakchylides und *Ovid* (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.), aus dem nun Proben von Verwandlungssagen folgen, in denen zugleich zum erstenmal das erotische Moment mit hervortritt. Die Schöpfungen der Tragödie, die geschlossenen Charaktere des Sophokles wie die Ansätze zu psychologischer Erfassung individueller Menschen bei Euripides, die Welt der Epigrammendichtung der hellenistischen Zeit haben den Inhalt, die Rhetorik die Form der Dichtung erweitert. Aber der Stoff

entstammt bei ihm wie andern Römern griechischer Sage, so daß wir es auch hier mit „griechischen Märchen" zu tun haben. Ovid, der talentvollste wenn auch oberflächlichste der römischen Dichter, gemahnt in der Pracht seiner durchaus rhetorisch gefärbten Sprache, in der dramatisch bewegten Dialektik seiner Dichtungen manchmal an Schiller, in der spielenden Leichtigkeit der Erfindung und der Üppigkeit der Schilderung an Ariost. Aber gerade bei solchem Virtuosentum läßt sich der volle Genuß, das volle Verständnis des Geleisteten nur am Original gewinnen. Die richtigste Übersetzungsform wären hier etwa Stanzen mit Byronscher Kraft und Beweglichkeit des Ausdrucks — ein Metrum, das ja Schiller wählte, um den viel schlichteren Vergil wiederzugeben.

Wir wählen als Probe der Schilderung die Beschreibung des goldenen Zeitalters, als Beispiel erotischer Dichtung die Episoden von Apoll und Daphne, Ceyx und Alkyone — diese mit einigen Kürzungen — Pyramus und Thisbe, weiter von den Göttergeschichten Latona und die lykischen Bauern und Dionysus und die Seeräuber — Gedichte, die auch zeigen, wie unbefangen spielerisch diese Zeit den großen Göttern gegenüberstand, die sie ganz wie ihresgleichen gestaltet. Außerdem die pathetische Wiedergabe der Niobesage.

Es folgen nunmehr *Schwänke und Novellen*, wie sie sich aus den Ansätzen, die oben schon in der „äsopischen Fabel" hervorgehoben wurden, naturgemäß entwickeln mußten. Für diesen Unterhaltungsstoff waren, soweit er der stark erotischen Richtung angehörte, die *Milesischen Geschichten des Aristeides von Milet* (erstes Jahrhundert v. Chr.) das viel bewunderte und viel gelesene Vorbild. Auf ihn u. a. berief sich Ovid, als ihn Augustus zum Teil seiner üppigen Liebeslieder wegen nach Tomi verbannte. Im Gepäck der vornehmen Offiziere, das die Parther nach der Katastrophe des Crassus bei Carrhae erbeuteten, fanden sich, wie uns berichtet wird, zahlreiche Exemplare dieser Milesiaca. Eine Vorstellung von ihnen gibt — außer den Novellen bei Apuleius und Petron, von denen weiter unten die Rede ist — der *zehnte* der sogenannten *Aischinesbriefe*, eine Rhetorenarbeit hellenistischer Zeit. Die geschickte Inszenierung des anscheinend ehrlich entrüsteten Erzählers und der kecke Ton des Frevlers hüllen das verfängliche

Thema in ein Gewand heiterer Laune, wie wir sie ähnlich nur in der Renaissance treffen. Aus sehr viel späterer Zeit stammen die beiden ebenfalls in Briefform gehaltenen Novellen des Rhetors *Aristainetos* (5. Jahrhundert n. Chr.), die nur inhaltlich wirken, Der Reiz jonischer Phantasie oder attischen Witzes fehlt.

Ins Reich der *Spuk- und Zaubergeschichten* führt uns die durch Goethes herrliche Umdichtung bekannte Erzählung von der Braut von Korinth. Sie ist in den „*Wunderbaren Geschichten*" (Mirabilia) des *Phlegon von Tralles*, eines Freigelassenen des Kaisers Hadrian, nur unvollständig erhalten. Hier ist der Anfang nach einer andern Quelle, die zu Goethes Zeit noch nicht bekannt war, ergänzt. Der gewaltige Hintergrund der Geschichte jedoch, den Goethe durch den Gegensatz der christlichen Satzung zur heitern Welt der alten Götter schuf, ist ganz Goethes eigenes Werk. Der Novellist der ausgehenden Antike will nur die finstere Macht der Dämonen herausarbeiten, die den Lebenden zu sich hinab ins Grab ziehen.

Aus anderem Ton heraus hat der Spötter *Lukian* (125 n. Chr. in Syrien geboren) seinen *Lügenfreund* geschrieben, der eben dem Wunderglauben auch der Gebildeten seiner Zeit zu Leibe rücken und einen abergläubischen Lügenphilosophen an den Pranger stellen will. Aber die Geschichten, die er dazu mitteilt, sind aus dem Volksglauben geschöpft und lassen sich meist noch in Einzelzügen anderswoher belegen. Da es uns hauptsächlich auf diese Geschichten ankam, ist in der Einleitung wie am Schluß gekürzt. Das Ganze ist bei Lukian ein Dialog, in dem Tychiades (= Lukian) einem gleichgesinnten Freunde erzählt, welchen Wust von Aberglauben er an seinem Krankenbett hat hören müssen.

Ein bloßes Spiel heiterer Laune dagegen sind die *Wunschmärchen*, die im „*Schiff*" aneinander geknüpft werden.

Berechtigter Spott führt ihm die Feder in seiner „*Wahren Geschichte*", einer Satire auf die beliebten Reiseromane, die mit ihren Lügengeschichten und Aufschneidereien zur Parodie geradezu auffordern mußten. In der von uns weggelassenen Einleitung versichert Lukian ausdrücklich, daß jede seiner Erfindungen auf einen bestimmten Autor und dessen Lügenberichte ziele. Die Rücksicht auf den verfügbaren Raum zwingt uns bei der Wiedergabe

dieser ältesten Münchhausiade zu erheblichen Kürzungen und Weglassungen.

Lukian ist Vielschreiber ohne eigene feste Überzeugung. Auch ihm ist es meist mehr ums Gelesen- und Bezahltwerden als um die Sache zu tun gewesen. Aber er hat sich den Sinn für Volkstümliches bewahrt und versteht es, fesselnd zu erzählen.

Die weiteren Novellen sind den „*Metamorphosen*" des *Apuleius* entnommen. Er war in Numidien geboren und kam in der Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts nach Rom, auch er ein wandernder Vortragskünstler, der sich in den verschiedensten Literaturgattungen versuchte. Dabei unterstützt ihn eine geradezu virtuose Gabe, die verschiedensten Stimmungen anzunehmen. Bald ist er ernster Philosoph der neuplatonischen Schule, bald gläubiger Isisdiener, bald froher Erzähler milesischer Geschichten. Diese Novellen hat er in den großen Roman eingeflochten, der ihm den Eingang in die Weltliteratur verschafft hat, den „Goldenen Esel", wie man ihn seit den Tagen Augustins nennt. Es ist ein Roman in der Ichform, der auf ein griechisches Original zurückgeht. Der Korinther Lucius macht eine Reise nach Thessalien und wird in diesem klassischen Land des Hexenwesens in einen Esel verwandelt. Als solcher erlebt er die wunderbarsten Abenteuer, bis er durch die Gnade der Isis erlöst wird, in deren Dienst er dann sein Leben beschließt.

Die Sprache des Apuleius ist unendlich manieriert. Sie ahmt dem Zeitgeschmack entsprechend einerseits die Herbigkeit des Frühlateins nach, nimmt daneben eine Menge Wendungen aus dem Wortschatz des Volks auf und übergießt dann das Ganze mit poetischen Bildern und rhetorischen Floskeln. Weiter kann er sich nicht genug tun in Anspielungen und Beziehungen, die oft die Grenze des Läppischen streifen. So entsteht ein eigentümliches Barock, das nachzuahmen fast unmöglich ist — „und sollte es gelingen, so wäre es unerträglich", sagt mit Recht *O. Jahn*. So haben auch wir es bei Andeutungen belassen müssen, die namentlich den höchst komplizierten Periodenbau außer acht lassen.

Das Interesse, das die kleinen Geschichten bieten, liegt unzweifelhaft in dem lebendigen Bild, das wir hier von einer in der Auflösung begriffenen Gesellschaft erhalten. Wir wählen eine Geister-

geschichte, die Erzählungen von großen Räubern, eine Kriminalnovelle, die in der Renaissance im *Pecorone* des *Ser Giovanni Fiorentino* wieder auftaucht, eine kecke Ehebruchsgeschichte und eine tragische Liebesgeschichte, die ihrerseits an die düsteren Rachenovellen italienischer Renaissance gemahnt. Mag für diese Geschichten das Vorbild auch griechisch sein, das eigentliche Kolorit entnahm Apuleius der eigenen Zeit.

Mitten in den eben charakterisierten Roman hat nun Apuleius das Märchen von *Amor und Psyche* eingeschoben: eine Räuberbande hat dort eine edle Jungfrau an ihrem Hochzeitstage geraubt, und um die Gefangene zu trösten, erzählt ihr die alte Wirtschafterin der Banditen das Märchen. Der Esel, in den der Held des Romans verwandelt wird, hört die Geschichte mit an und bedauert am Schlusse, „nicht Griffel und Schreibtafel zu haben, damit er diese schöne Geschichte aufzeichnen könne".

Es ist kein Zweifel, daß Apuleius auch diese Geschichte nicht erfunden, sondern ein griechisches Urbild in seine Sprache und seinen Stil übertragen hat. Aber schon über den Zweck, den unser Erzähler mit dieser Geschichte verfolgte, herrscht bis jetzt Streit unter den Fachleuten. Wollte er lediglich eine „Fabula", eine unterhaltende Geschichte, neben andern in seinen Roman einflechten? Oder ist die Erzählung von den Leiden der Psyche (= Seele) allegorisch gemeint und mit den mythisch-religiösen Gedanken und Erfahrungen, in die der Roman ausklingt, in Verbindung zu bringen? Jede dieser Meinungen ist schon mit Gründen vertreten worden. Die Schwierigkeiten wachsen aber noch, wenn der Versuch gemacht wird, die Natur des unbekannten griechischen Vorbilds, das Apuleius bearbeitet hat, zu ergründen. Die einen nehmen ein altes griechisches, ja indogermanisches *Volksmärchen* als Quelle an und weisen auf die vielen unzweifelhaft echten Märchenzüge der Geschichte hin. Solche sind: die übergroße Schönheit der Königstochter, die den Haß der bösen Schwiegermutter erregt, der in einen Drachen verwandelte Prinz, die Vermählung mit dem Ungeheuer, das Verbot, nach Namen und Gestalt des Geliebten zu forschen, und die Strafe für die Übertretung des Verbots, die unsichtbaren Dienerinnen, das Tischleindeckdich, die Strafe der bösen Schwestern, die Arbeiten und Prüfungen der Heldin, die helfenden, redenden

Tiere und Pflanzen, der redende Turm und noch manches andere. Wenn schon jeder unbefangene Leser der Erzählung ganz von selber an Aschenbrödel, Schneewittchen und andere Grimmsche Märchen erinnert wird, so war es für Kenner dieses Gebietes nicht schwierig, aus der Märchenliteratur aller Völker eine Menge ähnlicher und verwandter Motive beizubringen, um so den märchenhaften Charakter des Urbilds unserer Geschichte zu erweisen. Demgegenüber geben andere zwar den märchenhaften Charakter sehr vieler Einzelzüge zu, weisen aber mit Nachdruck auf alle diejenigen Elemente hin, für die in einem Märchen kein Platz ist, die, wie z. B. die göttlichen Namen der Hauptgestalten selbst, auf *mythisch-religiösen* Ursprung des Ganzen hinweisen. So sucht die jüngste Behandlung der Frage von sehr beachtenswerter Seite den Nachweis zu erbringen, daß ein *hellenistisches Märchen,* dem selbst wieder ein orientalischer *Göttermythus* zugrunde liegt, die letzte Quelle unserer Geschichte sei. Wieder andere finden in den Erlebnissen der Psyche, also der Menschenseele, und des Amor, des griechischen Eros, d. h. des Gottes der Liebe und jedes leidenschaftlichen Strebens, einen tiefen allegorischen Sinn und von vornherein schon einen mehr oder weniger engen Zusammenhang mit den Geheimlehren griechischer Mysterienreligion.

Wir müssen uns an dieser Stelle mit diesem Hinweis auf die Probleme und die Wege, die man zur Lösung eingeschlagen hat, begnügen, aber ein Punkt verlangt doch noch eine kurze Würdigung, das ist der *Ton,* in dem das Märchen erzählt wird, ein Ton, der zunächst bei deutschen Lesern Befremden erregen muß. Denn seit der klassischen Leistung der Brüder Grimm erscheint uns allein die von diesen gewählte Darstellungsform dem Wesen des Märchens angemessen: in kindlicher Einfalt und schlichter, schmuckloser Sachlichkeit ziehen die Ereignisse am Ohr des Hörers vorüber; das Wunderbare des Märchens braucht für uns nicht noch durch irgendwelche effektvolle Darstellung gehoben zu werden. Ganz anders bei Apuleius. Die schon oben charakterisierte Art und Unart des Verfassers erreicht hier ihren Höhepunkt. Hier erzählt ein Schriftsteller, der zugleich einer der raffiniertesten Sprach- und Stilkünstler des Altertums ist, er erzählt es seinen Zeitgenossen, die mit den gepfeffertsten Reizungen einer überreifen Sprach-

kultur unterhalten sein wollen, denen jedes Genre recht ist außer dem schlichten und selbstverständlichen. Das Märchen bekommt von diesem in seiner Art unerhörten Stilisten das prunkvollste, auffallendste, wenn man will, unpassendste Gewand übergeworfen, das sich denken läßt: ein wahres Feuerwerk aller rhetorischen Künste und Künsteleien umprasselt den Leser beständig, da werden die Worte gehäuft, dichterischer Rhythmus, schöne Gleichklänge, geistreiche Verschränkungen und zugespitzte Gegensätze der Worte und Begriffe sollen den Eindruck verstärken, blumige Wendungen, Zitate und Anspielungen, Wortspiele und andere Künsteleien werden nicht gespart. Auch stofflich werden in das Märchen wesensfremde Elemente hineingebracht, es fehlt gelegentlich nicht an etwas lüsterner Erotik; die Gestalten der alten Götter, die ja jener Welt religiös kaum mehr etwas bedeuten, werden parodistisch behandelt und möglichst ins Kleinbürgerliche herabgezogen. Neben Absonderlichem, ja Abgeschmacktem finden sich dann Stellen voll hoher Pracht der Schilderung oder Reden, getragen von jenem echten, wirkungsvollen Pathos der hochentwickelten römischen Rhetorik.

Eine Übersetzung, die alle diese Züge des Urbilds beibehielte, ist in unserer Sprache undenkbar und unmöglich: vieles und gerade das Originellste entzieht sich jeder Übersetzung. Auch die letzte, die dem Verfasser vorlag und aus der er mit Dank bekennt, außerordentlich viel gelernt zu haben, die von *Ed. Norden*, hat an vielen Stellen von dem Mittel einer vorsichtigen Retouche Gebrauch gemacht, um dem Geschmack des modernen Lesers nicht zuviel zuzumuten. Aber auf der anderen Seite ist doch der seltsame Stil des Apuleius selbst wieder eine der größten literarischen Merkwürdigkeiten, die in der Weltliteratur kaum ihresgleichen hat. Darum glaubte der Verfasser der vorliegenden Übertragung, die sich doch an literarisch interessierte Leser wendet, im Anschluß an das seltsame Original gelegentlich wohl noch einen Schritt weiter gehen zu sollen als sein Vorgänger. Er hat so viel Vertrauen zum *Inhalt*, daß er hofft, die Leser werden trotz des manchmal absonderlichen Gewandes das Entzücken eines *Raphael* nachfühlen können, den das Märchen zu seiner heitersten Schöpfung angeregt hat, und Goethes Urteil nicht übertrieben finden, der von ihm sagt: „Schwer-

lich ist jemals in eines Menschen Geist etwas Lieblicheres und Zarteres aufgestiegen; der Verstand ist befriedigt, das Gemüt erfreut und das Herz entzückt und schlägt froh dem Werke entgegen, welches reizt, ergreift und unsere schönsten Empfindungen aufregt; die Kunst überschüttet uns mit ihren Wohltaten."

Auch das unbestreitbar genialste Werk der gesamten uns erhaltenen römischen Literatur, der satirische Roman des *Petronius Arbiter* aus der Zeit des Kaisers Nero geht in dem einen Hauptmotiv, der Geschichte der Leiden eines Mannes, den der Zorn des Priapus, des Gottes der niederen Minne, verfolgt, auf die *fabulae Milesiae* zurück. Damit sind andere Motive verknüpft, und als Rahmen die Schilderung von Reiseerlebnissen in Unteritalien, besonders in einer Kleinstadt — vermutlich Kroton — gewählt. Mit unübertrefflicher Realistik ist hier das Leben der Kaiserzeit mit seiner verfeinerten Genußsucht und gewissenlosen Liederlichkeit wiedergegeben. Das einzige größere Stück, das uns von dem sehr umfänglichen Roman erhalten ist, schildert das Gastmahl bei dem Parvenü *Trimalchio*, das wir um ein Drittel verkürzt wiedergeben. Der überlegene Humor, mit dem diese reich gewordenen Freigelassenen gezeichnet werden, mit ihrer gemeinen Gesinnung und ihrer Unbildung, die sich im Original auch in der pöbelhaften Sprache spiegelt, hat nicht nur in der römischen Literatur nicht seinesgleichen. Die Szene ist seit jeher bewundert und gelegentlich auch bei Karnevalsfestlichkeiten aufgeführt worden, so 1702 in Hannover, wie uns ein interessanter Brief von *Leibniz* schildert. — Aus den Fragmenten fügen wir noch die geistreiche Behandlung des weiberfeindlichen Schwanks von der *Matrone zu Ephesus* bei, die einst *Lessing* zur Nachahmung reizte.

Zum Abschluß geben wir Proben phantastischer Schilderung ferner Lande und wunderbarer Taten eines kühnen Helden aus dem *Alexanderroman*, dessen erste Fassung vielleicht noch in der Zeit der Diadochen entstanden ist. Sie zeigen, wie der schlichte Märchenstil, in dem einst Homer dergleichen geschildert hatte, unter dem Einfluß des Orients in Anlehnung an die ethnographische Phantastik der Perser und Inder verwildert ist. Eine Reihe von Einzelzügen, wie die scheinbare Insel, die sich dann als Seeungeheuer erweist, sind ja auch aus Tausend und einer Nacht bekannt.

Der Roman ist in verschiedenen Fassungen überliefert, neben denen auch, wohl schon in sehr früher Zeit, eine Sammlung von Briefen Alexanders voll wunderbarer Geschichten umlief. Da es hier aber darauf ankam, die Fülle der Motive herauszuheben, haben wir ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu älteren oder jüngeren Fassungen, die oft auch der Fachmann schwer scheiden kann, einzelne Abenteuer herausgegriffen, ja in einem Falle — den Erzählungen aus dem Lande der Seligen — verschiedene Fassungen kombiniert.

So toll die Fabulistik auch hier sich gebärdet, so spricht doch aus dem Beschluß von Alexanders Fahrten zum Meeresgrunde und zur Himmelshöhe die griechische Weisheit der Selbtbescheidung. Und griechischer Spekulation sind im wesentlichen auch die Belehrungen entnommen, die Alexander hier von den Brahmanen Indiens empfängt. Das Ganze aber klingt aus in der schwermütigen Dichtung, wie der siegreiche Held auf der Höhe der Erfolge durch Göttermund sein trauriges Ende erfährt.



MÄRCHEN/FABELN/ SCHWÄNKE UND NOVEL-LEN AUS DEM KLASSISCHEN ALTERTUM



ODYSSEUS BIETET DEM KYKLOPEN
DEN WEINBECHER

HOMER

1. DAS EILAND DER KALYPSO

Zeus beauftragt Hermes, der Kalypso den Befehl zu überbringen, den Odysseus in seine Heimat zu entlassen.

Also wollte es Zeus und willig erwies sich der schnelle
Bote der Götter. Er legte die goldenen göttlichen Sohlen
an, die über die Fläche des Meers, die unendlichen Länder
leicht ihn tragen auf Flügeln des Windes, er griff zu dem Stabe,
welcher die Augen der sterblichen Menschen, sowie er gebietet,
bald im Schlafe verschließt, bald wieder vom Schlafe sie aufweckt.
Diesen ergreifend schwang sich hinunter der eilende Hermes.

Über Pierien[1] glitt er dahin, dann schoß er zur Tiefe,
schwebte dahin nun über den Wogen, der Möve vergleichbar,
wenn sie nach Fischen durchspähet des nimmer ruhenden Meeres
finstere Buchten und oft mit den Fittichen taucht in die Salzflut.
Also wandelte über die Wogen der eilende Hermes.

Wie er zur Insel gelangte, die weit ab liegt in der Ferne,
stieg er vom bläulichen Meere hinan zum Gestade und ging nun,
bis er zur Höhle gekommen, in welcher die lieblich gelockte
Nymphe Kalypso wohnte. Er traf sie in ihrer Behausung.
Lodernd stieg von dem Herde die Flamme auf, weit durch die Insel
wallte der harzige Duft vom Holze der Zedern, des Weihrauchs
würzige Glut. Es ertönte dazu der erhabenen Göttin
liebliche Stimme von drinnen: sie wandelte singend am Webstuhl
auf und nieder und webte, das goldene Schiffchen in Händen.
Rings um die Höhle erhob sich ein Hain von grünenden Bäumen,
silbernen Pappeln und Erlen, dahinter die schwarzen Zypressen.
Vieles Gevögel umschwebte die Höhle und hauste im Dickicht:
Eulen und Habichte schossen hervor, laut schrieen die Seekrähn.
Aber die Wände der mächtigen Höhle umrankte ein Rebstock
rings sie mit üppigen Zweigen umhüllend und prangenden Trauben.
Auch vier Quellen entsprangen daselbst mit schimmerndem Wasser
nachbarlich nebeneinander und schlängelten hierhin und dorthin.
Saftige Wiesen ergrünten, durchwirkt von Veilchen und Eppich.
Selbst ein Gott sah staunend die Pracht und freute sich ihrer,
wenn er der Insel sich nahte. So stand und staunte der Götter



eilender Bote. Doch als er das Bild in der Seele genossen,
trat er hinein in die Grotte. Sofort erkannte Kalypso
ihn, die erhabene Göttin. Es kennen sich alle die Götter,
wenn auch fern von den andern Unsterblichen einer sein Haus hat.
Doch den Odysseus erblickte er nicht, den erhabenen Dulder,
drinnen; er saß fernab an dem Meere, so wie er gewohnt war,
und zerriß sich das Herz mit Jammern, Klagen und Seufzen.

2. DAS KYKLOPENMÄRCHEN

Auch in das Land der Kyklopen, der übermütigen Frevler,
kamen wir. Diese vertrauen dem Schutz der unsterblichen Götter,
und so bestellen sie nie mit den eigenen Händen die Feldflur.
Aber auch ohne die Saat und die Pflege gedeihet dort alles:
Weizen und Gerste und Reben mit üppigen, strotzenden Beeren,
welche der Regen des Zeus heranreift. Aber sie kennen
auch die Versammlungen nicht, wo Recht man findet und Ratspruch
in der Gemeinde, sie hausen zerstreut in geräumigen Klüften
auf den gebirgigen Höhen. Ein jeglicher hält das Gericht ab
über die Weiber und Kinder. Es achtet dort keiner des andern.

Seitwärts liegt von dem Hafen des Lands in geringer Entfernung
waldig und flach ein Eiland dort. Unzählige wilde
Ziegen erblickt man daselbst, sie scheucht kein menschlicher Fußtritt.
Denn nie nahen sich Jäger der Insel, die sonst in den Wäldern
mühvoll klimmen hinan zu dem felsigen Kamm der Gebirge.
Saatland siehst du dort nicht und auch nicht weidende Rinder,
nimmer gepflügt und nimmer bestellt, von Menschen verödet
bietet die Insel allein Herberge den meckernden Ziegen.
Denn es gebricht den Kyklopen an rötlich geschnäbelten Kähnen.
Meister des Schiffbaus fehlen im Land, und keiner erbaut dort
Schiffe mit hohen Verdecken, die aus fernliegenden Landen
mancherlei Dinge beschafften, wie sonst wohl kundige Männer
über das Meer hin kreuzen zu anderen Stätten der Menschen.
Hätten sie die, so bebauten sie sicher das liebliche Eiland,
denn es ist trefflicher Boden und trüge zur richtigen Zeit wohl
jegliches. Üppige Wiesen erblickt man am Strande des grauen
Meeres, getränkt durch reichliche Quellen. Der Weinstock ergäbe
reichen Ertrag. Auch fände der Pflug in dem ebenen Grunde

fettesten Boden, sie mähten im Herbst tiefstehende Saaten.
Günstig ist ferner der Hafen, es brauchte der Schiffer die Anker
nicht in die Flut zu versenken, noch festzuknüpfen ein Haltseil,
sondern das Schiff läuft auf und liegt da, bis es dem Schiffer
weiterzufahren gefällt, weil günstige Winde sich auftun.
Doch in der Tiefe der Bucht strömt hell aus felsiger Grotte
treffliches Wasser hervor; Schwarzpappeln umgeben die Quelle.
Hier nun liefen wir ein, und ein Gott war unser Geleiter
durch tiefdunkele Nacht, wo alles in Schatten gehüllt war.
Nebel umgaben das Schiff ringsum, man suchte vergeblich
nach der Selene lieblichem Schein, sie bargen die Wolken.
Deshalb konnte auch keiner die Insel mit Augen erblicken.
Auch das merkten wir nicht, wie flach zum Strande die Wellen
nun anbrandeten, ehe nicht sanft aufliefen die Schiffe.
Also landeten wir und bargen die sämtlichen Segel
und entstiegen den Schiffen dann selbst am brausenden Meerstrand,
schlummerten dort ein wenig und harrten der heiligen Frühe.

Doch wie frühe vor Tage die rosige Eos heraufstieg,
da umschritten wir alle das Eiland voller Bewundrung.
Aber es scheuchten die Nymphen, des Donnerers Töchter, uns gnädig
Ziegen hervor aus den Büschen zur Mahlzeit für die Gefährten.
Hurtig entnahmen wir da von den Schiffen geschwungene Bogen
und Jagdspieße mit ragendem Schaft. Drei reisige Haufen
bildeten wir und jagten zuhauf, und reichliche Beute
gönnte die Gottheit uns. Zwölf stattliche Schiffe besaß ich:
jedes erhielt neun Ziegen und ich noch eine darüber.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
saßen wir, reichlich am Fleische und lieblichen Weine uns labend.
Damals mangelte uns in den Schiffen der rötliche Wein nicht,
denn wir hatten genügend gefaßt in gehenkelten Krügen,
als wir die heilige Stadt zerstörten im Land der Kikonen.
Nunmehr sahen wir auch in der Nähe das Land der Kyklopen,
sahen den Rauch und hörten die Stimmen der Menschen und Tiere.
Doch als wieder die Sonne sich senkte und Dämmerung aufstieg,
ruhten wir schlafend wieder am Strande des brausenden Meeres.
Doch wie frühe vor Tage die rosige Eos heraufkam,
rief ich die Freunde zusammen zum Rate und redete also:

„Bleibt allhier und wartet geduldig, geliebte Gefährten.
Denn mit dem eigenen Schiffe will ich und den eigenen Mannen
ausziehn, daß ich dort drüben der Menschen Gesinnung erkunde,
ob sie frevelhaft sind und ungesittet und rechtlos
oder den Fremdlingen hold und rechtlicher frommer Gesinnung."
Also sprach ich und trat in das Schiff und befahl den Gefährten
selbst auch einzusteigen und loszulösen die Seile.
Schnell dann stiegen sie ein und reihten sich über die Bänke,
und sie schlugen im Takt mit den Rudern die weißliche Meerflut.
Als wir sodann zu dem nahegelegenen Strande gelangten,
sahen wir dort an dem äußersten Rande des Meers eine Felskluft,
mächtig gewölbt, umschattet von Lorbeergebüschen. Es schliefen
Ziegen und Schafe in ihr zur Nachtzeit. Außen herum lief
rings von gehauenen Steinen, von Stämmen gewaltiger Fichten
und starkwipfliger Eichen die hochaufragende Brustwehr.
Dort nun hauste ein Mann von riesigem Wuchse. Er pflegte
immer abseits die Herde zu weiden und nahte den andern
niemals, denn es erfüllte sein Herz ruchlose Gesinnung.
Groß auch war zum Entsetzen das Scheusal, keinem vergleichbar,
welcher vom Brote sich nährt, nein, gleich dem bewaldeten Gipfel
hochaufsteigender Berge, der fern von den andern emporstarrt.
Nunmehr hieß ich die andern Gefährten am Meere verweilen,
um mir das Schiff zu bewachen. Ich selber erwählte von allen
Mannen die tapfersten zwölf und schritt dann fürder. Sie trugen
einen gewaltigen Schlauch mit schwärzlichem, lieblichem Weine.
Maron schenkte ihn mir, ein Priester, der Sohn des Euanthes,
der dem Apollo diente, solange noch Ismaros[2] feststand,
weil wir sein mit dem Sohne geschont und mit der Gemahlin,
ehrfurchtsvoll, denn er wohnte im heiligen, schattigen Laubhain
Phoibos Apolls. Drum schenkte er uns die erlesensten Gaben,
schenkte mir sieben Talente von kostbar geschmiedetem Golde,
dann einen Mischkrug, ganz aus lauterem Silber, und endlich
füllte er selber in zwölf schönhenklige Krüge den Wein uns,
süß und unvermischt, ein Trank für Götter. Es wußte
auch kein Sklave um ihn in dem Hause und keine der Mägde,
einzig er selbst und die Frau und die treue Schaffnerin. Trank er
nun von dem schwärzlichen Weine, dem honigsüßen, so goß er

einen Becher des Weins auf zwanzig Maße des Wassers,
und vom Mischkrug strömte sodann solch göttlicher Duft aus,
daß wohl keiner dem Trunke sich gerne versagte. Von diesem
füllten den mächtigen Schlauch wir voll und trugen ihn mit uns.
Speise auch barg ich im ledernen Sack, denn es ahnte das Herz mir,
daß ich daselbst einem Riesen mich nahe von mächtiger Stärke,
solch einem wilden Gesellen, der Recht nicht achte noch Satzung.
Rasch zu der Höhle gelangten wir nun, doch trafen wir nicht ihn
drinnen, er trieb auf die Weide bereits die gewaltigen Herden.
Also traten wir ein und betrachteten alles mit Staunen.
Siehe da strotzten von Käse die Körbe und in den Gehegen
drängten sich Lämmer und Ziegen, doch waren sie sorglich geschieden,
Spätlinge dort und die Frühlinge hier und die mittlern besonders.
Ringsum trieften von Molken die Töpfe, die Bütten und Eimer,
die er zum Melken gebrauchte, die trefflich geglätteten. Nunmehr
baten mich erst die Gefährten, vom Käse zu rauben und eilig
fürder zu ziehn, dann schnell zu dem Schiffe die Lämmer und Zicklein
aus den Gehegen zu treiben und rasch zu durchsteuern die Salzflut.
Aber ich hörte sie nicht — und traun, sie rieten das Beste!
Denn ich begehrte ihn selber zu sehn und zu üben das Gastrecht —
ach, nicht sollt' ich des Wirtes mich freuen, noch auch die Gefährten!
So nun zündeten Feuer wir an und opferten, nahmen
selbst auch Käse und speisten und saßen da, seiner gewärtig,
als er das Vieh heimtrieb. Er trug eine mächtige Ladung
trockenen Holzes herbei, damit er das Mahl sich bereite.
Drin in der Höhle warf er es ab, da erscholl ein Getöse,
daß wir zum äußersten Winkel der Felskluft ängstlich entwichen.
Er nun trieb in die Höhle die weiblichen Tiere zum Melken,
aber die Widder und Böcke verwahrte er draußen im Vorhof
in der geräumigen Hürde. Dann schwang er den mächtigen Torstein
hoch in die Höhe und wälzte den wuchtigen leicht vor die Öffnung.
Zwanzig und mehr vierrädrige Wagen von trefflicher Bauart
hätten den Stein niemals vom Boden gerissen — mit solchem
wuchtigen Felsen verschloß wie spielend die Höhle der Riese.
Alsdann saß er und melkte die Schafe und meckernden Ziegen,
alles der Ordnung gemäß, und legte die Jungen ans Euter.
Nunmehr ließ er die Hälfte der Milch allmählich gerinnen,

ballte sie dann zu Käse und barg sie in niederen Körben,
aber die andere Hälfte der Milch verwahrt' er in Töpfen,
um beim Mahle zu trinken und falls ihm sonst es beliebe.

Doch nachdem er so alle Geschäfte mit Eifer vollendet,
zündete Feuer er an und sah uns. Also begann er:
„Fremdlinge, sprecht, wer seid ihr? Wo wagtet ihr euch auf die feuchten
Pfade des Meeres? Führt Handel euch her? Betreibt ihr den Seeraub?
Vielerlei Volk durchkreuzt ja das Meer, nicht achtend des eigenen
Lebens, um Beute zu machen bei andersredenden Völkern."
So der Kyklop. Da bebte uns allen das Herz vor Entsetzen
über die grimmige Stimme und über ihn selber, den Unhold.
Aber ich faßte mich dennoch und redete also erwidernd:
„Wir sind Griechen, o Herr, vom troischen Ufer verschlagen,
irrten wir über die Fluten des Meers in mancherlei Stürmen.
Heimwärts wollten wir kehren, doch andere Wege und Bahnen
trieben wir. Also fügte es wohl Zeus' waltender Ratschluß.
Kriegsvolk nennen wir uns von des Atreus Sohn, Agamemnon,
dessen gewaltiger Ruhm jetzt hoch zum Himmel emporsteigt.
Denn er zerstörte die mächtige Stadt, er vertilgte die Völker
alle umher. Wir aber, die deinen Knieen genaht sind,
bitten dich, uns zu bewirten und uns das Geschenk zu gewähren,
das zu verlangen des Gastfreunds Recht heißt unter den Menschen.
Scheue die Götter, o Bester, du siehst Schutzflehende vor dir.
Zeus ist der rächende Hort schutzflehender, reisender Gäste,
Zeus, der der Gastliche heißt und rechtlichen Wanderern beisteht."
Also sprach ich. Doch jener erwiderte grausamen Herzens:
„Töricht bist du, o Fremder, wo nicht von ferne du herkommst,
daß du mich mahnest die Götter zu fürchten und sie zu verehren.
Nichts ja gilt den Kyklopen der aegisschwingende Zeus, nichts
alle die seligen Götter, denn weit vortrefflicher sind wir.
Wahrlich ich schone dich nicht noch die deinigen, weil ich die Strafe
fürchte von Zeus, wo nicht mir das eigene Herz es gebietet.
Aber verkünde mir doch: wo bargst du dein treffliches Fahrzeug?
Ferne am Strand oder hier in der Nähe? Das laß mich erfahren!"

Also sprach er, der Arglist voll. Doch er täuschte den Klugen
nicht, ich entgegnete ihm sogleich mit den listigen Worten:
„Ach, mein Schiff, das zerbrach mir der Ländererschüttrer Poseidon,
der an die Klippe es warf an dem Vorgebirge der Insel,
als ein gewaltiger Sturm vom Meere zum Lande uns hintrieb.
Nur mit diesen allein entrann ich dem jähen Verderben."
Also sprach ich. Doch nichts entgegnet' er grausamen Herzens,
sondern er sprang in die Höhe und griff mit den mächtigen Händen
zwei der Gefährten und schmetterte sie zu Boden wie junge
Hunde, es spritzte das Hirn ringsum, Blut netzte den Boden.
Drauf zerriß er sie Glied um Glied und bestellte das Mahl sich.
So wie ein Leu im Gebirge verschlang er sie, alles verzehrend,
Eingeweide und Fleisch, ja selbst die markigen Knochen.
Aber wir weinten und hoben beschwörend die Hände zu Zeus auf,
als wir das Gräßliche sahen und unsere Ohnmacht erkannten.

Als nunmehr der Kyklope den mächtigen Wanst sich gefüllet,
menschliches Fleisch einschlingend und drauf den lauteren Milchtrank,
ruhte er lang durch die Höhle gestreckt in der Mitte der Schafe.
Aber ich plante zunächst im mutigen Herzen, ich wollte
leise heran mich schleichen und erst mit den Fingern die Stelle
tastend erspähn, wo dünn nur das Zwerchfell liegt um die Leber,
und mit dem Schwerte sodann ihm die Brust durchbohren. Es hielt mich
aber zurück ein zweiter Gedanke: auch so war der Tod uns
allen gewiß. Wie wäre es möglich mit unseren Händen
weg von der Türe zu wälzen den Felsblock, den er davorschob?
Also saßen wir weinend und harrten der heiligen Frühe.

Aber wie frühe vor Tage die rosige Eos heraufstieg,
zündete Feuer er an und melkte die herrlichen Tiere,
alles der Ordnung gemäß, und legte die Jungen ans Euter.
Doch wie er alle Geschäfte mit Eifer vollendet, da griff er
wiederum zwei der Gefährten heraus und fraß sie zum Frühmahl.
Als er geschmaust nun, trieb er ins Freie die stattliche Herde,
leicht von der Tür weghebend den mächtigen Felsen. Dann schob er

ebenso leicht ihn wieder davor, als ob er den Köcher
rasch mit dem Deckel verschlösse. Dann ließ er draußen den Lockruf
gellend erschallen und führte zu Berge die stattliche Herde.
Aber ich blieb und erwog in dem argesersinnenden Herzen,
wie ich mich rächte an ihm, wenn Ruhm mir verliehe Athena.
Dieser Gedanke erschien mir zuletzt aus vielen der beste:
drinnen lag in dem Pferche des Unholds mächtige Keule,
jetzt noch ein grünender Stamm von Olivenholz, den er getrocknet
später zu tragen gedachte. Er dünkte uns etwa beim Ansehn
gleich dem gewaltigen Maste des zwanzigrudrigen Lastschiffs,
das breitbäuchig die Fracht durch tiefe Gewässer dahinträgt:
Diesem erschien er an Breite, erschien er an Dicke vergleichbar.
Davon hieb ich ein Klafter herunter, und dies den Gefährten
reichend, gebot ich den Pfahl rings glatt zu behauen. Sie taten's
willig sogleich, nun trat ich heran und spitzte ihn vornen
zu, und glühte den Pfahl dann hart in dem lodernden Feuer.
Diesen verbarg ich sodann voll Sorgfalt unter dem Miste,
der in der Höhle umher in unendlicher Menge zerstreut lag.
Nunmehr hieß ich die Freunde, das Los miteinander zu werfen,
welche daran sich wagten, mit mir den geschwungenen Pfahl ihm
tief in das Auge zu bohren, sobald ihm der Schlummer genaht war.
Aber es wählte die viere das Los, die ich selber am liebsten
hätte erkoren; ich trat freiwillig als fünfter zu ihnen.

Jetzt am Abend kam er, der Hirt mit der wolligen Herde.
Aber er trieb sie hurtig hinein in die räumige Höhle
allezusamt und ließ nicht ein einziges draußen im Vorhof,
sei's, daß es ihm ein Gott so eingab, sei's, daß von selbst er
Argwohn faßte. Sodann verschloß er die Tür mit dem Felsblock,
setzte sich nieder und melkte die Schafe und meckernden Ziegen,
alles der Ordnung gemäß, und legte die Jungen ans Euter.
Doch wie er alle Geschäfte mit Eifer vollendet, da griff er
wiederum zwei der Gefährten heraus und fraß sie zum Nachtmahl.
Nunmehr trat ich hervor und hielt einen Napf in den Händen
voll schwarzfunkelnden Weins und redete so zu dem Unhold:
„Trinke, Kyklop, nun Wein, nachdem du Menschen verspeist hast,
daß du erfährst, wie köstlichen Wein wir im Schiffe besaßen.

Dir gedacht' ich damit zu opfern, wofern du aus Mitleid
uns in die Heimat entließest. Jedoch du rasest ja sinnlos.
Gräßlicher Mann, wie soll dir ein anderer nahen in Zukunft
aus den Geschlechtern der Menschen? Du handelst nicht so, wie es
recht ist!"
Also sprach ich. Er nahm und trank und freute sich mächtig
über das süße Getränk und forderte gleich noch ein zweites.
„Gib mir noch eines, mein Bester, und sage mir auch, wie du heißest,
gleich auf der Stelle erhältst du sodann ein Geschenk, das dich
freun wird.
Auch in dem Land der Kyklopen gebiert ja das fruchtbare Erdreich
wohl großtraubigen Wein, und Zeus schickt Sonne und Wachstum,
aber der deine, der schmeckt nach Ambrosia wahrlich und Nektar."
So der Kyklop, und ich reichte von neuem den funkelnden Wein ihm,
dreimal schenkt' ich ihm voll und dreimal trank er in Torheit
leer das Gefäß. Doch wie nun der Wein ihm die Sinne umnebelt,
redete so ich zu ihm und begann mit den schmeichelnden Worten:
„Meinen berühmten Namen begehrst du zu wissen? Du sollst ihn
hören, Kyklop. Doch gib das Geschenk auch, wie du versprachest!
‚Niemand' heißt mein Name. Denn Niemand hießen zu Haus mich
Vater und Mutter, so hießen mich auch die gesamten Gefährten."
Also ich selbst. Doch jener entgegnete grausamen Herzens:
„Wahrlich den Niemand freß ich zuletzt nach seinen Gefährten,
alle die andern vorher. Dies soll dein Ehrengeschenk sein."
Sprach's, und rücklings fiel er zu Boden und lehnte zur Seite
seinen gewaltigen Nacken, den feisten. Ihn packte des Schlummers
alles bezwingende Kraft. Doch jetzt entströmten dem Schlunde
Wein und menschliches Fleisch, das trunkenen Mutes er ausbrach.
Schnell nun stieß ich den Pfahl in den glimmenden Haufen von Asche,
daß er zu glühen begänne, und redete meinen Genossen
herzhaft zu, daß keiner zurück jetzt wiche vor Zagheit.
Rasch fing Feuer der Pfahl in der Glut, so grün er auch aussah.
Furchtbar glühte die Spitze. Da trat ich hinzu, und ich trug ihn
hin zu dem Riesen. Es reihten sich rechts und links die Genossen,
aber gewaltigen Mut goß uns in die Seele ein Dämon.
Sie nun stießen die Spitze des Ölbaums ihm in das Auge,
aber ich stemmte mich gegen das Ende und gab ihm die Richtung,

so wie der Schiffsbaumeister dem Bohrer von oben die Richtung
gibt, indes die Gesellen am Riemwerk ziehen, von beiden
Seiten es fassend, damit sich beständig drehe der Bohrer —
also drehten den feurigen Pfahl wir im Auge des Riesen,
und rings troff das gewirbelte Holz von dem siedenden Blute.
Wimpern und Brauen versengte ihm völlig der feurige Gluthauch,
während zischend der Apfel des Augs mit der Wurzel herausrann.
So wie Schmiede das Eisen am Holzbeil oder der Streitaxt
tauchen in kühlendes Wasser, das laut aufzischend emporbraust,
— denn nur so vermögen dem Eisen sie Härte zu geben —
also zischte das Auge des Riesen am glühenden Ölbaum.
Fürchterlich brüllte er jetzt laut auf, daß der Felsen umher scholl
und wir, bebend vor Angst, uns flüchteten. Rasch aus dem Auge
riß er den Pfahl, den blutüberströmten. Dann warf aus der Hand er
ihn auf die Erde und raste vor Wut umher in der Höhle.
Nunmehr rief die Kyklopen er an, laut brüllend, die nahe
hausten in felsigen Höhlen im sturmdurchtobten Gebirge.
Jene vernahmen die Stimme und kamen von daher und dorther,
und um die Höhle sich drängend, erforschten sie, was ihn betrübe:
„Was doch geschah, Polyphemos, zuleide dir, daß du so brülltest
durch die ambrosische Nacht und uns aufwecktest vom Schlummer?
Raubt dir die Herden vielleicht ein Mensch durch freches Beginnen,
oder bedroht er dich selbst durch Arglist oder Gewalttat?"
Doch Polyphem, der Gewaltige, schrie drauf so in der Höhle:
„Niemand mordet mich, Freunde, durch List und nicht mit Gewalttat!"
Aber zur Antwort riefen sie ihm die geflügelten Worte:
„Tut dir keiner ein Leid und bist du allein in der Höhle —
Krankheit, wie sie uns Zeus, der erhabene, sendet, der kann man
nimmer entgehn. Doch bete du nur zu dem Vater Poseidon!"
Riefen's und eilten davon. Doch inniglich lachte das Herz mir,
daß sie die List mit dem Namen getäuscht, den klug ich ersonnen.

Doch der Kyklope, vor Schmerz laut stöhnend und jämmerlich winselnd,
tappte umher mit den Händen und schob von der Türe den Felsen,
setzte sich dann dort nieder und tastete rings mit den Händen,

ob er nicht einen ergriffe, der unter die Herden sich mischend,
ihm zu entrinnen versuche. So gar dumm, hoffte er, sei ich.
Aber ich grübelte nach, was jetzt am besten zu tun sei,
wie ich vom Tod die Genossen und mich gleich ihnen befreie.
Tausend Listen ersann ich und tausend Ränke — es ging ja
jetzt an das Leben uns allen, und fürchterlich drang die Entscheidung.
Dieser Gedanke erschien mir zuletzt aus vielen der beste.

Stattliche Widder standen im Pferche mit buschigem Wollhaar,
groß und trefflich genährt, mit bläulich schimmerndem Vließe.
Diese nun flocht ich zu dreien mit biegsamen Gerten zusammen
heimlich, die Zweige entnahm ich dem Lager, auf welchem zum Schlafe
nachts der Kyklope sich streckte, das rechtlos denkende Scheusal.
Unter den mittleren band ich sodann je einen der Freunde,
während zum Schutze zwei andere Widder zur Seite ihm schritten.
Aber ich selbst erwählte den weitaus stärksten von allen
Widdern und griff ihn am Rücken. Dann glitt ich, zur Seite mich schiebend,
unter den zottigen Bauch und wühlte mich tief in das Fell ein.
Dort nun hielt ich mich fest und hing ausdauernden Herzens.

Aber wie frühe vor Tage die rosige Eos heraufstieg,
stürzten die Böcke begierig hinaus zu der lockenden Weide,
aber es blökten die Schafe und Ziegen mit strotzenden Eutern
harrend, daß der Gebieter sie melke. Doch grimmige Schmerzen
duldend betastete jener von oben die Rücken der Tiere,
wie sie zum Ausgang enteilten. Der Dummkopf ahnte durchaus nicht,
daß ich sie unter die Leiber der wolligen Widder gebunden.
Langsam wandelte jetzt mein Widder als letzter zur Türe
schwer, mit Wolle beladen, mit mir und meinen Gedanken.
Als er den Rücken ihm klopfte, erkannt' ihn der Riese und sprach so:
„Widderchen, liebes, was trabst du als letzter doch heute zum Ausgang?
Niemals bliebst du zurück sonst hinter den andern. Du eiltest

immer als erster mit mächtigen Sätzen zur blumigen Wiese
oder zum strömenden Bache, du warst auch abends der erste,
wenn ihr heimwärts eiltet zum Stall. Jetzt bist du der letzte!
Wahrlich du grämst um das Auge des Herrn dich, das ihm ein Unhold
raubte, nachdem er durch Wein ihn betört, mit der feigen Genossen
Hilfe, der Niemand! Doch dem Verderben entrann er mitnichten.
Wenn du doch Sprache besäßest und dächtest wie ich, daß du mir es
kündetest, wo er sich jetzt vor meiner Rache versteckt hält,
ja dann wollt' ich ihn packen und ihn an die Wände der Höhle
schmettern, daß rings das Gehirn auf dem Boden verspritzte. So fänd' ich
Trost in dem Leid, das der nichtige Schuft mir geschaffen, der Niemand."

Damit ließ er den Widder ins Freie entwandeln. Doch als wir
uns von der Höhle und seinem Gehöfte ein wenig entfernt sahn,
löste ich mich von dem Widder und löste dann auch die Gefährten.
Nunmehr trieben wir hurtig die trippelnde Herde der feisten
Schafe hinweg und blickten dabei oft ängstlich nach rückwärts,
bis wir zum Schiffe gelangten. Es grüßten uns jubelnd die Freunde,
die wir dem Tode entrannen, doch laut ertönte die Klage
um die Gebliebenen. Doch ich verbot durch Zeichen und Winken
jedem zu klagen und hieß sie die Herde der wolligen Schafe
rasch in das Schiff einladend hinaus in die Fluten zu steuern.
Schnell nun stiegen sie ein und reihten sich über die Bänke,
und sie schlugen im Takt mit den Rudern die weißliche Meerflut.

Als wir jedoch so weit uns entfernt, wie die Stimme des Menschen
reicht, rief laut den Kyklopen ich an mit den höhnenden Worten:
„Also war, o Kyklop, mit nichten der Mann doch ein Schwächling,
dessen Gefährten du drin in der Höhle, du Unhold, hinabschlangst.
Endlich mußten ja wohl die entsetzlichen Taten dich treffen,
Schrecklicher, der du es wagst, in dem eigenen Hause die Gäste
aufzufressen. Nun straften dich Zeus und die anderen Götter."
Also ich selbst. Da ergrimmte der Riese noch stärker im Herzen,
und von dem nächsten Gebirg brach ab er den Gipfel und warf ihn

hoch durch die Luft. Vor dem Kiele des dunkelgeschnäbelten Schiffes
fiel er ins Meer, hoch rauschte die Flut um den stürzenden Felsblock.
Rückwärts trieb zum Gestade das Schiff die gewaltige Brandung
nahe ans Ufer heran. Da ergriff ich den mächtigen Schaltbaum
fest mit den Händen und stieß es zur Seite. Nun hieß die Genossen
ich in die Ruder sich werfen, damit der Gefahr wir entrönnen.
Eifrig ermahnte ich sie durch Blicke und Winke. Sie stürzten
sich mit Gewalt in die Ruder und ruderten. Als wir jedoch nun
doppelt so weit wie zuvor uns von dem Gestade entfernt sahn,
wollte den Riesen ich wieder verhöhnen. Es suchten die Freunde
mir es zu wehren mit schmeichelnden Worten mich alle umdrängend:
„Schrecklicher, willst du aufs neue den Wüterich reizen? Wozu nur!
Glaubten wir uns nicht alle schon wieder dem Tode verfallen,
als sein gewaltiger Wurf zum Strande hinschwemmte das Fahrzeug?
Wahrlich er hätte die Balken des Schiffs und die Knochen der Mannschaft
fast mit dem zackigen Felsen zermalmt. So weiß er zu schleudern."
So die Gefährten, doch konnten sie nicht mir den Willen bezwingen,
sondern ich rief aufs neue hinüber mit grollendem Herzen:
„Höre, Kyklop! Wenn je dich befragte der Sterblichen einer,
wegen der schmählichen Blendung des Auges, so gib ihm zur Antwort:
Dessen beraubte mich einstens der Städtezerstörer Odysseus,
er, des Laertes Sohn, der in Ithakas Eiland zu Haus ist."

Also ich selbst. Er aber entgegnete klagenden Tones:
„Wehe, so ging das uralte Orakel ja doch in Erfüllung!
Denn einst lebte bei uns ein Prophet, so groß wie gewaltig,
Telemos, Eurymos' Sohn, der erprobteste Deuter der Zukunft,
der weissagend im Land der Kyklopen in Ehren ergraute.
Der nun sagte mir alles voraus für die künftigen Zeiten,
daß von Odysseus' Hand ich dereinst mein Auge verlöre.
Aber ich dachte mir immer, es käme ein herrlicher Recke
schön von Gestalt und mit mächtiger Kraft und Stärke gerüstet.
Jetzt hat ein windiger Wicht, so ein Knirps, so ein schwächlicher Weichling
mir mein Auge geblendet, nachdem er mit Wein mich berauscht hat.

Aber so kehre doch um! Ich will dich beschenken, Odysseus,
will dir Geleite erflehen vom Ländererschüttrer Poseidon,
der mich erzeugte und gerne sich rühmt mein Vater zu heißen.
Leicht auch wird er mich heilen, gefällt es ihm. Denn er vermag es
besser als einer der seligen Götter und sterblichen Menschen."

Also der Riese. Doch ich entgegnete höhnenden Sinnes:
„Könnt' ich so sicher dich nur des Leibs und des Lebens berauben
und in des Hades Behausung dich senden, wie keiner dir jemals
wieder das Auge verleiht — auch nicht der Ländererschüttrer."
Also ich selbst. Doch jener erhob im Gebete die Hände
hoch zum bestirnten Himmel und wandte sich so an Poseidon:
„Höre mich, Länderumspanner, Poseidon, dunkelgelockter!
Bin ich fürwahr dein Sohn und rühmst du dich meinen Erzeuger,
dann laß nicht heimkehren den Städtezerstörer Odysseus.
Ist es ihm aber bestimmt, zurückzugelangen zur Heimat
in sein ragendes Haus und wiederzusehen die Freunde,
laß ihn spät heimkehren und elend. Alle Gefährten
soll er verlieren und selbst auf fremdem Schiffe nach Hause
kehren und auch in dem Hause des Unheils Fülle erfahren."
Also flehte er laut. Sein Flehen erhörte der Meergott.

Wiederum warf er nunmehr ein noch viel größeres Felsstück
hoch durch die Luft und setzte die ganze, unheimliche Kraft ein.
Aber es fiel diesseits von dem dunkelgeschnäbelten Schiffe
nieder, es hätte beinahe das Steuer des Schiffes zerschmettert.
Hochauf rauschte die Flut um den stürzenden Felsblock. Doch vorwärts
trieb uns die mächtige Brandung vom Lande hinweg nach der Insel.

Als wir so zu der Insel gelangt, wo die ragenden Kiele
unserer Schiffe am Strande sich reihten und wo die Gefährten
trauernd saßen und unsere Rückkehr ständig ersehnten,
ließen das Schiff wir fest auffahren im Sande der Dünen,
und dann stiegen wir selber heraus an der rauschenden Brandung.
Nunmehr holten wir auch das erbeutete Vieh aus dem Kielraum
und verteilten es. Jeder erhielt den gebührenden Anteil.

Aber den Widder bestimmten für mich die gepanzerten Mannen,
ehe das Teilen begann. Ich bracht' ihn am Ufer dem Zeus dar,
ihm, dem Kroniden, dem wolkenumhüllten, der allen gebietet.
Sorglich verbrannt' ich die Schenkel des Tiers. Doch nahm er das Opfer
nicht an, sondern er dachte daran, wie die ragenden Schiffe
allezusamt er vernichte zugleich mit den trauten Gefährten.

3. MENELAOS UND DER MEERGREIS

Menelaos berichtet dem Telemach, wie er den Proteus[3] überlistete.

Damals hielten mich fest in Ägypten die Götter, wie sehr ich
auch nach der Heimat mich sehnte: ich hatte die richtigen Opfer
nicht vollendet, so wie es sich ziemt. Dort liegt eine Insel
vor des Aigyptos Fluten inmitten des brausenden Meeres.
Pharos nennt man das Eiland. In einem Tage erreicht es
leicht von Ägypten ein Schiff, wenn günstig vom Lande der Wind weht.
Schön ist der Hafen und tief. Dort holen die Schiffer sich frisches
Wasser, bevor sie ins Weite das leicht hingleitende Schiff trägt.
Hier nun hielten die Götter mich fest. Nie wehte in zwanzig
Tagen ein Wind von der Küste zur See hin, wie er den Schiffen
gutes Geleite verheißt auf der Meerflut mächtigem Rücken.
Aber es wäre die Kraft und der Mut den Männern geschwunden,
hätte mich nicht mitleidig der Himmlischen eine gerettet,
Eidothea, die Tochter des meerebeherrschenden Proteus.
Mitleid rührte ihr Herz: sie traf mich, wie ich umherschlich
einsam; denn es umirrten die andern die Insel und suchten
Fische mit Angeln zu fangen. Es quälte uns nagender Hunger.
Nahe heran nun trat sie zu mir und redete also:

„Bist du denn gar so töricht, o Fremdling, oder so sorglos?
Oder verweilst du mit Absicht hier und freust dich der Leiden?
Kannst du den Weg zum Ziele der Fahrt nicht finden, und siehst du
nicht, wie deinen Gefährten das Herz im Leibe sich abhärmt?"
Also jene, und ich entgegnete solches erwidernd:
„Gerne verkünd' ich es dir, o Unsterbliche, wer du auch sein magst.
Nicht mit Willen verweile ich hier. Ich habe gesündigt

wohl an einem der Götter, die hoch den Olympos bewohnen.
Aber verkünde mir du — denn alles erkennt ja die Gottheit —
Wer der Unsterblichen fesselt mich hier? Wer hemmt mir die Pfade?
Sprich, wie gelange ich heim auf des Meers fischwimmelnden Fluten?"
Also ich selbst, da erwiderte schnell mir die herrliche Göttin:

„Traun, dies will ich, o Fremder, der Wahrheit gemäß dir berichten.
Proteus weilt, der Ägypter, dahier, ein unsterblicher Meergreis,
göttlicher Weisheit voll, ein Gebieter im Reiche Poseidons,
welcher die sämtlichen Tiefen der Meere durchspähet. Er ist auch
— also heißt es — mein leiblicher Vater. Vermöchtest du diesen
hier zu beschleichen, der sagte die Fahrt und die Maße des Wegs dir
heimwärts über des Meers fischwimmelnde schwärzliche Fluten.
Dieser verkündet dir auch, o Göttlicher, falls du es wünschest,
was sich an Gutem und Bösem in deinem Palaste begeben,
seit dich die lange, die leidige Fahrt von der Heimat hinwegtrieb."
Also jene, und ich entgegnete solches erwidernd:
„Sage du selbst: wie fange ich ihn, den unsterblichen Meergreis,
daß er mich nicht entdeckt und meiner Bedrohung zuvorkommt?
Denn nur schwer überwältigt ein Mensch die unsterbliche Gottheit."

Also ich selbst. Da erwiderte schnell mir die herrliche Göttin:
„Traun, dies will ich, o Fremder, der Wahrheit gemäß dir berichten.
Wenn zu der Höhe des Himmels die Sonne am Mittag heraufkommt,
dann entsteigt aus der salzigen Flut der untrügliche Meergreis,
unter des Westwinds Wehn von den schwärzlichen Wogen umkräuselt,
kommt und streckt sich zum Schlaf hier aus in den Grotten des Ufers.
Um ihn lagern sich scharend die Kinder der Amphitrite,
alle die schwärzlichen Robben, dem rauschenden Meere entstiegen:
weithin duften sie aus die herben Gerüche der Salzflut.
Dahin will ich dich führen, so bald wie Eos heraufkam,
und zu den Tieren dich lagern. Du wähle dir drei der Gefährten
unter den besten der Männer an Bord der geschnäbelten Schiffe.
Doch ich verkünde dir auch die verderblichen Künste des Greises.
Erst durchwandert der Alte die Scharen der liegenden Robben,

zählt an den Fingern sie ab, durchmustert sie alle und legt sich
mitten hinein in die Herde, so wie bei den Schafen der Hirt ruht.
Sehet ihr nun, daß er eben im Schlafe die Augen geschlossen,
dann, o Fremder, beweist, daß Mut euch weder noch Kraft fehlt.
Haltet ihn fest am Boden, so sehr er zu fliehen sich abmüht,
mag er in Wasser, in Feuer, in allerlei Tiere sich wandeln,
haltet ihn fest und gebet nicht nach und bedrängt ihn nur stärker.
Redet er aber zu euch und nimmt er die erste Gestalt an,
so wie er war, als ihr ihn zuerst im Schlafe erblicktet,
dann laßt ab von Gewalt und löset dem Greise die Fesseln.
Frage ihn dann, o Held, wem du von den Göttern verhaßt bist
und wie heim du gelangst durch des Meers fischwimmelnde Fluten."
Also sprach sie und tauchte hinab. Hoch rauschte die Flut auf.

Aber gar vieles erwog ich im Herzen, indem ich zurückging
dorthin, wo sich die Schiffe erhoben im Sande der Dünen.
Als ich jedoch hinab zu dem Strand und den Schiffen gelangt war,
nahmen wir alle das Mahl. Dann stieg die ambrosische Nacht auf,
und wir ruhten im Schlafe am Strande des brausenden Meeres.

Doch wie frühe vor Tage die rosige Eos heraufstieg,
ging ich allein zum Ufer der viel durchfahrenen Meerflut,
und ich erflehte die Hilfe der Götter in warmem Gebete.
Drei der Genossen erkor ich mir dann, in gar manchen Gefahren
längst schon trefflich erprobt. Jetzt stieg aus der Tiefe des Meeres
Eidothea hervor. Sie trug vier Felle von Robben,
die sie, den Vater zu täuschen, soeben getötet. Sie grub nun
Lager im Sande der Dünen für uns und harrete unser, —
und wir kamen heran und naheten mutig der Gottheit.
Nebeneinander legte sie uns und hüllte um jeden
eines der Felle. Das war ein entsetzliches Warten, denn gräßlich
setzte der Dunst uns zu von den meersalzduftenden Robben.
Wer wohl lagerte gern bei den Tieren der gräßlichen Tiefe!
Aber die Göttin half und ersann ein herrliches Labsal:
Jeglichem legte sie selbst Ambrosia unter die Nase,
dessen erquickende Düfte den schlimmen Geruch übertäubten.
So verbrachten den Morgen wir dort ausdauernden Herzens.

Jetzt entstiegen dem Meere die Robben in wimmelnden Scharen,
nebeneinander sich lagernd am Strande des brausenden Meeres.
Mittags stieg dann der Greis aus der Flut und ging an den feisten
Robben entlang und besah sie und zählte sie alle behutsam.
Uns auch zählte er mit in den Reihen der Tiere und ahnte
gar nichts von dem Betrug. Zufrieden legt' er sich nieder.
Aber nun brachen mit lautem Geschrei wir hervor und ergriffen
fest mit den Händen den Greis. Da dachte er aller der Künste.
Siehe, zuerst als Löwe erschien er mit stattlicher Mähne,
dann als Schlange, als Panther, sodann als mächtiges Wildschwein,
floß nun als Wasser dahin und ragte als Baum in die Lüfte.
Aber wir hielten ihn fester nur stets ausdauernden Herzens.
Also ermüdeten wir den Zauberer, und er begann nun:
„Welcher Unsterbliche gab dir, o Atreus' Sohn, doch den Plan ein,
daß du mich listig bezwangest im Hinterhalt? Wessen bedarfst du?"
Also der Gott, und ihm entgegnet' ich: „Alter, das weißt du
selber am besten. Was suchst du der Antwort so zu entrinnen?
Lange verweile ich hier und vermag nicht den Weg von der Insel
hin zu dem Ziele der Fahrt zu entdecken, es schwindet die Kraft
mir.
Darum verkünde mir du — denn alles erkennt ja die Gottheit —
Wer der Unsterblichen fesselt mich hier? Wer hemmt mir die Pfade?
Sprich, wie gelange ich heim auf des Meers fischwimmelnden Fluten?"

Also ich selbst, und willig erzählte mir alles der Meergreis.

AESOPISCHE TIERMÄRCHEN / FABELN UND SCHWÄNKE

PROSAFABELN

1. DER ADLER UND DER FUCHS

Adler und Fuchs machten Freundschaft und beschlossen auch, nahe beieinander zu wohnen. Denn das, glaubten sie, würde die Freundschaft nur stärken. Der Adler baute nun sein Nest in den Wipfeln eines hohen Baumes, und der Fuchs schuf seinen Jungen ein Lager unter einem nahegelegenen Busche. Als aber der Fuchs einst jagen gegangen war, fehlte es dem Adler an Nahrung für seine Jungen. Da schoß er denn herab in den Busch, raubte die kleinen Füchslein, und er und seine Jungen verzehrten sie. Der Fuchs kam heim und sah, was vorgefallen war. Mehr noch als der Tod seiner Jungen schmerzte es ihn, daß er sich nicht rächen konnte. Denn wie sollte er, der Erdbewohner, den Vogel verfolgen? So tat er denn das, was auch den Schwachen möglich ist: er stand von ferne und verfluchte seinen Feind. — Aber nicht lange darauf sollte der Adler dafür büßen, daß er die Freundschaft verraten hatte. Landleute opferten nämlich auf dem Felde eine Ziege. Da flog der Adler herbei und raubte vom Altar ein Stück des Opfertiers, ohne zu bemerken, daß er auch ein glühendes Holzscheit mitschleppte. Als er die Beute in sein Nest geworfen hatte, sprang ein frischer Wind auf, und bald stand das Nest, das aus dürrem Reisig gebaut war, in hellen Flammen. Die jungen Adler aber, die noch nicht flügge waren, fielen halb verbrannt zu Boden. Da eilte der Fuchs herbei und fraß sie alle auf vor den Augen des Adlers.

2. DER ADLER UND DER MISTKÄFER

Ein Adler verfolgte einen Hasen. Da er sonst nirgendswo einen Helfer sah, wandte sich der Hase schutzflehend an einen Mistkäfer. Der sprach ihm Mut zu, und als der Adler kam, verlangte er von ihm, er solle seinen Schutzbefohlenen in Frieden lassen. Der aber verlachte den kleinen Käfer, gab ihm mit seinen Flügeln einen Schlag und zerriß den Hasen. Der Mistkäfer aber flog ihm nach und spähte aus, wo des Adlers Nest war. Und als er es gefunden hatte, flog er hinein und wälzte des Adlers Eier wie seine Mistkugeln über den

Rand des Nestes, daß sie zur Erde fielen und zerbrachen. Der Adler war erzürnt über diese Frechheit und brütete ein zweites Mal an einem höheren Ort. Aber auch dorthin drang ihm der Mistkäfer nach und zerstörte wiederum die Brut. Nun war der Adler ratlos und flog hinauf in den Olymp zu Zeus. Auf dessen Knie legte er die dritte Brut und flehte den Gott an, sie zu beschützen. Der Mistkäfer aber ballte eine Kugel aus Mist, flog in die Höhe und ließ sie auf die Brust des Zeus niederfallen. Zeus aber sprang auf, um den Schmutz abzuschütteln, und dachte dabei nicht mehr an die Eier des Adlers. So fielen diese herab und zerbrachen. Dann aber erzählte der Mistkäfer dem Zeus den Grund der Fehde, und wie der Adler nicht nur ihn beleidigt, sondern auch gegen den Zeus, den Beschützer des Gastrechts, gefrevelt habe. Wie nun der Adler kam, sagte ihm der Gott, der Mistkäfer habe recht gehandelt, denn er sei schwer von ihm gekränkt worden. Da Zeus aber auch nicht wollte, daß das Geschlecht der Adler aussterbe, riet er dem Mistkäfer dazu, sich mit dem Adler auszusöhnen. Da aber jener nicht darauf einging, verlegte er die Brutzeit des Adlers. Und daher kommt es, daß, wenn die Adler brüten, keine Mistkäfer schwärmen.

3. DER FUCHS UND DER BOCK

Ein Fuchs fiel in einen tiefen Brunnen und wußte nicht, wie er wieder herauskommen sollte. Da kam ein durstiger Ziegenbock auch zum Brunnen, sah den Fuchs und fragte ihn, ob das Wasser gut sei. Der aber verhehlte sein Mißgeschick und sagte: „O, das Wasser ist ausgezeichnet, klar und wohlschmeckend, komm nur auch herunter!“ Da sprang der Bock, ohne sich zu besinnen, hinab. Als er nun seinen Durst gelöscht hatte, fragte er den Fuchs: „Wie wollen wir aber wieder herauskommen?“ Da sagte der Fuchs: „O, das werde ich schon machen. Stelle dich auf deine Hinterbeine, stemme die Vorderbeine gegen die Wand und mache deinen Hals lang. Dann werde ich über deinen Rücken und deine Hörner auf den Rand des Brunnens klettern und auch dir heraushelfen.“ Der Bock tat, wie ihm befohlen war, streckte sich aus, und der Fuchs kletterte auf seine Hörner und sprang von dort mit einem gewaltigen Satz auf den Brunnenrand. Dort blieb er, tanzte vor Freuden und verhöhnte den Bock. Der aber machte ihm Vorwürfe, daß er den Vertrag nicht

eingehalten hätte. Da sagte der Fuchs: „O Bock, wenn du so viel Gedanken im Kopfe hättest, wie Haare im Bart, so wärst du nicht heruntergestiegen, ohne vorher zu untersuchen, wie du wieder herauskönntest."

4. DER HIRSCH UND DER WEINSTOCK

Ein Hirsch entfloh den Jägern und verbarg sich in einem Weinberg. Als nun die Jäger vorbeigegangen waren, glaubte er gerettet zu sein und fing an, die Blätter des Weinstocks abzunagen. Aber einer von den Jägern hörte das Knistern der Blätter und vermutete richtig, daß dort ein Tier verborgen sei. Er wandte sich um, warf seinen Spieß dorthin und traf den Hirsch. Als dieser nun im Sterben lag, sprach er zu sich selbst: „Mir geschieht recht; warum habe ich mich an meinem Retter vergriffen!"

5. DER FUCHS UND DER AFFE

Auf einer Versammlung der Tiere tanzte der Affe. Und da er das gar so schön machte, wählten sie ihn zum König. Der Fuchs aber war neidisch auf ihn und führte ihn an eine Stelle, wo ein Stück Fleisch in einer Falle lag. „Das habe ich gefunden," sagte er, „aber ich habe es mir nicht selbst angeeignet, sondern dir, o König, als Ehrengabe zugedacht. So nimm es denn an dich." Täppisch griff der Affe zu und saß in der Falle gefangen. Da wehklagte er und nannte den Fuchs einen hinterlistigen Verräter. Der aber sagte: „Du willst über die Tiere herrschen, o Affe, und bist so töricht?"

6. DIE SCHILDKRÖTE UND DER ADLER

Die Schildkröte sah einen Adler fliegen und bat ihn, auch sie diese Kunst zu lehren. Der Adler redete ihr vergeblich zu, das sei gegen ihre Natur. Sie setzte ihm immer heftiger zu, bis er sie endlich in seine Fänge nahm, hoch in die Luft hinauftrug und dann fallen ließ. Sie aber schlug auf einen Felsen auf und ward zerschmettert.

7. DIE KATZE UND DER HAHN

Die Katze hatte den Hahn gefangen und wollte ihn unter einem guten Vorwand verzehren. So klagte sie ihn denn an, er sei den Menschen lästig, da er nachts krähe und ihnen den Schlaf vertreibe. „Das tue ich zu der Menschen Nutzen," sprach der Hahn, „damit

sie aufwachen und an die gewohnte Arbeit gehen." Da hatte die Katze einen neuen Grund, der Hahn sei gottlos, da er es wider die Natur mit seiner eigenen Mutter und seinen eigenen Schwestern halte. Der aber antwortete: „Auch das tue ich zu meiner Herren Nutzen, denn so werden viele Eier für sie gelegt." Da sprach die Katze: „Und wenn du noch so viel schönklingende Ausreden hast, so werde ich deswegen doch nicht hungrig bleiben." Und damit biß sie dem Hahn den Kopf ab.

8. DIE HÄHNE UND DAS REBHUHN

Ein Mann hielt sich Hühner in seinem Hofe. Als er nun ein zahmes Rebhuhn feilbieten sah, kaufte er das, um es mit den Hühnern zusammen aufzuziehen. Diese aber empfingen den Neuling übel und verfolgten ihn mit scharfen Schnabelhieben. Da ward das Rebhuhn traurig und meinte, das geschehe ihm so, weil es von einem andern Stamm sei als die Hähne. Kurz darauf aber sah es, wie die Hähne aufeinander einhieben und nicht eher abließen, als bis Blut floß. Da sprach es zu sich selbst: „Nun will ich auch nicht länger trauern. Denn ich sehe, daß die Hähne nicht einmal einander verschonen."

9. DES LÖWEN ANTEIL
(societas leonina)[1]

Löwe, Esel und Fuchs schlossen einen Bund und gingen zusammen auf die Jagd. Als sie nun reichlich Beute gemacht hatten, befahl der Löwe dem Esel, diese unter sie zu verteilen. Der machte drei gleiche Teile und forderte den Löwen auf, sich selbst einen davon zu wählen. Da aber wurde der Löwe wild, zerriß den Esel und befahl nun dem Fuchs zu teilen. Der nun schob fast die ganze Beute auf einem großen Haufen zusammen und ließ für sich selbst nur ein paar kleine Stücke über. Da schmunzelte der Löwe: „Ei, mein Bester, wer hat dich so richtig teilen lehren?" Der Fuchs antwortete: „Das Los des Esels!"

10. DER LÖWE / DER FUCHS UND DER WOLF

Der alte Löwe lag krank in seiner Höhle, und die Tiere machten ihm ihre Aufwartung; nur der Fuchs fehlte. Da gedachte der Wolf die gute Gelegenheit zu benutzen und verklagte den Fuchs beim Löwen. „Er allein, o König," sprach er, „kümmert sich nicht um

dich, der du unser aller Herr bist. So ist er auch nicht einmal gekommen, um dir seine Aufwartung zu machen." Währenddessen kam der Fuchs und hörte gerade noch die letzten Worte des Wolfes. Grimmig brüllte ihn der Löwe an, der Fuchs aber bat um die Erlaubnis, sich zu verteidigen. „Wer, o Herr," hub er an, „hat sich denn mehr um dich bemüht, als ich? Überall bin ich herumgelaufen und habe die Ärzte um ein Heilmittel für dein Leiden gefragt, und schließlich habe ich auch eins gefunden." Sofort befahl ihm der Löwe, das Heilmittel zu nennen. „Laß den Wolf", sprach der Fuchs, „lebendig schinden und hülle dich in seinen Pelz, solange er noch warm ist." Gleich darauf lag der Wolf tot am Boden, und der Fuchs sprach lachend: „Man muß den Herrscher zum Wohltun antreiben und nicht zum Übeltun."

11. DIE FLEDERMAUS / DER TAUCHERVOGEL UND DER DORNSTRAUCH

Die Fledermaus, der Tauchervogel und der Dornstrauch waren ursprünglich Menschen und gründeten zusammen eine Handelsgesellschaft. Die erste nahm Geld auf gegen hohe Zinsen, der zweite steuerte eine Menge Kupfer bei und der letzte einen ansehnlichen Posten Kleider. Damit rüsteten sie ein Schiff aus und fuhren los. Aber als sie auf der hohen See waren, erhob sich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff kenterte. Sie verloren all ihr Hab und Gut und retteten sich nur mit Mühe an den Strand. Die Götter aber hatten Mitleid mit ihrer Verzweiflung und verwandelten den ersten in eine Fledermaus, den zweiten in einen Tauchervogel und den letzten in einen Dornstrauch. Seit der Zeit taucht am Strande der Tauchervogel unablässig in die Tiefe, in der Hoffnung, endlich einmal sein Kupfer wiederzufinden. Die Fledermaus hat Angst vor ihren Gläubigern; deshalb ist sie tags unsichtbar und geht nur in der Dunkelheit auf Raub aus. Der Dornstrauch aber hält alle Vorübergehenden an den Kleidern fest, um zu sehen, ob er nicht sein Eigentum wiedererkennt.

12. DER HUND UND DER WOLF

Der Hund schlief sorglos vor dem Gehöfte, da überfiel ihn der Wolf und schickte sich an, ihn zu zerreißen. Da aber bat der Hund

den Wolf mit diesen Worten: „Laß mich heute gehen, denn jetzt bin ich noch mager und dürr. Nun aber wollen meine Herrn ein Hochzeitsfest feiern. Dabei werde ich dick und fett werden, und dann magst du mich fressen." Der Wolf ließ sich betören und gab ihn frei. Als er aber nach einigen Tagen den Hund auf dem Dach des Gehöftes schlafen sah, erinnerte er ihn an die Abmachung und befahl ihm, herauszukommen. Der Hund aber antwortete: „Wolf, wenn du mich noch einmal draußen schlafend findest, so warte nicht erst ab, bis Hochzeit gewesen ist."

13. DER FUCHS UND DER HOLZHAUER

Ein Fuchs floh vor den nachsetzenden Jägern und kam zu einem Holzhauer, den er um Rettung anflehte. Der aber hieß ihn sich in seiner Hütte verbergen. Kurz darauf erschienen auch die Jäger und fragten, ob nicht hier ein Fuchs vorbeigelaufen sei. Der Holzhauer leugnete es zwar mit Worten, deutete aber gleichzeitig nach seiner Hütte, wo der Fuchs verborgen war. Die Jäger aber achteten nicht auf diesen Wink, sondern nur auf seine Worte, und gingen weiter. Als aber der Fuchs sah, daß sie abgezogen waren, kam er hervor und wollte sich schweigend davonmachen. Da machte ihm der Holzhauer Vorwürfe, daß er ihm nicht mit einem Worte dafür danke, daß er ihm das Leben gerettet habe. Der Fuchs aber sprach: „Ich hätte dir wohl gedankt, wenn nur die Werke deiner Hand den Worten deines Munds entsprochen hätten."

14. DIE FÜCHSE AM MÄANDER

Einst standen die Füchse am Mäander zusammen und hätten gerne aus ihm getrunken. Weil der Fluß aber sehr reißend war, wagte keiner zuerst hineinzugehen, und jeder wollte dem andern den Vortritt lassen. Einer aber war keck, wollte seinen Mut zeigen und die andern wegen ihrer Feigheit verspotten. So sprang er denn mutig hinein. Wie ihn nun aber die Strömung nach der Mitte des Stromes hintrieb, riefen die andern vom Ufer aus: „Laß uns doch nicht im Stiche, sondern kehre zurück und zeige uns die Furt, damit auch wir gefahrlos hineinsteigen und trinken können." Doch der antwortete noch im Forttreiben: „Ich habe einen Auftrag in Milet auszurichten. Wenn ich zurückkomme, will ich euch die Furt zeigen."

Phot. F. Bruckmann, A.-G., München



DICHTER MIT THEATERMASKEN

15. DER BAUER UND DIE SCHLANGE

In eines Bauern Hof hauste eine Schlange, und der Bauer erwies ihr alle Ehre, denn er glaubte, sie bringe ihm Glück. Eines Tages aber biß die Schlange des Bauern Sohn, so daß er starb. Da ergrimmte der Bauer und stellte sich mit einem Beil an den Felsen, unter dem die Schlange ihr Loch hatte, und lauerte ihr auf. Wie nun die Schlange ihren Kopf hervorstreckte, schlug er nach ihr mit dem Beil. Aber die Schlange fuhr rasch zurück, so daß er mit dem Beilhieb nur den Felsen zertrümmerte. Später aber bekam er Angst, die Schlange könnte ihn verderben. Daher stellte er Milch und Honig vor ihre Höhle und sprach zu ihr, sie solle sich wieder mit ihm versöhnen. Die Schlange aber sprach: „Zwischen uns wird keine Versöhnung sein können, solange ich den zertrümmerten Felsblock an meiner Höhle sehe und du das Grab deines Sohnes."

16. DER HIRTE UND DAS MEER

Ein Hirte weidete seine Herde nahe am Meer. Wie er nun sah, daß die See so spiegelglatt war, bekam er Lust, mit Schiffahrt viel Geld zu verdienen. Daher verkaufte er seine Herde und belud ein Schiff mit Datteln und fuhr los. Als er aber auf der hohen See war, erhob sich ein gewaltiger Sturm, und sein Schiff kenterte. Er verlor all sein Hab und Gut und rettete sich mit Mühe an den Strand. Wenige Tage darauf stand er wieder am Meeresstrand, und einer, der gerade vorbeiging, lobte die See, wie sie so spiegelglatt und windstill sei. Da sagte der Hirt: „Ja, das Meer hat offenbar wieder Lust nach Datteln."

17. DER ESEL

Ein Esel diente bei einem Gärtner, wo es viel zu schleppen gab, aber wenig zu essen. Er flehte also zu Zeus, er solle ihn von dem Gärtner befreien und einem andern Herrn überweisen. Zeus schickte den Hermes zu dem Gärtner und befahl ihm, den Esel an einen Töpfer zu verkaufen. Bei dem aber mußte der Esel noch viel schlimmere Lasten tragen und wandte sich daher wieder an Zeus. Da bewirkte dieser, daß er ein letztesmal verkauft wurde, und zwar an einen Gerber. Als der Esel aber sah, was sein Herr für ein Handwerk betrieb, sagte er zu sich selbst: „O, hätte ich doch bei meinen

früheren Herren Mühe und Hunger ertragen und wäre nie hierher gekommen. Denn hier werde ich auch nach dem Tode kein ehrliches Begräbnis finden."

18. DIE ZWEI HUNDE

Ein Herr hatte zwei Hunde und zog den einen als Jagdhund groß, den andern aber als Hofhund. Wenn nun der Jagdhund draußen etwas erbeutet hatte, so warf der Herr abends auch dem Hofhund ein Stück von der Beute hin. Das nahm der Jagdhund übel und schmähte den Genossen: „Ich muß mich den ganzen Tag abmühen, du aber faulenzest und genießt dann die Früchte meiner Arbeit!" Der aber antwortete: „Tadle nicht mich, sondern den Herrn. Denn der hat mich gelehrt, mich nicht selbst anzustrengen, sondern nur von fremder Mühe zu leben."

19. DER FREUND DER WAHRHEIT

Bekanntlich pflegt man auf Seereisen Malteserhündchen und Affen mitzunehmen, um sich mit ihnen unterwegs die Zeit zu vertreiben. So brachte auch einst einer einen Affen mit an Bord. Als sie nun aber beim Sunion, dem Vorgebirge Attikas, waren, erhob sich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff kenterte. Alle suchten das Land durch Schwimmen zu erreichen und so trieb auch der Affe in den Wellen. Ein Delphin sah ihn und nahm ihn auf seinen Rücken, um ihn zu retten, da er ihn für einen Menschen hielt. Wie sie sich nun dem Piräus, dem Hafen Athens, näherten, fragte der Delphin seinen Schützling, ob er aus Athen sei. Der Affe antwortete: „Natürlich! Ich stamme aus einem der ersten Geschlechter Athens." Der Delphin fragte dann weiter, ob er denn auch den Piräus kenne. Der Affe meinte, jener rede von einem Menschen und sagte: „Jawohl, das ist einer meiner allerbesten Freunde." Da aber ergrimmte der Delphin über eine so unverschämte Lüge und tauchte unter, so daß der Affe ertrank.

20. PFERD / RIND / HUND UND MENSCH

Als Zeus den Menschen schuf, gab er ihm nur kurze Lebenszeit. Der aber brauchte seinen Verstand, und als der Winter herannahte,

baute er sich ein stattliches Gehöfte. Wie es nun kalt wurde und Zeus den Regen vom Himmel herabgoß, konnte das Pferd es im Freien nicht mehr aushalten. So kam es denn im Galopp zu des Menschen Behausung heran und bat um Aufnahme. Der sagte: „Ich will dich aufnehmen, aber unter der Bedingung, daß du mir einen Teil deiner Lebensjahre abtrittst." Das Pferd war es zufrieden und erhielt Stallung und Futter. Kurz darauf kam das Rind und noch später der Hund, und mit beiden schloß der Mensch den gleichen Vertrag. So kommt's, daß der Mensch, solange er in den Jahren steht, die ihm Zeus selbst verliehen hat, friedlich und gut ist. In den Jahren aber, die er vom Roß hat, ist er hochmütig und üppig, in denen, die er vom Rind hat, ist er ein gewaltiger Schaffer, und in denen, die ihm der Hund abtrat, mürrisch und bissig.

21. DER SATYR UND DER MENSCH

Ein Satyr und ein Mensch schlossen Freundschaft miteinander. Wie sie nun so beieinander waren, hauchte der Mensch in seine Hände, um sie zu erwärmen, denn es war Winter und kalt. Da fragte ihn der Satyr: „Was tust du da?" „Ich wärme mir die Hände", sagte der Mensch. Kurze Zeit darauf setzten sie sich zum Mahle. Da nun die Speise zu heiß war, führte der Mensch sie zum Munde und blies darauf. „Was tust du da?" fragte wiederum der Satyr. „Ich kühle die Speise ab", entgegnete der Mensch. „Ich aber", sprach der Satyr, „sage dir die Freundschaft auf. Denn ich will nichts zu tun haben mit einem, der aus demselben Munde Wärme und Kälte hervorkommen läßt."

22. DIE WANDERER UND DIE PLATANE

Zur Sommerszeit wurden einst Wanderer von der Mittagssonne arg geplagt und waren froh, als sie eine Platane fanden, unter der sie sich lagern konnten. Als sie aber so ausruhten und in die Zweige der Platane hinaufblickten, sagten sie zueinander: „Wie nutzlos ist doch dieser unfruchtbare Baum für die Menschen!" Da sprach die Platane: „Wie undankbar seid ihr doch, ihr Menschen! Noch während ihr meinen Schatten genießet, schmäht ihr mich unfruchtbar und nutzlos."

23. TAUBE UND KRÄHE

In einem Taubenschlag lebte eine Taube, die hatte viele Kinder. Als sie einst davon ein großes Rühmen machte, sagte die Krähe zu ihr: „Höre doch auf, so zu prahlen. Je mehr Kinder du großziehst, um so schmerzlicher wird dir später ihr Verlust sein."

24. PROMETHEUS UND DIE MENSCHEN

Auf Zeus' Befehl schuf Prometheus Menschen und Tiere. Als aber Zeus sah, daß der Tiere weit mehr waren als der Menschen, befahl er ihm, aus den Tieren einige zu Menschen umzuformen. Prometheus tat es, und so kommt es, daß mancher eine menschliche Gestalt hat, aber eine tierische Seele.

25. MOMOS[2] ALS KRITIKER

Zeus hatte den Stier geschaffen, Prometheus den Menschen und Athene das Haus, und nun verlangten sie von Momos sein Urteil. Der aber war neidisch auf die Schöpferkraft der andern und sagte: „Ihr habt es alle versehen. Zeus hätte dem Stier die Augen an die Hörner setzen sollen, damit er auch sieht, wohin er stößt. Prometheus hätte das Innere des Menschen nach außen kehren sollen, damit die Schurken nicht die andern betrügen können. Schließlich hätte Athene das Haus auf Räder stellen sollen, damit einer rasch weiterziehen kann, wenn er einen schlechten Nachbar hat." Da ergrimmte Zeus über den hämischen Spötter und warf ihn aus dem Olymp.

26. HERAKLES UND DER REICHTUM

Als Herakles unter die Götter erhoben war und zum erstenmal an des Zeus Tafel Platz nahm, begrüßte er jeden der Götter mit großer Herzlichkeit. Als aber zuletzt Plutos [der Gott des Reichtums] eintrat, bückte sich Herakles zur Erde nieder und wollte nicht von ihm gesehen sein. Da wunderte sich Zeus und fragte ihn, warum er von allen Göttern nur den Plutos nicht begrüße. Herakles aber sagte: „Ich wende mich deshalb von ihm ab, weil ich ihn, während ich da unten bei den Menschen weilte, meist die Schlechten beschützen sah."

27. AESOP UND DIE SCHIFFSBAUER

Als der Fabulist Aesop einst gerade Muße hatte, ging er auf einen Werftplatz. Sofort machten sich die Schiffbauer an ihn, verspotte-

ten ihn und forderten ihn auf, ihnen mit gleicher Münze heimzuzahlen. Da sprach Aesop: „Erst war nur das Chaos und die Gewässer. Zeus wollte aber auch das trockene Element zu seinem Rechte kommen lassen und forderte die Erde auf, zu dreien Malen das Wasser in sich einzuschlürfen. Die Erde tat so, und beim erstenmal erschienen die Berge, beim zweitenmal auch die Ebenen. Wenn sie aber zum drittenmal ansetzt und das Wasser gänzlich einschlürft, so wird eure Kunst unnütz sein."

28. DIE THEATERMASKE

Ein Fuchs kam in eines Künstlers Werkstatt und durchspürte dort alles. Da fand er auch eine tragische Maske, nahm sie zwischen die Pfoten und sagte: „Welch ein Kopf — und gar kein Gehirn darin!"

29. DIE FRAU UND DIE MÄGDE

Eine Witwe, die sehr hinter der Arbeit her war, pflegte ihre Mägde noch in der Nacht beim ersten Hahnenschrei zu wecken und an ihr Tagewerk zu treiben. Da diese nun der ewigen Mühe satt wurden, beschlossen sie, den Haushahn zu töten. Denn diesen hielten sie für den Urheber ihrer Leiden, da er noch in der Nacht die Herrin aufwecke. Als sie aber so getan hatten, gerieten sie nur in noch ärgere Not. Denn die Herrin kannte nunmehr die Stunde des Hahnenschreis nicht mehr und weckte sie noch viel tiefer in der Nacht.

30. DIE ZAUBERIN

Eine Frau behauptete, sie verstehe sich darauf, die Götter zu beschwören und auch ihren Zorn zu beschwichtigen. Sie hatte viel Zulauf und erwarb viel Geld und Gut. Schließlich aber wurde sie religiösen Frevels bezichtigt, vor Gericht gestellt und auch zum Tode verurteilt. Als nun einer sah, wie sie abgeführt wurde, rief er ihr zu: „Du rühmtest dich ja, du könntest die Götter besänftigen, und nun konntest du nicht einmal den Ränken der Menschen entgehn."

31. DIE FEINDE

Zwei Leute, die miteinander verfeindet waren, fuhren auf demselben Schiff. Um nun ja weit voneinander weg zu sein, ging der eine auf das Vorderdeck, der andere auf das Hinterdeck, und dort

blieben sie. Plötzlich erhob sich ein gewaltiger Sturm, und das Schiff drohte zu kentern. Da fragte der auf dem Hinterdeck den Steuermann, welcher Teil des Schiffes wohl zuerst sinken würde. Der sagte: „Das Vorderteil." „Nun wohl," entgegnete der Fahrgast, „mir ist der Tod nicht schmerzlich. Denn ich sehe ja meinen Todfeind vor mir ertrinken."

32. DER PRAHLER

Ein Mann kam aus der Fremde wieder in seine Vaterstadt zurück. Nun erzählte er seinen Landsleuten viel von seinen Großtaten in allen möglichen Ländern und so auch, daß er in Rhodos einen Weitsprung getan habe, wie ihn noch keiner seiner Zeitgenossen fertiggebracht habe. „Und wer das nicht glaubt, fuhr er fort, kann in Rhodos nachfragen. Die Rhodier werden mir das gerne bezeugen." Da sagte einer der Umstehenden: „Höre du, wenn das wahr ist, braucht es keine Zeugen! Wohlan, hier ist Rhodos — wohlan, so springe denn!"

33. DER SCHULDNER IN NÖTEN

Als in Athen einst ein Schuldner von seinem Gläubiger aufgefordert wurde, das ihm geborgte Geld endlich zurückzuzahlen, verlangte er zunächst einen Aufschub. Als der aber nicht darauf einging, trieb er das einzige Schwein, das er noch besaß, in Gegenwart des Gläubigers zum Verkauf auf den Markt. Als nun ein Käufer kam und fragte, ob das Schwein auch brav Junge werfe, sprach er: „Jawohl, und wunderbarerweise zur Zeit der Mysterien immer weibliche und zur Zeit der Panathenäen immer männliche Ferkel." Als nun der Käufer ganz verdutzt dastand, setzte der Gläubiger hinzu: „O wundere dich doch darüber nicht. Dies Schwein wird dir an den Dionysien sogar Zicklein werfen."[3]

34. DER VATER UND DIE TÖCHTER

Ein Mann hatte zwei Töchter; die eine verheiratete er an einen Gärtner, die andere an einen Töpfer. Nach einiger Zeit besuchte er nun die Gärtnersfrau und fragte sie: „Wie geht's dir, und was machen eure Geschäfte?" „O," sprach die Tochter, „ich bin ganz zufrieden. Nur darum flehe ich die Götter an, daß ein ordentlicher Re-

gen kommt, damit das Gemüse besser wächst." Der Vater nahm Abschied und ging zu der Töpfersfrau. Auch diese fragte er: „Wie geht's dir, und was macht euer Geschäft?" „O," sprach die Tochter, „uns fehlt sonst nichts. Nur darum flehe ich die Götter an, daß das helle Wetter anhält, damit unsre Töpfe gut austrocknen." Da sprach der Vater: „Du willst Sonnenschein, und deine Schwester will Regen — mit welcher von euch soll ich nun meine Gebete vereinigen?"

35. DER DURCHSCHAUTE SPÖTTER

Ein schlimmer Geselle war eine Wette eingegangen, er wolle nachweisen, daß auch der Gott in Delphi sich irren könne. Als er nun vor das Orakel trat, hielt er unter dem Gewande einen Sperling in der Hand und fragte den Gott: „Apollon, ist das lebendig oder leblos, was ich in der Hand halte?" Antwortete nun der Gott: „Leblos!", so wollte er den Vogel lebend hervorholen, antwortete er aber: „Lebendig!", so wollte er ihn erwürgen und tot zum Vorschein bringen. Der Gott aber durchschaute seine Arglist und sprach: „Halt ein, mein Guter! Es liegt in deiner Hand, ob du, was du hältst, tot oder lebendig zeigen willst."

36. HERMES UND DER BILDHAUER

Hermes wollte einst in Erfahrung bringen, in welchem Ansehn er bei den Menschen stünde. Er nahm daher Menschengestalt an und trat in den Laden eines Bildhauers. Dort sah er das Bild des Zeus und fragte: „Was kostet das?" Der Bildhauer sagte: „Eine Drachme." Da mußte Hermes lachen, daß Zeus so wohlfeil sei und fragte nach dem Preis einer Herastatue. Der Bildhauer nannte einen etwas höheren Preis. Nun dachte Hermes, er selbst werde als Götterbote und Schützer jedes gewinnbringenden Handels bei den Menschen in hoher Ehre stehen und fragte nach dem Preis eines Hermesbildes. Der Bildhauer aber sagte: „Wenn du die beiden andern nimmst, gebe ich dir den obendrein."

37. HERMES UND TEIRESIAS

Hermes wollte einst die Sehergabe des Teiresias auf die Probe stellen. Daher stahl er ihm zunächst seine Rinder und kehrte dann

in Menschengestalt bei ihm ein. Als Teiresias gerade den Gast bewirtete, wurde ihm der Rinderdiebstahl gemeldet. Er ging nun mit Hermes in das Freie, um dort aus dem Vogelflug ein Zeichen über den Diebstahl zu erhalten. Dort verhüllte er sein Haupt und bat den Hermes, ihm zu sagen, was für Vögel er sähe. Hermes sah zuerst einen Adler, der von links nach rechts vorbeiflog, und meldete das dem Seher. „Der geht uns nichts an", sagte Teiresias. Dann sagte Hermes: „Ich sehe eine Krähe auf einem Baum sitzen, die bald gegen den Himmel, bald wieder auf die Erde herniederblickt." „Nun wohl", sprach Teiresias, „diese Krähe schwört bei Himmel und Erde, daß ich meine Rinder wieder erhalten werde, sobald du es willst, o Hermes!"

38. DIE UNVERTRÄGLICHE FRAU

Ein Mann hatte eine streitsüchtige Frau, die sich mit niemand in seinem Haus vertrug. Nun wollte er erproben, ob sie auch mit ihren eigenen Verwandten nicht besser auskomme, und schickte sie unter einem glaubhaften Vorwande zu ihrem Vater. Als sie nach einigen Tagen wieder zurückkam, fragte er sie, welche Aufnahme sie bei den Ihrigen gefunden habe. Sie sagte: „Die Hirten meines Vaters waren unfreundlich zu mir." Da rief der Mann aus: „Weib, wenn du mit denen gehadert hast, die frühmorgens ihre Herde austreiben und spät abends heimkehren — wie wirst du es erst mit den andern gehalten haben, mit denen du den ganzen Tag zusammen warst?"

39. SCHLECHTER TROST

Ein Kranker wurde vom Arzt gefragt: „Wie geht's?" Als er antwortete: „Ich habe mehr geschwitzt als mir recht scheint", sagte der Arzt: „O, das ist ganz gut." Später kam der Arzt wieder und fragte ihn von neuem, wie es gehe. Als der Kranke nun antwortete: „Ich leide an Schüttelfrost und friere sehr", sagte der Arzt: „Auch das ist ganz gut." Wie der Arzt nun zum drittenmal kam und wieder nach seinem Befinden fragte, sagte der Kranke: „Mich hat die Wassersucht befallen." Da sprach der Arzt: „Auch das ist ganz gut." Nun kam einer der Hausgenossen und fragte den Kranken, wie es um ihn stehe. Der aber antwortete: „Vor lauter Gutem komme ich noch um."



SILEN VOR DER SPHINX

40. DAS „EHRLICHE HANDWERK"

Zeus befahl dem Hermes, er solle allen Handwerkern Lügengift zu trinken geben. Der rieb das Gift in einer Schale an und ließ dann jeden die gleiche Portion trinken. Nun hatten alle getrunken bis auf den Schuster, aber es war noch eine Menge Gift übrig. Da ließ Hermes den Schuster den ganzen Rest trinken.

Daher kommt es, daß alle Handwerker lügen, am meisten aber die Schuster.

KALLIMACHOS

DAS STREITGESPRÄCH ZWISCHEN DEM LORBEER UND DEM ÖLBAUM

Vernimm die Fabel nun auch von dem Wettstreit,
der, wie die Lyder sagen, einst am Berghang
des Tmolos zwischen Lorbeerbaum und Ölbaum
entbrannte.
Hochgewachsen war der Lorbeer
und schüttelte die Äste stolz im Luftraum,
dieweil die dünnen Zweige leis der Ölbaum
im Winde wiegte mit den schmalen Blättlein,
die unten hell sind wie der Leib der Blindschleiche,
doch oben bräunlich von der Sonne Glutstrahlen.
Also begann der Lorbeer da voll Hochmut:

„Wo ist das Haus, vor dessen Tür ich nicht stände?
Kein Priester ist, kein Beter, der mich nicht trüge.
Umrahmt von Lorbeer ist der Pythia Hochsitz,
sie ruht auf Lorbeern und sie singt von Lorbeeren.
Du dummer Ölbaum, brachte nicht dereinst Branchos [1]
den Kindern Joniens, denen Phoibos schwer grollte,
die Rettung so, daß er mit meines Baums Zweigen
sie dreimal schlug und einen dunkeln Spruch sagte?
Zum Festschmaus zieh ich mit und auch zum Tanzplatz;
aus mir ja flicht in Delphi man die Festkränze.
Und wenn die hohe Zeit der Feier anbricht,
dann schneiden in des Tempetales Hochwäldern
die Dorer mich und bringen mich nach Delphi.
Du dummer Ölbaum, mir bleibt jedes Leid fern,
kein Schmerzgebeugter wählt zum Schmuck des Haupts mich
— denn ich bin rein —, mir drohen keine Fußtritte
— denn ich bin heilig —, du, du dienst zum Grabschmucke,
wenn zur Verbrennung oder auch zur Beisetzung
sie einem Toten seinen letzten Weg führen
und, wie's der Brauch will, deine Blätter hinstreuen."

So sprach er prahlend. Doch gelassen abwehrend
sprach dann der Baum, dem wir das schöne Öl danken:
„Von meinen Gaben denkst du sehr geringschätzig,
doch wie der Schwan sangst du zum Schluß dein Grablied.
Nun höre meine Worte, wie ich dich hörte.
Jawohl, ich darf die Helden, die der Gott fällte,
zur Ruh geleiten, darf den tapfern Heerführern
im Tod noch unterm Haupte ruhn. Auch wo Kinder
die teure greise Amme klagend beisetzen
oder einen alten Ahnen wie Tithonos[2],
bin ich dabei und diene gern als Wegstreu,
und höher schätzen mich als dich die Festgäste
vom Tempetal und alle, die du sonst nanntest.
Und bin ich nicht vornehmer auch bei Festspielen?
Gilt nicht der Ölzweig in Olympias Rennbahn
mehr als der Kranz in Delphi? Aber Gold ist
das Schweigen, und so red' ich keinen Ton mehr,
nichts Gutes und nichts Schlimmes. — Doch, wahrhaftig!
in meinen Zweigen hör ich Vögel laut zwitschern,
die längst auf dich mit solchen Worten losspotten:
„Wer schuf den Lorbeerbaum denn? Nun, der Erdgrund,
der Fichten, Eichen, Binsen und den Wald zeugte.
Wer schuf den Ölbaum? Pallas, unsre Stadtgöttin,
die einst mit ihm den Freund der Algen ausstach
im Kampf um Attika, das ihr der Erdgott,
der schlangenfüßige, dann als Kampfpreis zusprach[3].
— Damals zum ersten unterlag der Lorbeer.
Wer ehrt den Lorbeer und wer ehrt den Ölbaum?
Apoll den Lorbeer, Pallas, die ihn selbst schuf,
den Ölbaum, so hat jeder seinen Schutzgott,
und Götter einzuschätzen ist mein Amt nicht.
Doch wozu, sage, ist der Lorbeer nutzbringend?
Zum Essen nicht noch Trinken noch zum Einsalben.
Wie schmeckt Olive in Öl, nimmst du 'nen Mund voll,
indem die Frucht du in ihr eigenes Öl tauchst!
Auch Theseus, heißt es, knapperte einst am Fruchtbüschel[4].
— Damals zum zweiten unterlag der Lorbeer."

„Ei, was die Vögel doch für wirres Zeug zwitschern,
du willst dir, Kähre, wohl den Schnabel wund schwätzen?"
rief wild der Lorbeer. Doch die Krähe antwortet:
„Kennst du in Delos nicht den heiligen Baumstumpf,
für den die Delier eine eigene Wacht schufen?
Er stammt vom Ölbaum, der der Leto Sitz wurde,
als den Apollo sie gebar, der laut jauchzend
sofort dann um des Baumes heiligen Stamm spielte.
— Damals zum dritten unterlag der Lorbeer,
und so auch später. Heil dir, Sieger Ölbaum!
Mit deinem Laube schmücken sich die Bittflehenden,
die Königsboten und der Priester Heerscharen,
dieweil der Lorbeer nutzlos nur ins Kraut schießt.
— In allem, mein' ich, unterliegt der Lorbeer."

Als dies der Lorbeer hörte, fuhr er wild auf
und wollte weiter grimmig sich zur Wehr setzen.
Da mischte plötzlich auch der niedere Dornstrauch,
der nah den stolzen Bäumen tief im Staub kroch,
sich ein und sprach: „Ihr Lieben, o versöhnt euch,
damit wir Bäume nicht zum Kinderspott werden,
wenn wir uns nichts als Schimpf und Schande nachsagen
und aller Zucht und Scham so ganz beraubt scheinen."
Der Lorbeer schrie: „Schamlos du selbst! Du wagst, dich
uns gleich zu stellen? Daß du neben mir wächst,
bringt schier mich um!" „Bei Phoibos und Demeter,"
sprach drauf der Dornbusch, „laß mich, wenn es sein kann,
am Leben: [Nimmer werd ich deinen Hochmut
mit einem einzigen Worte nur herausfordern."

Doch übel krächzend schwang jetzt in die Luft sich
die Krähe samt der andern Vögel Heerbann.
Sie kreisten spottend alle um den Lorbeer,
verhöhnten ihn ob seiner großen Torheit.
Dann aber setzten sie sich fröhlich zwitschernd
mit Jubelrufen in des Ölbaums Zweigwerk
und priesen ihn als Sieger in dem Wettstreit.]

BABRIOS

1. IDEALES KÖNIGTUM

Ein Löwe herrschte einst, der war nicht jähzornig,
nicht roh und grausam und auch nicht gewalttätig —
gerecht vielmehr und milde, wie ein Mensch ist.
Nun wurde, sagt man, unter seiner Herrschaft
ein Reichstag ausgeschrieben aller Waldtiere,
damit ein jeder dort zu seinem Recht käme.
Dort zahlten alle Übeltäter Reugelder,
der Wolf dem Lamm, der Panther an die Bergziege,
dem Hirsch der Tiger. Überall war Landfriede.
Da sprach der Hase Duckedich: „Wie lang schon
ersehnt' ich diesen Tag, der den Gewalttätigen
vor uns, den Schwachen, Schrecken würde einjagen!“

2. KÖNIG LÖWE UND TRUCHSESS AFFE

Der Löwe wollt's den besten Menschen gleichtun,
und offne Tafel hielt er in der Felshöhle,
zu Gaste bittend, wer ihm in der Tierwelt
von guten Sitten schien. Von Tag zu Tag nun
ergoß sich ohne Furcht ein dichter Tierschwarm
in seine Höhle, die er gastlich aufnahm
und denen er das Allerbeste vorsetzte.
Das Füchslein war sein Liebling und sein Hausmeister,
das ja seit alten Zeiten schon sein Freund ist.
Ein alter Affe aber war der Truchseß
und schnitt den Gästen gleiche Stücke Fleisch zu.
Kam nun ein neuer, keiner von den Stammgästen,
so legt' er dem das Gleiche wie dem Herrn vor
von allem, was der Löwe sich erjagt hatte.
Jedoch der Fuchs bekam den alten Abfall
von gestern her. Als der nun trotzig stillsaß
und nicht zum Tisch kam, nicht die Speisen anrührte,
da fragte ihn der Löwe: „Nun, was hast du,
mein schlaues Füchslein? Schwatz doch, wie du sonst pflegst,
und lege fröhlich an die Speisen Hand an!“

Der aber sprach: „Erhabenster des Tierstamms!
Groß ist die Sorge, die an meinem Herz nagt,
da nicht die Gegenwart allein mich trüb stimmt,
nein, Schlimmeres mir noch ahnet für die Zukunft.
Wenn hier tatsächlich die Gewohnheit einreißt,
daß Tag für Tag zu dir ein neuer Gast kommt,
erhalt' ich schließlich nicht einmal den Abfall."
Der Löwe schmunzelte, wie's Herrscherart ist,
und sprach: „Den Affen trifft, nicht mich, der Vorwurf!"

3. HIRSCHHERZ

Krank lag der alte Löwe in der Felshöhle,
die matten Glieder auf dem Boden ausstreckend,
und nur das Füchslein war bei ihm, sein Liebling.
Zu diesem sprach er: „Willst du mich vom Tod retten?
Ich hungre nach dem Hirsche, der im Walddickicht
dort unter jener finstren Tannen Schirm haust.
Zur Hirschjagd fehlt es leider jetzt an Kraft mir,
doch, wenn du willst, wird er mir in die Hand fallen,
da deiner Reden Honigseim ihn leicht ködert."
Der Schlaukopf ging. Er fand den Hirsch am Tanndickicht,
wo er auf fetter Wiese froh umhersprang.
Er warf sich vor ihm nieder, bot den Gruß ihm
und sagte, daß er ihm ein großes Glück bringe.
„Der Löwe, weißt du," sprach er, „ist mein Nachbar,
doch geht's ihm schlecht: er wird wohl bald ins Gras beißen.
Nun fragte er mich jüngst, wer wohl sein Nachfolger
im Tierreich würde. ‚Ja, das Schwein ist stumpfsinnig,
der Bär ist lahm, der Panther gar zu jähzornig,
der Tiger ist ein Prahlhans und Herumtreiber.
Der Herrschaft,' sprach er, ‚scheint mir nur der Hirsch würdig.
Er ist von Ansehn prächtig und er lebt lange.
Auch sein Geweih ist aller Kreatur Schrecken,
gleicht einem Baume, nicht den stumpfen Stierhörnern.'
Was schwatz' ich viel? Mit einem Wort: dich wählt er,
und herrschen wirst du ob des Waldes Tierscharen.
Dann magst du, Herr, auch einmal an den Fuchs denken,

der dir als erster diese Botschaft ansagte.
Nur deshalb kam ich, Liebster. Doch leb wohl jetzt,
ich eile, daß der Löwe nicht umsonst sich
nach mir nun umsieht. Bin ich doch sein Ratgeber
in allen Dingen! Und so wirst auch du's halten,
so hoffe ich, und diesen grauen Kopf ehren.
Doch höre jetzt schon: Wäre es nicht ratsam,
du gingst zum Löwen mit und sprächst ihm Trost ein
in seinem Elend? Gar Geringes gibt oft
im letzten schweren Augenblick den Ausschlag.
Die Seele liest man in dem Aug' der Todkranken!"
So sprach der Schlaukopf. Und durch seine Trugworte
ließ sich der Hirsch betören. Ohne Argwohn
ging mit er in des Ungeheuers Felshöhle.
Doch allzu jäh vom Lager auf ihn einspringend,
zerriß der Leu dem Hirschen nur den Ohrzipfel,
vor Eifer blind. In toller Flucht hinausstürzend,
eilt' jener zitternd in das tiefste Walddickicht,
indes die Hände schmerzlich übers Haupt schlagend
das Füchslein laut um die verlorene Müh klagte.
Der Leu lag ächzend und in seinen Bart knirschend,
da ihn der Hunger wie der Ärger gleich plagte,
bis er sich bittend wieder an den Fuchs wandte,
daß eine neue Jagdlist er ihm aussänne.
Der sprach im tiefsten Herzensgrunde Rat suchend:
„Ich will's versuchen, wenn's auch noch so schwer scheint."
Auf neue Künste nun und neue List sinnend,
folgt' er der Fährte wie ein kluger Schweißhund
und fragte jeden Hirten, den er antraf,
ob nicht bei ihm ein blutiger Hirsch vorbeifloh.
Und wer drum wußte, gab ihm auch den Weg an.
So fand er schließlich denn den Hirsch im Walddunkel,
wie er vom Rennen ruhte, und mit Keckheit
an Aug' und Stirn gewappnet trat er vor ihn.
Ein Schauer fuhr durch Mark und Bein dem Hirsch erst,
doch ließ die Galle bald ihn also losbrechen:
„Diesmal, du Scheusal, soll's dir wenig Glück bringen,

wenn du herankommst und nur einen Mucks wagst.
Bei andern Toren magst du künftig fuchsschwänzen.
mit Königtum sie ködern und wie mich krönen."
Doch unverzagt begann nun ihm ins Wort fallend
der Fuchs: „So mutlos bist du und so unedel?
Wie kann man auf die Freunde so Verdacht werfen!
Es wollte dir der Löwe einen Rat geben,
um dich zu wecken aus der frühern Schlaffheit.
Er faßte dich am Ohre, wie den Sohn wohl
am Totenbett der treue Vater anfaßt.
Doch du ertrugst nicht einer kranken Hand Zupfen
und wurdest wund erst, als du selbst dich losrissest.
Und nun tobt jener gar noch mehr als du selbst,
da du so sinnlos ängstlich seist und mißtrauisch.
Den Wolf, so sagt er, will er nun zum Herrn machen.
O weh, des schlimmen Königs! — Was soll ich tun?
An unser aller Elend trägst nun du Schuld!
Doch komm und zeige endlich, daß du Mut hast!
Erschrick nicht, wie das Lämmchen aus der Schafherde!
Bei allen Blättern schwör' ich, allen Bergwassern,
so wahr, als ich nur dich allein zum Herrn wünsche,
so wahr liebt dich der Löwe, und aus Wohlwollen
will er dich jetzt zu aller Tiere Herrn machen."
Also beschwatzte schmeichelnd er den Hornträger,
daß er sich nochmals in des Grabes Tor wagte.
Doch als er dort nun an die Wand gedrängt war,
da hielt der Löwe schmatzend einen Festschmaus,
das Fleisch verschlingend, der Gebeine Mark schlürfend
und die Gedärme kauend. Doch umsonst hungernd,
stand neben ihm sein Treiber. Nur das Hirschherz
verschlang er heimlich, da es nebenaus fiel,
als kargen Lohn für alle seine Mühsal.
Jedoch der Leu, die Eingeweide nachzählend,
bemerkte, daß von allem noch das Herz fehle,
und sucht's im Lager, sucht's im ganzen Wohnraum.
Da bringt der Fuchs ihn von der wahren Spur ab:
„Der hatte gar keins — suche nicht umsonst nach!

Wie sollte der ein Herz[1] auch haben, der sich
zweimal in eines Löwen Bau hineinwagt?“

4. DER FUCHS VOR DER LÖWENHÖHLE

Der Löwe, den das Greisenalter schlaff machte,
so daß zum Jagen nunmehr ihm die Kraft fehlte,
lag wie ein Kranker in der tiefen Felsgrotte.
Er schnaufte sehr, als ob es ihm recht schlecht ginge,
und zwang die mächtige Stimme leis zu lispeln.
Die Botschaft drang zu aller Tiere Wildlager,
und alle schmerzt' es, daß der König krank wäre.
Ein jeder eilte, daß er ihm Besuch mache,
und einzeln, wie sie kamen, fraß der Leu sie,
so daß es trotz des Alters ihm recht gut ging.
Am Eingang aber blieb der schlaue Fuchs stehn,
der ihn durchschaute und begann: „Wie geht's dir,
o König?“ „Sei willkommen, du mein Liebling,
vor allen Tieren!“ sprach der, „tritt herein doch!
Was stehst du ferne? Komm, mit klugem Scherzwort
mich aufzuheitern, Süßer, da der Tod naht.“
„O mögest du genesen! Doch verzeih mir,
wenn ich verschwinde,“ sprach der Fuchs, „mich hält fern
die große Menge mannigfacher Tierspuren.
O zeige mir doch eine, die heraus führt!“

5. DAS WIESEL

Ein Wiesel liebte einen schönen Mann einst,
und Kypris, die die Mutter heißt der Sehnsucht,
erbarmt' sich seiner und schuf es zum Weib um.
Es ward so schön, daß jeder gleich in Glut stand,
der es erblickte, und so auch der Jüngling.
Er warb um sie. Bereit schon stand das Festmahl.
Da huscht ein Mäuschen durch den Saal: die Braut springt
vom weichen Pfühle auf und jagt der Maus nach.
Aus war es mit der Hochzeit, denn mit Hohnlachen
floh Eros fort: er mußte der Natur weichen.

6. DER WOLF UND DER REIHER

Dem Wolfe blieb ein Knochen einst im Schlund stecken.
Er ging zum Reiher, dem er hohen Lohn bot,
wenn er den Hals in seinen Schlund hinabsenkend,
den Knochen hole und ihn so vom Schmerz heile.
Der zog ihn aus und fordert' dann den Lohn ein.
Doch jener sprach, den Reiher drohend angrinsend:
„Es mag genügen dir als Lohn der Heilkunst,
daß heil dein Haupt du zogst aus einem Wolfsrachen."

7. DER OCHS UND DER ESEL

Ein Mann, der einen Ochsen nur im Stall hatte,
schirrt' einen Esel zu ihm an die Pflugschar
und pflügt' mit ihnen, wie es eben gehn wollte.
Doch als das Werk getan war und der Mann sie
vom Joche löste, hub der Esel so an:
„Wer wird dem Alten das Geschirr nach Haus bringen?"
„Nun", sprach der Ochse, „jener, dem es zukommt!"

8. DER STIER UND DAS KALB

Ein junges Kalb, das frei noch auf der Flur spielte,
sprach zu dem Zugstier, der den schweren Pflug schleppte:
„O wie das Joch, du Armer, dich so wund reibt!"
Es schwieg der Stier, die Furchen wacker ausziehend.
Doch als die Bauern nun zum Opferfest eilten,
da ging der Stier vom Joch befreit zur Grasweide,
doch um die Hörner warf man einen Fangstrick
dem ungezähmten Kalb, des Blut den Altar
der Götter röten sollte. Und der Stier sprach:
„Zu diesem Zweck nur bliebst du von der Last frei
und eilst, o Junger, vor dem Greis zur Schlachtbank.
Nun wird vom Beile, nicht vom Joch, dein Hals bluten."

9. DER GEFRÄSSIGE FUCHS

Ein Buchbaum zeigt' am Fuße eine Höhlung.
In der lag eines Hirten alter Schnappsack,
gefüllt mit trocknem Brote und mit Fleischstücken.

Den sah ein Fuchs, und in die Höhle eindringend,
fraß er ihn leer. Natürlich schwoll sein Bauch an,
daß aus dem engen Loch er nicht herauskonnte.
Er klagte laut, so daß ein anderer Fuchs kam,
der spottend sprach: „Nun halte hier nur Fasttage.
Denn bis dein Bauch so dünn nicht wie beim Einsteigen
geworden ist, wirst du nicht mehr herauskommen."

10. DER WOLF UND DER HUND

Der Wolf sah einen Hund einst, der sehr feist war,
und frug ihn aus, wo er so reiche Mahlzeit
denn finde, daß so groß er und so fett sei.
„Der Mensch", sprach jener, „gibt so gute Kost mir."
„Doch woher kommt es, daß dein Hals so kahl schimmert?"
„Der reibt sich ab an einem ehernen Halsring,
in dem des Abends mich mein Brotherr festlegt."
Da sprach der Wolf mit Lachen: „Fahre wohl denn!
Genieß die Üppigkeit, für die ich niemals
ins Eisen lasse meinen freien Hals schließen."

11. DER WOLF UND DAS WEIB

Dem Kind, das weinte, drohte einst die Landamme:
„Sei still, sonst werf' ich dich dem Wolf zum Fraß vor!"
Der Wolf kam just vorbei und hielt's für Wahrheit
und wartete voll Freuden, bis die Nacht kam.
Doch als das Kind zur Ruhe nun gebracht wurde,
zog hungrig auch mit leerem Maul der Wolf ab,
der lang vergeblich falscher Hoffnung nachhing.
Doch als die Wölfin, seine Frau, ihn ausfrug:
„Wie kommt's, daß nicht wie sonst du etwas mitbringst?"
sprach er: „Wie sollt' ich, der ich einem Weib glaubte?"

12. AFFENLIEBE

Einst setzte Zeus den Tieren einen Preis aus
für das schönste Kind und übte selbst das Richtamt.
Da kam die Äffin auch, und an der Brust trug
als Schönstes sie ein Äfflein, nackt und stülpnasig,

so daß die Götter alle laut herauslachten.
„Zeus", sprach die Äffin, „weiß es, wen der Sieg krönt.
Doch mir scheint dies das schönste Kind der Tierwelt."

13. DER VATER UND DIE SÖHNE

Vor grauen Zeiten lebt' ein würdiger Greis einst
mit vielen Söhnen. Als der Tod nun nah kam,
befahl er jenen, daß sie einen Bund ihm
von dünnen Stäben irgendwie herbeischafften.
Der war auch bald zur Stelle, und der Greis sprach:
„Versucht nun, Kinder, ob mit aller Kraft ihr
die so vereinten Stäbe etwa durchbrecht."
Sie konnten's nicht. „Dann", sprach er, „nehmt sie einzeln."
Wie nun die Stäbe einzeln leicht entzweibrachen,
da sprach der Alte: „Also wird auch niemand,
bleibt ihr vereint, und wär' er noch so stark auch,
euch je bezwingen. Doch wenn ihr im Zwist lebt,
so geht's euch, wie es jedem einzelnen Stab ging."

14. DIE BESTE HILFE

Die Haubenlerche nistete im Kornfeld,
ums Morgenrot wettsingend mit der Frühschwalbe,
und zog die Jungen groß mit zarten Saatspitzen,
so daß sie flügge schon mit stolzem Busch prangten.
Da kam der Herr des Felds einmal sein Korn mustern
und sprach, da falb die Ähren glänzten: „Zeit wird's,
daß alle meine Freunde ich zur Mahd rufe."
Doch von den jungen Lerchen mit dem Kopfbusche
vernahm es eine, die's dem Vater mitteilte.
„Schau zu," so sprach sie, „wo du jetzt uns ansiedelst."
Der aber sprach: „Noch ist zur Flucht kein Anlaß.
Dem eilt's nicht sehr, der auf der Freunde Arm baut."
Bald kam der Bauer wieder. Von der Glutsonne
sah er die Körner aus den Ähren ausfallen.
„Zu morgen will ich Schnitter mir um Lohn mieten,
zu morgen", sprach er, „Garbenbinder anwerben."
Da rief die Lerche ihren Jungen: „Jetzund

ist's Zeit, daß eilig wir von hier hinwegflüchten,
da er nicht auf die Freunde baut und selbst schneidet."

15. DER RINDERHIRT

Ein Rinderhirt drang tief einst ins Gebirg vor,
weil aus der Herde ihm der schönste Stier fehlte,
und er versprach dem Pan, den hehren Bergnymphen,
dem Herdenschützer Hermes, allen Ortsgöttern,
ein Kalb zu schlachten, wenn sie ihm den Dieb zeigten.
Doch wie er den Gebirgskamm jetzt erreicht hatte,
sah einen Löwen er den schönen Stier fressen.
Und nun versprach den Göttern er ein Stieropfer,
wenn ungeschädigt von dem Dieb er heimkäme.

16. DREI WAHRE WORTE

Die feige Füchsin fiel in eines Wolfs Klauen
und fleht' ihn an: „O, laß mich altes Weib leben!
Zerreiß mich nicht!" Und er: „Ich will's, beim Pan! tun,
sagst du drei Worte mir, die wirklich wahr sind."
„Nun wohl! O wärst du niemals in den Weg mir
getreten — oder, wenn es das Geschick wollte,
o wärest du als Blinder in den Weg mir
getreten — und zum dritten: mögest bald du
doch sterben und mir nimmer in den Weg treten!"

17. DER KRANKE RABE

Der kranke Rabe, dessen Mutter laut schluchzte,
sprach: „Weine nicht, du mußt die Götter anflehen,
daß sie der Krankheit herbe Pein mir abwenden."
„Und welche Gottheit", sprach sie, „wird denn dich retten?
Wo ist ein Altar, wo du nicht das Fleisch stahlest?"

18. APHRODITE UND DIE MAGD

Ein Mann verliebte einst in seine Magd sich,
obgleich sie wüst und schmutzig war. Er gab ihr,
was sie verlangte, willig. Drum im Goldschmuck
und um die Kniee feinsten Purpur nachschleifend

bot jene frechen Trotz und Hohn der Hausherrin.
Doch Aphroditen, die ihr solches Glück sandte,
verehrte sie mit Lampen und am Altar
lag betend, opfernd, flehend jeden Tag sie.
Bis einst, als nachts der Herr in ihrem Arm schlief,
die Göttin ihr im Traum erschien und so sprach:
„Bedank dich nicht bei mir, daß ich dich schön machte —
ich grolle diesem hier, der dich für schön hält!“

19. HERMES UND DER BILDHAUER

Ein Steinmetz bot ein Hermesbild zum Kauf aus.
Zwei Käufer bieten: Einer will als Grabmal
es an des jüngst verstorbnen Sohnes Grab setzen,
der andre will zum Schutzgott ihn als Handwerker.
Doch ist es spät — man kommt zu keinem Abschluß,
und an dem nächsten Morgen soll der Steinmetz
das Bild von neuem zeigen. In der Nacht nun
sieht in des Traums Gefilden er den Hermes,
der spricht: „Sieh' an, du darfst nun mein Geschick wägen!
Du kannst zum Toten, du kannst mich zum Gott machen!“[2]

20. MENSCHENWITZ

Da einst ein Schiff mit Mann und Maus zugrund ging,
schalt einer ungerecht der Götter Wahrspruch,
die, weil ein einziger Frevler auf dem Schiff war,
so viele andre schuldlos in den Tod sandten.
Noch sprach er so, da kroch, wie oft es vorkommt,
an ihm vorbei ein dichter Schwarm von Ameisen,
die in ein Weizenstoppelfeld zum Schmaus eilten,
und eine biß ihn. Voller Wut umherstampfend
zertrat er alle. Plötzlich fühlt' er leis sich
von einem Stab berührt und sah den Hermes
in Götterschönheit vor sich stehn, der so sprach:
„Willst du der Götter Urteil über euch schelten,
der so den Richter spielte an den Ameisen?“

21. ZEUS' STRAFGERICHT

Dem Hermes gab der Vater Zeus den Auftrag,
auf Tafeln sollt er ihm der ganzen Menschheit
Vergehn und Übeltaten sorgsam aufzeichnen.
Dann hieß die Tafeln ihn in eine Holztruhe
er werfen, die bei seinem Götterthron stand,
damit er über jeden das Gericht spreche.
Doch weil dabei die Tafeln in der Holztruhe
bunt durcheinander fielen, kommt zum Urteil
die früher, jene später in des Zeus Hände.
So darf darüber man sich auch nicht aufhalten,
wenn oft ein Frevler spät erst sein Gericht findet.

22. NEUER GOTTESDIENST

Ein hölzern Hermesbild besaß ein Handwerker,
dem goß er Tag für Tag die schönsten Trankopfer,
und dennoch ging's ihm schlecht. Da ward er wild einst,
ergriff das Bild beim Fuß und schlug's zum Erdboden.
Doch wie der Kopf entzweibrach, floß ein Goldregen
hervor von Münzen, die in ihm versteckt waren.
Die las er freudig auf und rief: „O Hermes!
Du bist verdreht und handelst wirklich merkwürdig.
Solang ich zu dir flehte, halfst du gar nicht,
doch für die Prügel dankst du mir mit Wohltaten.
Das ist ein Gottesdienst, der mir ganz neu ist."

23. DER SCHLECHTE ARZT

Es kam ein Arzt, der von der Heilkunst nichts wußte,
zu einem Manne, der nur leicht erkrankt war.
„Sei ohne Furcht," sprach jeder, „du wirst durchkommen!
Es dauert noch ein Weilchen, doch es wird besser!"
Der Medikaster aber sprach hinzutretend:
„Mach nur dein Testament, du wirst bald abfahren.
Ich will dir nicht wie die mit Lug und Trug kommen:
Zwei Tage hast du noch zu leben — mehr nicht."
Dann ging er weg und kam nicht in sein Haus mehr.
Als jener später etwas sich erholt hatte

und ausging, bleich, mit Mühe nur sich fortschleppend,
begegnet' ihm der Arzt und fragt' ihn hohnvoll:
„Sieh an! Nun wohl, wie sieht's im Totenreich aus?"
Und jener sprach: „Die Toten quält kein Schmerz mehr,
da sie vom Lethe tranken. Aber Pluto
und Kore[3] drohten jüngst die Ärzte furchtbar
zu strafen, weil sie allen Kranken aufhelfen.
Sie schrieben alle Ärzte auf, und dich wollten
zuerst sie holen lassen. Doch voll Ehrfurcht
trat ich hinzu, und ihre Zepter anrührend
schwor ich, daß du in Wahrheit gar kein Arzt seist
und daß man dich nur fälschlich dafür ausgebe."

24. GRÖSSENWAHN

Vom Öle trunken rühmte eine Nachtlampe
sich vor den Gästen, daß der Morgenstern nicht
so strahlend helles Licht wie sie der Welt schenke.
Da blies ein Wind — und es erlosch das Nachtlämpchen
vom Hauch getroffen. Wiederum es anzündend
sprach einer zu ihm: „Leuchte, aber schweig still!
Das Licht der Sterne sah noch keiner auslöschen."

PHÄDRUS

1. DER ADLER/DIE KATZE UND DAS WILDSCHWEIN

Hoch in der Eiche Wipfel war des Adlers Nest,
des Stammes hohle Mitte barg der Katze Brut,
und an den Wurzeln hegt die Wildsau ihre Zucht.
Doch bald zerstört der ränkevollen Katze Trug,
was so der Zufall nachbarlich zusammenführt.
Sie steigt zum Nest des Adlers auf und spricht zu ihm:
„Verderben droht dir und vielleicht mir Armen auch.
Das schlimme Wildschwein wühlt den Grund auf Tag für Tag:
es will die Eiche fällen und dann unsre Brut
vernichten, wenn sie mit dem Stamm am Boden liegt."
Nachdem sie so des Adlers Sinn durch Angst verwirrt,
steigt zu der borstigen Wildsau Lager sie herab.
„Gar sehr gefährdet", spricht sie, „scheint mir deine Zucht.
Der Adler will die kleinen Ferkel rauben dir,
sobald du mit den großen auf die Weide gehst."
Nachdem sie hier auch Furcht und Schrecken ausgestreut,
verschließt sie listig sich in ihrem sichern Bau.
Nachts klettert heimlich sie herab mit leisem Fuß
und schafft für sich und ihre Jungen Nahrung bei,
tags schaut sie ängstlich bald hinauf und bald herab.
Der Aar verläßt den Baum nicht, der zu fallen droht,
das Schwein sein Loch nicht, weil ihm vor dem Räuber bangt.
Kurz, sie verhungern beide dort mit ihrer Brut,
den Kätzlein aber boten sie ein leckeres Mahl.

Was oft ein doppelzüngiger Mensch für Unheil schafft,
kannst, blöde Torheit, du aus diesem Beispiel sehn.

2. DER WOLF UND DAS LAMM

Zum gleichen Bache kam der Wolf einst und das Lamm,
vom Durst getrieben. Weiter oben stand der Wolf,
das Lamm bachabwärts. Von dem nimmersatten Schlund
getrieben, sucht der Räuber einen Grund zum Streit.
„Was trübst du mir das Wasser, das ich trinken will?"

beginnt er. Und die Unschuld in dem Wollenkleid
entgegnet zitternd: „Ach, wie kann ich das, o Wolf?
Von dir herab zu meinen Lippen fließt das Naß."
Und der, bezwungen von der Wahrheit Allgewalt,
fährt fort: „Hast vor sechs Monden du mich nicht geschmäht?"
„Nein," spricht das Lamm, „denn damals lebte ich noch nicht."
„Dann war's dein Vater, der mich schmähte", schreit der Wolf
und würgt im unverdienten Tod sein Opfer ab.

Die Fabel zielt auf jene, die mit Lug und Trug
die Unschuld gerne unterdrücken beim Gericht.

3. DER EITLE HIRSCH

Was man verschmäht, ist besser oft, als was man lobt:
Dies stellt Aesop in folgender Erzählung dar.
Aus einer Quelle trank der Hirsch. Dann blieb er stehn
und schaute in dem klaren Naß sein Spiegelbild.
Bewundernd lobt er seiner Hörner reich Geäst,
der Schenkel allzu große Schlankheit tadelt er.
Da scheucht der Jäger lautes Rufen rasch ihn fort,
und leichten Laufs enteilend durch die Flur verlacht
er aller Hunde Drohn. Jetzt nimmt ein Wald ihn auf,
wo sein Gehörn sich im Gezweige fest verstrickt.
Zerrissen von der Hunde Zähnen stürzt er hin,
und noch im Todeskampfe sprach er, heißt es, so:
„O weh, mir Toren! Allzu spät erkenne ich,
wie nützlich mir gewesen, was ich stolz verschmäht,
und wie mich, was ich lobte, tief in Leid verstrickt!"

4. DIE FRÖSCHE BITTEN UM EINEN KÖNIG

Athen gedieh als Freistaat unter gleichem Recht,
bis zügellose Freiheit Wirren schuf im Staat
und freche Willkür des Gesetzes Fessel brach.
Nun spannen manche Ränke die Parteien an —
doch als Tyrann besetzt' die Burg Pisistratus.
Wie nun die Bürger klagten ob der Knechtschaft Schmach —
nicht, weil der Herrscher hart war, nein, weil jede Last

dem hart erscheint, der bisher keine Lasten trug —
erzählte den Betrübten diese Mär Aesop.
In freien Sümpfen lebt' das Volk der Frösche einst.
Da rief es laut den Zeus um einen König an,
der mit Gewalt die schlimmen Sitten bessern soll.
Der Göttervater lachte und zum König gab
ein Stückchen Holz er ihnen, das mit voller Wucht
herabgeschleudert durch den Schall sie sehr erschreckt.
Als das nun lange Zeit bereits im Sumpfe lag,
hob leis ein Fröschlein aus dem Teich sein Haupt empor,
beschaut den König und ruft dann das Volk herzu.
Die fassen Mut und schwimmen um die Wette bei,
und auf dem Klotze sitzt gar bald die freche Schar.
Wie sie nun diesem alle Schande angetan,
erbitten einen andern Herrscher sie von Zeus,
da der zuerst gesandte ganz unbrauchbar sei.
Nun schickt er eine Schlange, die mit grimmem Zahn
den Fröschen allen nachsetzt. Selbst die Flucht mißlingt
den armen Wichten. Dennoch wagen sie es nicht,
zu Zeus zu schrein. Sie bitten heimlich nur Merkur,
Zeus möge ihrer sich erbarmen, doch der spricht:
„Ihr habt das Glück nicht tragen können, nun so tragt
das Unglück denn!"
„Und ihr, Mitbürger," sprach Aesop,
„tragt auch dies Los, damit euch nicht noch Schlimmeres trifft."

5. DER FUCHS UND DER RABE

Wer sich an einer Schmeichelzunge Lob ergötzt,
wird in nutzloser Reue späte Buße tun.

Ein Rabe stahl vom offnen Fenster einen Käs
und setzte sich zum Schmaus auf einen hohen Baum.
Das sah der Fuchs und nahte ihm mit solchem Spruch:
„Wie herrlich strahlt, o Rabe, dein Gefieder doch!
Wie adlig ist dein Haupt und deiner Glieder Bau!
Wärst du nicht stumm — es käme dir kein Vogel gleich."
Doch wie der Tor nun seine Stimme zeigen will,

entfällt der Käs dem Schnabel, den der schlaue Fuchs
mit gierigen Zähnen auffängt. Nun erst stöhnt,
zu spät, des Raben schwer betrogne Torheit auf.

6. DER WOLF UND DER FUCHS VOR DES AFFEN RICHTERSTUHL

Wer schon einmal durch schlimmen Trug berüchtigt ward,
dem glaubt man nicht mehr, wenn er auch die Wahrheit spricht.
Das lehrt in dieser kurzen Fabel euch Aesop.

Den Fuchs bezichtigt eines Diebstahls einst der Wolf.
Der aber leugnet, daß just er der Täter sei,
und über beide sitzt der Affe zu Gericht.
Nachdem nun beide ihre Sache vorgebracht,
erging, so heißt es, so des Affen Richterwort:
„Was du beanspruchst, Wolf, gehört dir sicher nicht,
und du, Fuchs, stahlst — trotz deiner Sprüche — es gewiß."

7. DIE KREISSENDE HÜNDIN

Wenn dir ein Schurke schmeichelnd naht, sei auf der Hut!
Das zu beherzigen, mahnen diese Verse dich.

„Laß mich gebären, Nachbarin, in deinem Stall!"
sprach eine trächtige Hündin und erhielt den Stall
zur Niederkunft, wie sie begehrte, dann jedoch
verlangte die Besitzerin ihr Haus zurück.
Da bat nun jene noch um eine kurze Frist,
bis kräftig sei zur Wandrung ihre junge Brut.
Als die verflossen, forderte mit Nachdruck jetzt
ihr Lager jene. „Nun, ich gehe," sprach der Gast,
„wenn du dich mir und meiner Schar gewachsen zeigst."

8. ESELSTRITT

Wer seiner früheren Herrschermacht verlustig ging,
ist auch der Schlechten Spielball nun, nachdem er fiel.

In seinen letzten Zügen lag der Löwe da,
vom hohen Alter seiner früheren Kraft beraubt.

Da kam der Eber mit dem blanken Hauerpaar
und rächte altes Unrecht jetzt mit einem Stoß.
Der Stier durchbohrte ebenso mit grimmem Horn
den Leib des Feindes. Wie der Esel sah, daß man
straflos den Leu mißhandeln kann, zerstieß er ihm
mit seinem Fuß die Stirne. Sterbend sprach der Leu:
„Mich schmerzte tief der tapfern Kämpen schnödes Tun,
doch daß von dir, du Schandfleck der Natur, ich dies
ertragen muß, heißt doppelt sterben in der Tat.“

9. DER FUCHS UND DER STORCH

Tu keinem Unrecht, aber kränkt ein andrer dich,
zahl ihm mit gleicher Münze, wie die Fabel lehrt.

Der Fuchs, so heißt es, lud den Storch zuerst zu Gast
und setzt auf flacher Schüssel einen Trunk ihm vor,
den jener, da der Hunger und der Durst ihn plagt,
zu kosten sich auf jede Art umsonst bemüht.
Als nun der Storch den Fuchs zu Gast lud seinerseits,
setzt er ihm eine Flasche vor, auf deren Grund
die Speisen ruhn. Er fischt sie sich mit langem Hals
und speist vergnügt, indes den Fuchs der Hunger quält.
Wie dieser nun umsonst der Flasche Hals beleckt,
da spricht der Vogel aus der Fremde so zu ihm:
„Nicht klagen darf, wen man nach eignem Muster straft!“

10. DER FRÖSCHE ANGST BEIM KAMPF DER STIERE

Die Kleinen büßen's, wenn die Großen sich entzwein.

Vom Sumpf aus sah ein Frosch dem Kampf der Stiere zu
und rief: „O wehe, das Verderben ist uns nah!“
„Was willst du,“ sprach ein andrer Frosch, „die streiten sich,
wer unter ihnen Herr sein soll, und fern von uns
lebt doch das Volk der Stiere.“ Aber jener sprach:
„Ihr Reich liegt ferne, und sie sind ein andres Volk.
Doch wer jetzt aus dem Waldbezirk vertrieben wird,
wird zu den stillen Sümpfen flüchten und dabei

mit hartem Huf zerstampfen unser Froschgeschlecht.
Sie rasen, und wir Frösche büßen's mit dem Tod."

11. DIE FRÖSCHE UND DER SONNENGOTT

Als einst die Nachbarn eines Diebes Hochzeitfest
froh mitbegingen, sprach Aesop zu ihnen so:
Wie sich zur Hochzeit einst entschloß der Sonnengott,
drang bis zum Himmel auf der Frösche Wehgeschrei.
Von solcher Klage überrascht, fragt Jupiter,
was ihnen fehle, und ein Sumpfbewohner spricht:
„Der eine Helios trocknet schon die Sümpfe aus
und bringt uns Armen auf dem dürren Land den Tod.
Wie wird's uns erst gehn, wenn er gar noch Kinder zeugt?"

12. DER HIRSCH IM OCHSENSTALL

Ein Hirsch, den Jäger aus dem dichten Waldversteck
herausgescheucht, flieht, um dem Tode zu entgehn,
in blinder Angst dem nächsten Hofe zu und sucht
im frohbegrüßten Ochsenstalle ein Versteck.
Allein ein Ochse spricht zu ihm: „Was machst du, Tor,
daß du dem Tod freiwillig in den Rachen läufst
und menschlicher Behausung gar dich anvertraust?"
Doch jener spricht voll Demut: „Wenn nur ihr mich schont,
will ich im rechten Augenblicke schon entfliehn."
Der Tag trat nun sein Reich ab an die dunkle Nacht.
Der Ochsenhirt bringt Heu herbei, doch merkt er nichts.
Die Knechte laufen und die Mägde durch den Stall —
den Hirsch sieht keiner. Nun macht der Verwalter noch
die Runde — und auch er sieht nichts. Da dankt der Gast
vom Wald den stummen Ochsen herzlich, daß sie ihm
in schwerer Zeit so treue Gastfreundschaft erzeigt.
Darauf spricht einer: „Alle wünschen wir dein Wohl,
doch wenn der eine mit den hundert Augen kommt,
dann schwebt dein Leben wahrlich ernsthaft in Gefahr."
So sprachen sie. Da kommt vom Essen her der Herr,
und weil er jüngst die Ochsen schlecht gehalten sah,
tritt er zur Krippe: „Schüttet doch mehr Futter auf!

Es fehlt an Streu! Es ist euch wohl der Müh zuviel,
die Spinnen wegzuschaffen?" Also spürt er rings
und sieht auf einmal auch das hohe Hirschgeweih.
Rasch ruft er sein Gesinde und erlegt mit ihm
die schöne Beute.
Diese Fabel zeigt euch an,
daß stets der Herr in seinem Haus das meiste sieht.

13. DER ESEL ZU SEINEM HÜTER

Beim Herrschaftswechsel ändert für die Armen sich
der Name nur des Herrschers — sonst bleibt alles gleich.
Das ist die Wahrheit, die euch diese Fabel lehrt.

Ein Greis bewachte auf dem Anger vor der Stadt
sein Eselchen. Da scholl im Rücken Kriegsgeschrei.
„Laß schnell uns fliehen," begann der Greis, „sonst fängt man uns."
Doch ruhig sprach der Esel: „Bitte, meinst du wohl,
daß bei dem Sieger ich zwei Sättel tragen muß?"
„Nein," sprach der Greis. „Nun also, was liegt mir daran,
wes Sklav' ich heiße? Einen Sattel trag ich stets."

14. DAS HUHN UND DIE PERLE

Ein junger Haushahn scharrt voll Eifer auf dem Mist
und findet eine Perle, wo er Speise sucht.
„O welcher Schatz," spricht er zu ihr, „an welchem Ort!
Du strahltest längst schon wieder in dem alten Glanz,
wenn dich ein Kenner hier entdeckte. Daß ich dich
hier fand, für den ein Brotkorn höheren Wert besitzt,
bringt weder dir den richtigen Nutzen noch auch mir."

Das sag ich jenen Leuten, die mich nicht verstehn.

15. DIE ZIEGEN UND DIE BÖCKE

Zeus gab den Ziegen Bärte einst nach ihrem Wunsch —
und alle Böcke waren höchst entrüstet, weil
der Männer Zier die Weiber so sich angemaßt.
„Laßt sie," sprach Zeus, „sich dieses eitlen Ruhms erfreun,

und gönnet ihnen diese Zierde eures Stands,
solange sie's nicht gleich tun euch an Tapferkeit."

Ertrage still, daß deine Tracht ein andrer trägt,
wenn er dich nur an Tüchtigkeit nicht übertrifft.

16. DER HUNGRIGE BÄR

Wenn es dem Bären in dem Wald an Nahrung fehlt,
läuft er zur Felsenküste, hält sich am Gestein
und senkt die zottigen Beine langsam in die Flut.
Wenn an den Zotten dann die Krebse hängen, zieht
er rasch hinauf ans Land sie, schüttelt sich und speist
vergnüglich, was dem Meere so er abgewann.

So schärft der Hunger auch bei Toren den Verstand.

17. DIE LEERE AMPHORA

Ein altes Weib sah eine leere Amphora —
aus edlem Ton — es strömte auch die Hefe noch
weithin die süßen Düfte des Falernerweins:
Mit Nas' und Mund den Duft einsaugend rief sie aus:
„O süßer Hauch! Welch einen Schatz enthieltst du einst,
da so berauschend lieblich deine Reste sind!"

Worauf dies zielt, weiß der nur, der mich selber kennt.[1]

18. SIMONIDES[2]

Wie wenig Ehre heut die Welt den Dichtern zollt,
hab ich schon oft gesungen. Nun vernehmet auch,
wie sehr die hohen Götter einstens sie geehrt.

„Gar hohen Preis versprech ich dir, Simonides,"
sprach ein Athlet einst, „wenn du meinen Sieg besingst."
Der Dichter ging drauf ein, und in der Einsamkeit
nachsinnend, gibt dem schnöden Stoff er hohen Glanz:
er flicht, wie es des Dichters Freiheit stets erlaubt,
ein Loblied auf die beiden Dioskuren ein,
die ebenfalls im Faustkampf oft den Sieg erlangt.
Das Lied gefiel zwar allgemein. Jedoch vom Preis



TRUNKENE ALTE MIT WEINFLASCHE

zahlt der Athlet dem Dichter nur ein Drittel aus.
„Kastor und Pollux," sprach er, „mögen dir den Rest
bezahlen, die zwei Drittel deines Lieds besang.
Doch, daß du mich nicht etwa für beleidigt hältst,
komm doch zur Siegesfeier. Alle lad' ich ein,
die meinem Herzen nahestehn, und so auch dich."
Der Dichter fügt sich, wenn auch der Betrug ihn kränkt,
und sagt des lieben Friedens halb sein Kommen zu.
Er kommt zur Zeit und lagert zu den Gästen sich.
Die Becher kreisen bei dem frohen Trunkgelag —
und lauter Lärm schallt durch das hohe Prunkgemach.
Da tritt bestürzt ein Sklave zu Simonides:
Zwei Jünglinge von übermenschlicher Gestalt,
von Staub beschmutzt und schweißbedeckt, gebieten ihm,
herauszukommen. Eile tue dringend not.
Simonides folgt ihrem Ruf. Noch hat er kaum
die Schwelle überschritten, als im Festgemach
die Decke einstürzt und die Tafelnden erschlägt.
Doch von den Männern draußen fand sich keine Spur.
Als dieser Vorgang zu des Volkes Ohren drang,
erkannten alle, daß in eigener Person
die Götter dankbar so den Dichter retteten.

19. DER SCHUSTER ALS ARZT

Ein schlechter Schuster, dem es übel ging, verfiel
aus Not darauf, als Winkelarzt sich aufzutun.
Er bot mit falschem Namen Gegengifte aus.
Ruhmredig selbst sich preisend, kam er bald zu Ruf.
Als nun der König dieser Stadt einst schwer erkrankt',
ließ er ihn kommen und erprobte seine Kunst.
Er nahm ein Glas und goß, so schien es, erst ein Gift
und dann des Schusters Gegengift hinein. „Nun trink,
mein Freund," gebot er, „und ich lohne dir es gut."
Die Todesfurcht preßt jenem das Geständnis ab,
daß keine Weisheit in der Heilkunst, nein, daß ihn
des Volkes Dummheit ganz allein berühmt gemacht.
Zu einer Volksversammlung sprach der König dann:

„Seid ihr nicht Narren, daß ihr alle unbesorgt
dem euern Leib und euer Leben anvertraut,
von dem sich keiner nur den Fuß beschuhen ließ?"

Auf jene Leute zielt die Fabel, meine ich,
die unverschämt aus ihrer Dummheit Zinsen ziehn.

20. DER LIEBHABER UND DIE ZWEI FRAUEN

Die Weiber plündern stets den Mann aus — ob sie ihn
nun lieben mögen oder nicht. Dies Beispiel zeigt's.

Ein Weib, das manches schon erlebt, doch sehr geschickt
ihr Alter zu verhehlen weiß, liebt einen Mann
von mittleren Jahren. Dieser liebt zur gleichen Zeit
ein schönes Mädchen in der Jugend erstem Glanz.
Nun wollen beide, daß er ihnen ähnlich sei,
und beide nehmen seine Haare in die Kur.
Er läßt sie machen — plötzlich aber ist er kahl.
Denn alle grauen Haare riß das Mädchen ihm
und alle schwarzen Haare ihm die Alte aus.

21. JUNO/VENUS UND DIE HENNE

Als Juno sich mit ihrer Keuschheit brüstete,
bewies ihr Venus scherzend, daß kein einzig Weib
der Göttin darin folge. Sie berief ein Huhn
und fragte: „Sprich doch! Wieviel Futter brauchst du wohl,
um satt zu werden?" „Gib mir doch, soviel du magst,
es ist genug, wenn ich dabei nur scharren darf."
Die Göttin fragte weiter: „Sprich doch, ist dir nicht
ein Scheffel Weizen wert, daß du das Scharren läßt?"
„O viel zu viel! — Doch scharren laß mich auch dabei!"
„Kurz, was verlangst du, daß das Scharren unterbleibt?"
Da gab den Fehler des Geschlechts die Henne zu:
„Und gibst du mir die Scheune preis — ich scharre doch!"

Auch Juno, heißt es, hat der Venus Scherz belacht,
die in der Henne so die Weiber konterfeit.

22. DER POSSENREISSER UND DER BAUER

Die Gunst verblendet oft die Menschen. Wenn sie dann
Partei genommen, halten sie ihr Urteil fest,
bis plötzlich sie der Augenschein zur Einsicht bringt.
Ein Reicher gab ein Fest und setzte Preise aus
für jeden, der ein neues Kunststück zeigen kann.
Da drängten sich die Künstler scharenweis herbei,
und auch ein Possenreißer, dessen feiner Witz
längst stadtbekannt war, kündete ein Schauspiel an,
das noch kein andrer im Theater vorgeführt.
Die ganze Stadt wird von der Kunde aufgeregt —
die just noch leeren Plätze fassen kaum die Schar.
Und wie der Künstler nunmehr an die Rampe tritt,
ganz ohne Helfer, ohne jeden Apparat,
schafft die Erwartung Totenstille rings im Raum.
Jetzt beugt sein Haupt er plötzlich auf die Brust herab
und ahmt so trefflich eines Ferkels Stimme nach,
daß alle rufen: „O, er hat ein Schwein im Rock!
Zieht ihm den Rock aus!" Das geschieht. Doch wie sich nichts
im Rocke findet, jubeln sie dem Künstler zu
und klatschen endlos Beifall. Aber siehe da,
ein Bäuerlein erhebt sich: „O, beim Herkules!"
behauptet er, „das kann ich auch — und besser noch!
Gleich morgen will ich's zeigen." Das Theater ist
am andern Tag womöglich noch gefüllter. Doch
in vorgefaßter Meinung kam das Publikum.
Den Bauern will es nur verhöhnen — hören nicht.
Sie treten auf. Der Künstler grunzt zuerst sein Stück
herunter, und ein Beifallssturm erhebt sich rings.
Dann tut der Bauer, als ob unter seinem Rock
ein Schwein versteckt sei, dem er fest ins Ohr nun kneift —
es war ein Schwein auch in der Tat im Rock versteckt,
doch da der Künstler keines hatte, glaubt man's nicht —
Das Schwein fängt sehr natürlich nun zu jammern an.
„Was?" schreit das Volk, „das soll ein Schwein sein? Raus mit dem!
Nur unser Künstler traf die Stimme der Natur!"
Doch eh man ihn hinauswirft, zieht der Bauer rasch

das Schwein hervor und deckt den schnöden Irrtum auf:
„Dies Ferkel zeigt, ihr Herrn, was ihr für Richter seid!"

23. LEICHTGLÄUBIGKEIT UND UNGLÄUBIGKEIT

Leichtgläubigsein ist schädlich wie das Gegenteil:
für beides stell in Kürze ich ein Beispiel auf.
Weil man der Phädra glaubte, starb Hippolytus,
weil man Kassandra nicht geglaubt, fiel Ilium[3].
Drum gilt's die Wahrheit wohl erforschen, ehe man
in Torenmeinung ein verkehrtes Urteil spricht.
Dies lehrt uns nicht allein das graue Altertum,
nein, höret, was zu meiner eigenen Zeit geschah.

Ein Mann hat eine Gattin, die er herzlich liebt,
und einen Sohn, den bald die Männertoga schmückt.
Ihn rief sein Freigelassner heimlich einst beiseit,
der nach dem Sohn sich für den nächsten Erben hält.
Drum lügt er viel ihm von des Knaben Schurkerei
und von der Falschheit seiner keuschen Gattin vor
und schließt mit einem Worte dann, von dem er weiß,
daß es den Gatten sicherlich am tiefsten kränkt:
ein Ehebrecher schleiche nächtlich in das Haus,
des guter Ruf auf immer nun besudelt sei.
Der Mann glaubt blindlings der Verleumdung und erklärt,
er muß hinaus aufs Landgut, hält sich dann versteckt
und kehrt des Nachts von allen unerwartet heim.
Er stürzt sich eilig in der Gattin Schlafgemach.
Dort schlief nach seiner Mutter Willen jetzt der Sohn,
den sie in diesem Alter gut bewachen will.
Der Mann tritt ein, und eh der Sklave kommt mit Licht,
eilt er, der seine Wut nicht zügeln kann, zum Bett
und tastet in der dunkeln Nacht, wer drinnen liegt.
Er fühlt ein kurzgeschornes Haupt. In toller Wut
durchbohrt er blindlings mit dem Schwert des Schläfers Brust.
Jetzt bringt man Licht — da sieht er tot den eignen Sohn
und neben ihm die fromme Gattin, die der Schlaf
so fest umfing, daß sie von allem nichts gemerkt.

Sich selbst bestrafend, stürzt der Mann sich in das Schwert,
das ihn sein blinder Glaube jählings zücken ließ.
Die Frau wird peinlich angeklagt, nach Rom geführt
und vors Gericht der Hundertmänner dort gestellt.
Der schlimme Argwohn lastet auf der Armen schwer,
weil sie die einzige Erbin ist. Doch wacker stehn
Anwälte für der Schwergeprüften Sache ein.

Den göttlichen Augustus bat nun das Gericht,
da selbst der Richter Sinn befangen war, daß er
des Rechtes Schirmer auch in diesem Falle sei.
Und er vertrieb die Finsternis der Lüge bald,
er fand der reinen Wahrheit sichern Quell. Er sprach:
„Der Freigelassne büße mit dem Tod die Schuld!
Das Weib, das mit dem Manne auch den Sohn verlor,
scheint mir des Mitleids, nicht der Strafe wert zu sein.
Denn hätte erst der Hausherr gründlich nachgeforscht,
des Klägers Lügen untersucht — er hätte nicht
so freventlich sein ganzes Haus von Grund zerstört."

Verachte nichts, doch glaube auch nichts allzu schnell.
Denn mancher frevelt, auch von dem du's nie geglaubt,
und schuldlos ward schon mancher vom Betrug umgarnt.
Auch kann die Einfalt hieraus sich die Lehre ziehn,
nicht allzu schwer zu wägen andrer Leute Wort,
Denn alle Menschen treibt im Grund die Selbstsucht an:
aus Gunst und Mißgunst bilden alle sie Partei.
Nur, wen du selbst erprobt hast, der ist dir bekannt.

Dies Thema habe ich des breiteren ausgeführt,
weil mancher mich der allzu großen Kürze zeiht.

24. DAS RÄTSELHAFTE TESTAMENT

Daß oft ein Weiser klüger ist, als alles Volk,
tu ich in diesem kurzen Schwank der Nachwelt kund.

Drei Töchter hinterließ ein Mann bei seinem Tod.
Schön war die eine, doch ein arg verbuhltes Ding,
die biedere zweite saß zu Haus und spann ihr Garn,

die dritte war sehr häßlich und dem Weine hold.
Zur Erbin setzt der Mann nun deren Mutter ein
mit der Bedingung, daß zu gleichen Teilen sie
das Gut an jene drei verteile — aber so,
daß sie's nicht nutzten, noch behielten. Wenn sie dann
es durchgebracht, soll jede ihrer Mutter noch
Achttausend Drachmen[4] zahlen. Ganz Athen bespricht
das Testament. Die Mutter fragt in ihrer Not
die Rechtsgelehrten um Bescheid. Doch keiner weiß,
wie man, was man ererbt, doch nicht besitzt
und es nicht nutzt, und wie sie gar, wenn sie's vertan,
der Mutter Geld zu zahlen in der Lage sind.
Wie nun schon lange Zeit vorbei war, ohne daß
des Testamentes wahrer Sinn erraten war,
setzt sich die Mutter über es hinweg und teilt
die Habe an die Töchter, wie's ihr richtig scheint.
Die Buhlerin erhielt die Kleider und den Schmuck,
das Waschgeschirr von Silber, den Eunuchentroß,
die Häusliche die Äcker und den Hof, das Vieh,
die Ackerknechte und was sonst zum Land gehört,
die Trinkerin die Keller voller alten Weins,
das feine Stadthaus und den schöngepflegten Park.
So wollte sie's verteilen, und dem ganzen Volk,
das sie und ihre Töchter kannte, schien es recht.
Da kam Aesop und sprach vor allem Volke so:
„O, wüßte dies der Vater, der im Grabe ruht,
er zürnte den Athenern, daß sie nicht den Sinn
zu deuten wußten, den sein Testament enthält!"
Befragt, klärt er den allgemeinen Irrtum auf.
„Das Haus mit allem Zierat und die Gärten gebt
zusamt dem alten Wein der braven Spinnerin.
Die Kleider, Diener, samt der andern Üppigkeit
gebt jener, die vom Wein betört ihr Leben führt.
Das Landhaus, Äcker, Hirt und Herden fallen zu
der Buhlerin. So hat denn keine, was sie wünscht,
und keine wird es nützen wollen. Rasch verkauft
die Häßliche um Wein zu kaufen allen Schmuck.

Um Schmuck zu tragen, schlägt das Gut die Dirne los,
die brave Hausfrau gibt die ganze Herrlichkeit
der Stadtbesitzung dran, damit sie Äcker kauft.
So hat denn keine das, was ihr gegeben ward,
und aus dem Geld, was ihnen der Verkauf gebracht,
zahlt jede ihrer Mutter die Achttausend aus."

So findet eines klugen Mannes scharfer Sinn,
was einer Menge Unverstand verborgen bleibt.

25. DER ARME UND DER REICHE FREIER

Es freiten um ein Mädchen einst zwei Jünglinge,
ein reicher und ein armer. Doch der Reiche siegt,
obgleich der Arme schöner und auch edler ist.
Wie nun der Tag der Hochzeit naht, begibt sich der,
da er den Schmerz nicht tragen kann, aufs Land hinaus.
Des Reichen stolze Villa lag nicht fern von da,
wo dieser, weil das Stadthaus ihm zu eng erschien,
aus ihrer Mutter Armen jetzt die Braut empfängt.
Dort rüstet man den Hochzeitszug mit aller Pracht.
Das Volk strömt bei, man stimmt den Hymenäus[5] an,
und durch die Nacht geleitet man die Braut zur Stadt.
Zufällig stand nun an des Armen Gartentor
sein Esel, der ihm seinen Kram zum Markte trug.
Den band man los und hob auf ihn die schöne Braut,
daß nicht der rauhe Weg den zarten Fuß verletzt.
Da plötzlich, durch der Venus Walten, naht ein Sturm.
Die Donner krachen, Wolken hängen rings herab,
kein Licht ist sichtbar, und ein dichter Hagel fällt.
In wilder Flucht löst sich der ganze Festzug auf,
denn jeder sucht in Eile einen Unterschlupf.
Der Esel rennt zum nahen Hofe seines Herrn
und zeigt durch lautes Schreien seine Ankunft an.
Die Sklaven kommen, sehn erstaunt die schöne Braut
und melden eilig deren Ankunft ihrem Herrn.
Der liegt mit wenigen treuen Freunden beim Gelag,
wo er mit Wein der Liebe Glut ersticken will.

Doch nun begeht er, rasch von seinem Schmerz geheilt,
von Venus und von Bacchus angespornt, umjauchzt
von seinen Freunden ungesäumt das Hochzeitsfest.
Durch Heroldsruf verkünden bald der Braut Verlust
die Eltern und der schmerzgebeugte Bräutigam.
Doch wie im Volk der Sache Hergang ruchbar ward,
da pries der Götter Walten jeder hocherfreut.

ROMULUS

1. DAS REBHUHN UND DER FUCHS

Das Rebhuhn saß hoch an einem sichern Ort. Da kam der Fuchs und sprach zu ihm: „Wie schön ist deine Gestalt! Deine Läufe sind hellrot wie Rosen und dein Schnabel wie Korallen. Aber im Schlafe bist du noch schöner!" Das Rebhuhn glaubte ihm und schloß die Augen — und mit einem Satze raubte es der Fuchs. Aber das Rebhuhn sprach unter Tränen: „Bei deinen trefflichen Künsten flehe ich dich an, daß du mich erst beim Namen nennst. Dann magst du mich fressen!" Als aber der Fuchs das Rebhuhn beim Namen nennen wollte, mußte er das Maul öffnen — und das Rebhuhn entwich. Traurig sprach der Fuchs: „Was mußte ich auch reden?" Antwortete das Rebhuhn: „Was mußte ich die Augen schließen, da mir doch kein Schlaf kam?"

Denjenigen, die reden, wo sie's nicht Not haben und, wenn sie wachen sollten, schlafen.

2. DER KRANICH UND DIE KRÄHE

Der Kranich und die Krähe hatten einander zugeschworen, daß der Kranich die Krähe gegen andere Vögel verteidigen wolle und daß ihm dafür die Krähe als Seherin die Zukunft eröffnen solle. Als sie nun zusammen öfters den Acker eines Bauern heimsuchten und das gesäte Korn gänzlich ausrupften, sah das der Besitzer mit Schmerzen und sagte zu seinem Jungen: „Gib mir einen Stein!" Da warnte die Krähe den Kranich, und sie waren vorsichtig. Auch am andern Tag warnte die Krähe den Kranich, er solle sich vor Mißgeschick hüten, da sie hörte, daß jener einen Stein forderte. Da erwog der Mann, daß die Krähe Sehergabe besitze, und sagte dem Jungen: „Wenn ich dir sage: ‚Gib mir ein Brot!', so gib mir einen Stein." Er ging nun auch zu dem Jungen und verlangte ein Brot, aber jener gab ihm einen Stein. Damit warf er den Kranich und zerschmetterte ihm ein Bein. Da fragte der verwundete Kranich die Krähe: „Wo sind nun deine göttlichen Vorzeichen? Warum hast du mich nicht gewarnt, daß mir das zustoßen sollte?" Sie antwortete: „Meine Weisheit verdient keinen Vorwurf, aber schändlich sind die Listen aller Schlechten, die anders denken als sie reden."

Denjenigen, die durch Versprechungen die Unschuldigen verleiten und nachher kein Bedenken tragen, sie zu mißhandeln.

3. DAS PFERD UND DER MENSCH

Man sorge dafür, daß wir nicht selbst betrogen werden, während wir andere zu schädigen suchen.

Pferd und Hirsch lebten miteinander in Feindschaft. Da nun das Pferd sah, daß der Hirsch in allen Dingen besser gebaut sei, höher, mit schlankerem und zierlicherem Körper, mit stattlichem Geweih, da ging es von Scheelsucht angestachelt zum Jäger. Und zu ihm sprach es: „In der Nähe weilt ein prachtvoller Hirsch. Wenn du ihn mit deinem Jagdspieß durchbohrst, so wirst du herrliches Fleisch zur Nahrung haben. Auch seine Hörner, sein Fell und seine Knochen wirst du um nicht geringen Preis verkaufen können." Von Habgier getrieben, fragte der Jäger: „Aber wie werden wir den Hirsch fangen können?" Und das Pferd sprach zum Jäger: „Ich will dir anzeigen, wie du durch meine Hilfe den Hirsch fangen kannst. Setze dich auf mich, und wenn ich ihn eingeholt habe, so schleudere den Jagdspieß auf ihn. Hast du ihn dann verwundet und getötet, so ist die Jagd zu Ende, und wir beide werden uns freuen." Daraufhin bestieg der Jäger das Pferd und scheuchte den Hirsch auf und sprengte hinter ihm her. Aber der Hirsch vergaß die ihm von der Natur verliehenen Gaben nicht, streckte seine raschen Beine, sprang über Berg und Tal und floh unverletzt schnellen Laufes in den Wald. Als aber das Pferd merkte, daß es vom starken Schweiß sehr angegriffen und von der Müdigkeit ganz gebrochen war, soll es so gesprochen haben: „Was ich erreichen wollte, mißlang mir. Steige also ab und lebe wie früher!" Aber der Reiter droben sprach: „Du kannst mir nicht entlaufen, weil du den Zaum im Munde trägst, und keine Sprünge machen, weil dich der Sattel belastet. Und wenn du nach mir treten willst, so habe ich die Geißel in der Hand."

Die Fabel schilt diejenigen, die sich selbst knechteten, während sie andern schaden wollten.

4. DER ADLER UND DIE WEIHE[1]

Da der Adler sich traurig auf den Baum setzte, auf dem schon die Weihe saß, fragte ihn die Weihe: „Warum sehe ich dein Angesicht

so traurig?" Und jener antwortete: „Wie soll ich nicht traurig sein, da ich eine ebenbürtige Ehegenossin suche und nicht finden kann?" Da sagte die Weihe: „Nimm mich, da ich dir überlegen bin, wie du es verlangst." Drauf der Adler: „Was also kannst du erjagen?" Die Weihe: „Oft habe ich einen Strauß erjagt und mit meinen Fängen zerrissen." Als der Adler das hörte, gab er sich zufrieden und nahm die Weihe zur Ehe. Als aber die Zeit, die man der Hochzeitsfeier gewidmet hatte, vorbei war, sagte der Adler zu ihr: „Nun gehe hin und hole uns Beute, so wie du versprochen hast." Da flog die Weihe in die Höhe und brachte eine abscheuliche Maus zurück, die schon ganz in Verwesung übergegangen war. „Hälst du so dein Versprechen?" fragte der Adler. Da antwortete die Weihe: „Und wenn du mir auch das unmöglichste Versprechen hättest entreißen wollen, ich hätte dir alles zugesagt, nur um die Ehe mit dir durchzusetzen."

Den Weibern, die einen reicheren Gatten erstreben und sich so den Unwürdigsten zugesellen.

5. DIE SCHWALBE UND DIE VÖGEL

Wer nicht auf guten Rat hört, wird den Schaden am eigenen Leib spüren, wie folgende Fabel beweist.

Einst sahen die Vögel, wie Lein gesät und eingepflügt wurde, aber sie alle legten dem kein Gewicht bei. Nur die Schwalbe durchschaute die Sache, berief eine Versammlung und erstattete dort Bericht, daß damit den Vögeln Unheil drohe. Aber die Vögel verkannten das und verlachten die Schwalbe. Als aber das Kraut aus der Erde kam und Frucht trug, sagte die Schwalbe wieder: „Das ist ein übles Ding. Auf, laßt es uns ausreißen! Denn wenn es herangereift ist, machen die Menschen Netze daraus, um uns mit ihren Händen fangen zu können." Aber jetzt wie vorher verlachten alle den Rat der Schwalbe und verachteten ihre Worte ganz und gar. Das bedachte die Schwalbe und siedelte zu den Menschen über, auf daß sie unter ihrem Dache sicher wäre. Aber die andern Vögel, die ihren Rat verlacht hatten, fallen nun immer in der Menschen Netze.

6. DIE NACHTIGALL UND DER HABICHT

Wer andern nachstellt, hüte sich, daß er nicht selbst gefangen werde.

Der Habicht setzte sich in ein Nachtigallennest, um von da nach einem langohrigen Hasen auszuspähen. Da sah er plötzlich neben sich die zarten Jungen der Nachtigall. Aber schon kam diese selbst mit Futter für ihre Brut herbei und bat ihn, ihre Jungen zu verschonen. „Ich will deinen Wunsch erfüllen," sprach jener, „wenn du mir schön vorsingst." Obgleich ihr die Sinne zu schwinden drohten, sang jene notgedrungen. Doch der beutegierige Habicht brach den Vertrag und sagte: „Du hast eben nicht schön gesungen." Und damit ergriff er eines der Vögelchen und begann es zu zerreißen. Aber von der andern Seite war der Vogelsteller herangetreten, hob leis die Rute hinan, so daß der Habicht am Leim klebte, und zog ihn zur Erde hernieder.

7. DER ZÄRTLICHE ESEL

Niemand lasse sich auf Dinge ein, die ihm nicht anstehn.

Der Esel sah, daß der Herr täglich sein Hündchen streichelte, daß er es vom eigenen Tisch fütterte und daß auch die ganze Familie ihm viel Schönes schenkte. Da soll er so gesprochen haben: „Wenn mein Herr dieses unsauberste aller Tiere so liebt und mit ihm die ganze Familie, wieviel mehr noch wird er mich lieben, wenn ich mich ihm in Gehorsam und Liebe zugetan zeige. Denn ich bin viel besser als der Hund und in vielen Dingen nützlicher. Ich werde mit dem Wasser heiliger Quellen getränkt, und mir wird saubere Speise gereicht. Ich habe ein Anrecht auf ein besseres Leben und auf die höchsten Ehren." Wie er gerade so philosophiert hatte, sah er den Herrn ins Haus kommen. Er lief ihm rasch mit lautem Freudengeschrei entgegen, blieb vor ihm stehen, sprang in die Höhe und legte ihm die Vorderbeine auf beide Schultern. Dann beleckte er ihn mit seiner Zunge und besudelte ihm das Gewand mit dem Speichel, der aus seinem Maule floß. Dabei drückte das schwere Gewicht seines Körpers den Herrn fast zu Boden. Wie nun durch das Schreien des Herrn das ganze Hausgesinde zusammengeströmt ist, da greifen sie zu Knütteln und Steinen und machen den üppigen Esel mürbe. Schließlich schleppten sie den Esel mit zerbrochenen Rippen und zerwalkten Gliedern halbtot an seine Krippe.

Die Fabel lehrt, daß kein Unwürdiger sich vordrängen soll, um eines Besseren Stelle einzunehmen.

8. DER WOLF UND DER KRANKE ESEL

Der Wolf besuchte den kranken Esel, betastete seinen Körper und fragte ihn, welche Glieder ihn am meisten schmerzten. Da sprach das Langohr: „Diejenigen, die du berührst."

So sind schlechte Menschen, auch wenn sie sich stellen, als wollten sie uns nützen, und heuchlerisch wohlwollende Worte sprechen, immer mehr darauf aus, uns zu schaden.

9. DER LÖWE UND DER MENSCH

Es ist ein Zeichen wahrer Tüchtigkeit, mit Taten zu beweisen, nicht mit Worten. Aber höre davon folgende Fabel.

Als der Mensch und der Löwe miteinander stritten, wer stärker sei, und für diese Streitfrage einen Beweis suchten, kamen sie zu einem Grabmal. Auf diesem war abgebildet, wie ein Löwe von einem Menschen erwürgt wurde. Der Mensch zeigte also jenem diesen Beweis im Bilde. Der Löwe aber antwortete: „Das ist von einem Menschen gemalt. Wenn die Löwen malen könnten, würdest du oft genug gemalt sehn, wie der Löwe den Menschen erwürgt. Aber ich werde dir ein wahrhaftiges Zeugnis geben." Und der Löwe führte den Menschen in ein Amphitheater und zeigte ihm dort tatsächlich, wie ein Mensch von einem Löwen erwürgt wurde, und sagte: „Das ist kein gemalter Beweis, sondern ein Beweis in Tatsachen."

(Der Mensch antwortete: „Du hättest gesiegt, wenn du mir nicht einen an einen Pfahl gebundenen Menschen gezeigt hättest. Nimm also an, daß du in der Tat unterlegen bist, und lerne Maß halten und einsehen, daß der Löwe vom Menschen gefesselt wird, damit er sich nicht wild und unbändig gebärdet.")

10. DIE DURSTIGE KRÄHE

Was man nicht mit Gewalt erreicht, erreicht man mit Klugheit.

Eine durstige Krähe fand eine zur Hälfte mit Wasser gefüllte Flasche und wollte sie umwerfen. Aber die Flasche stand so fest, daß sie sie nicht erschüttern konnte. Da erfand die Krähe folgenden Kunstgriff. Sie nahm Steinchen und warf sie in die Urne, und infolge der vielen Steine floß allmählich das Wasser in der Urne über. Und so konnte die Krähe ihren heißen Durst löschen.

11. DIE SCHNECKE UND DER SPIEGEL

Eine Schnecke fand einen Spiegel und gewann ihn lieb, da er so gar schön glänzte. Sofort kroch sie über die ganze Spiegelfläche und beleckte sie überall. Aber sie erreichte dadurch nur, daß sie seinen hellen Glanz durch ihren schmutzigen Schleim entstellte. Als nun der Affe den Spiegel so beschmutzt fand, sagte er: „Wer sich von solchem Volk betasten läßt, verdient sein Los."

Den Frauen, die sich törichten und ganz unnützen Männern verbinden.

12. DER AFFENKAISER

Schlechte Menschen pflegen von jeher Trug und Schmeichelei gern zu sehen, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit aber zu tadeln, worüber uns die unten folgende Fabel belehrt.

Zwei Menschen, ein verlogener und ein wahrhaftiger, machten eine Reise miteinander. Wie sie nun so wanderten, kamen sie ins Affenreich. Als man sie dort gesehn hatte, befahl derjenige, der sich zum Obersten aller Affen gemacht hatte, sie festzunehmen und auszufragen, was sie von ihm dächten. Vorher aber ließ er alle die andern abgeschmackten Affen antreten, rechts und links vor ihm, in langer Reihe, und für sich selbst einen Thron gegenüberstellen, so wie er es einst den Kaiser hatte tun sehn. So also ließ er sie antreten. Nun wurden jene beiden Menschen vor die Menge geführt. Der Oberste der Affen aber fragte: „Wer bin ich?" Da sagte der Lügner: „Du bist der Kaiser." Und wieder fragte er: „Und die, die du hier vor mir stehn siehst, was sind die?" Wieder antwortete der Lügner: „Das sind deine Würdenträger, deine Hauptleute und Exerziermeister und die übrigen Beamten." Dafür ließ der Affe, der mit seiner Bande von ihm wahrheitswidrig gelobt worden war, ihn belohnen, weil er ihm geschmeichelt und von ihnen allen geschwindelt hatte. Der andere aber, der wahrhaftige Mensch dachte bei sich: „Wenn jener, der von Natur verlogen ist und in allem gelogen hat, so empfangen und belohnt worden ist, wie wird es mir ergehn, wenn ich die Wahrheit sage?" Während er noch so bei sich dachte, fragte jener Affe, der als Kaiser gelten wollte: „Sprich du, wer bin ich und die, die du hier vor mir siehst?" Aber jener, der die Wahrheit immer geliebt hatte und gewohnt war, sie

immer zu sagen, sprach: „Ein Affe bist du, und diese alle hier sind Affen wie du.“ Sofort erging der Befehl, ihn mit Zähnen und Krallen zu zerreißen, weil er die Wahrheit gesagt hatte.

13. DIE HÄMMEL UND DER METZGER

Verwandte und Freunde, die nicht einträchtig zueinander halten, gehen elend zugrunde, wie das die untenfolgende Fabel lehrt.

Als die Hämmel und die Widder dichtgedrängt beieinander waren und merkten, daß der Metzger unter sie trat, stellten sie sich, als ob sie ihn nicht sähen. Als sie aber wahrnahmen, daß einer von ihnen von des Fleischers mörderischer Hand ergriffen, weggeschleppt und getötet wurde, bekamen sie auch so noch keine Angst und sprachen sorglos zueinander: „Mich rührt er nicht an, dich rührt er nicht an, lassen wir ihn also den nur wegschleppen, den er hat.“ Auf diese Weise blieb schließlich nur noch einer übrig. Als dieser sah, daß nun auch er weggeschleppt werde, soll er so zum Metzger gesprochen haben: „Wir verdienen es, daß wir von einem Manne alle einzeln niedergemetzelt werden, da wir jetzt erst zur Vernunft kommen und nicht, als wir noch alle beieinander waren und dich in unsere Mitte treten sahen, dich mit Kopfstößen umgestürzt, zertreten und getötet haben.“

FABELN UND SCHWÄNKE AUS SPÄTER ZEIT

1. DER LÖWE UND PROMETHEUS

Der Löwe beklagte sich leidenschaftlich bei Prometheus: „Du hast mich groß und schön geschaffen. Meine Kinnbacken wappnetest du mit Zähnen und meine Füße mit Klauen und machtest mich auch sonst stärker als die andern Tiere. Bei alledem aber fürchte ich mich vor dem Hahn!“ Und Prometheus antwortete: „Was machst du mir unberechtigte Vorwürfe? Von mir hast du alles, was der Schöpfer dir mitgeben konnte. Aber deine Seele ist schlaff in diesem einen Falle.“ Da beweinte der Löwe sein Los, verfluchte seine Feigheit und erklärte schließlich, er wolle sterben. Und wie er dazu fest entschlossen war, begegnete er dem Elefanten, redete ihn an und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. Als er aber sah, daß dieser immerfort seine Ohren bewegte, fragte er ihn: „Was hast du? Warum kannst du dein Ohr nie stillhalten?“ Und der Elefant, um den gerade eine Mücke herumschwirrte, antwortete: „Siehst du das kleine Ding dort herumsummen? Wenn das in das Innere meines Ohres eindringt, bin ich tot!“ Da sprach der Löwe: „Was brauche ich nun noch zu sterben, da ich um so viel glücklicher bin als der Elefant, wie der Hahn mächtiger ist als die Mücke. Und doch hat die Mücke die Gewalt, auch einen Elefanten einzuschüchtern.“

2. DER ESEL UND DER WOLF

Der Esel hatte sich einen Dorn in den Fuß getreten und stand lahm am Wege. Als er aber den Wolf erblickte, sprach er zu ihm: „O Wolf, ich sterbe vor Schmerzen und muß entweder dir zum Opfer fallen oder den Geiern und Raben. Nun bitte ich dich nur um eine Gunst: zieh mir erst den Dorn aus dem Fuß, damit mein Tod weniger qualvoll ist.“ Der Wolf schnappte mit den Vorderzähnen zu und zog den Dorn heraus. Er hatte die Zähne noch aufeinander gebissen, als ihm der Esel, aller Schmerzen ledig, einen Tritt gab, der ihm Nase und Stirn zerschmetterte, und davon floh. Da sprach der Wolf: „Das geschieht mir recht. Das Fleischerhandwerk habe ich erlernt — was wollte ich jetzt den Roßarzt spielen?“

3. HUND / FUCHS UND HAHN

Hund und Hahn schlossen Freundschaft und gingen gemeinsam auf die Wanderschaft. So kamen sie einst bei Einbruch der Nacht in eine waldige Gegend. Dort legte sich der Hund in der Höhlung eines alten Baumstamms schlafen, während der Hahn sich oben in die Zweige setzte. Als die Nacht vorbei war und die Sonne aufging, krähte der Hahn fröhlich, wie er das gewohnt ist. Das hörte der Fuchs und hoffte ihn zu verspeisen. Er lief also an den Baum heran und rief zu ihm hinauf: „Du bist ein wackrer Vogel und den Menschen höchst nützlich. Steig nun herab, damit wir die Frühmette miteinander singen und uns gegenseitig erbauen." Der Hahn aber sprach: „Lieber Freund, wecke erst den Pförtner, der unten im Wurzelwerk des Baums haust, damit er die Glocken läutet[1]." Der Fuchs lief begierig dahin. Da sprang der Hund heraus, packte den Fuchs und riß ihn in Stücke.

4. GUTE AUSREDE

Ein Mann rüstete einst ein Festmahl, um einen trauten Freund zu bewirten. Sein Hund aber lud einen andern Hund dazu ein und sprach zu ihm: „Komm her, Freund, und speise mit mir." Der Hund kam, sah das großartige Mahl und sprach bei sich im stillen: „Potz Tausend! Welch herrliches Glück ist mir da ganz unerwartet erschienen. Ich werde mich hier bis zum Überdruß satt essen und morgen den ganzen Tag keinen Hunger haben." So dachte er bei sich und wedelte freudig mit dem Schwanze, denn er verließ sich auf seinen Freund. Da sah der Koch den Hund dastehn und mit dem Schweife wedeln. Und er packte ihn von hinten an den Beinen und warf ihn zur Türe hinaus auf die Straße. Der Hund aber lief laut brüllend von dannen. Da begegnete ihm ein anderer Hund und fragte ihn: „Nun, wie war's mit dem Festmahl?" Der aber antwortete: „Ich bin von alledem, was es dort zu trinken gab, so betrunken, daß ich nicht einmal weiß, wie ich auf die Straße gekommen bin."

5. VERGEBLICHE BEMÜHUNG

Die Frau eines Trunkenbolds sann lange nach, wie sie nur ihrem Mann sein Laster abgewöhnen könne. Schließlich kam sie auf fol-

genden Einfall. Als er wieder einmal vom Rausch betäubt wie ein Toter dalag, nahm sie ihn auf die Schulter und trug ihn auf den Friedhof in die Leichenkammer. Dort legte sie ihn nieder und ging dann weg. Als sie aber meinte, jetzt könne er wohl wieder nüchtern sein, kam sie wieder und klopfte an die Türe. Der Mann fragte: „Wer klopft da?" Sie antwortete: „Ich bin der Diener, der den Toten das Essen bringt." Und jener sprach: „Was plagst du mich mit Essen? Bring mir zu trinken, mein Bester, das ist mir viel wichtiger!" Da zerschlug sich die Frau die Brust und rief aus: „O weh, mir Armen! So hat auch nicht einmal die List mir geholfen. Du läßt dich nicht belehren, sondern es wird immer schlimmer mit dir: die Trunkenheit scheint jetzt bei dir zum Dauerzustand zu werden!"

6. DER DIEB ALS WERWOLF

In einem Gasthaus war ein Dieb abgestiegen und wartete schon mehrere Tage auf die Gelegenheit, etwas zu stehlen. Aber es zeigte sich keine Gelegenheit. Nun sah er eines Tags, wie der Wirt einen schönen neuen Leibrock anzog — denn es war ein Festtag — und sich vor dem Gasthaus auf eine Bank setzte. Weit und breit war niemand zu sehn. Da trat der Dieb heran, setzte sich neben ihn und fing an, ihm allerlei zu erzählen. Nachdem er so längere Zeit geredet, gähnte er laut und fing dabei zu heulen an, wie ein Wolf. „Was soll das heißen?" fragte der Wirt. „Nun, ich will dir's sagen", antwortete der Dieb, „aber bitte, hebe meine Kleider auf, denn die werde ich hier lassen. Denn, mein Herr, ich weiß nicht, woher das kommt. Wohl wegen meiner vielen Sünden. Wenn ich so dreimal gegähnt und geheult habe, werde ich zum Wolf und fresse Menschen." Und mit diesen Worten riß er wiederum den Mund weit auf und heulte zum zweitenmal. Als der Wirt das hörte, glaubte er ihm und bekam Angst. Und er stand auf und wollte fliehen. Aber der Dieb hielt ihn am Rock fest und redete ihm zu: „Warte doch, o Gebieter, und nimm meine Kleider an dich, damit ich sie nicht verliere." Und indem er so sprach, sperrte er wieder den Mund weit auf und begann zum drittenmal zu gähnen. Der Wirt aber befürchtete, er möchte ihn fressen, ließ den Rock in seiner Hand und flüchtete eilig ins Haus, dessen Tür er von innen verriegelte. Der Dieb aber nahm seinen Rock und machte sich davon.

7. DER BETROGENE BUHLER

Ein Mann pflegte sich heimlich zu einer Frau zu schleichen und mit ihr zu buhlen. Er hatte mit ihr aber als Zeichen, damit sie ihn erkenne, ausgemacht, er wolle wie ein Hund bellen, wenn er komme, und dann solle sie ihm die Türe öffnen. Und das tat er nun jede Nacht. Ein anderer aber sah ihn nachts den Weg zu ihr schleichen, und da er seine Schelmerei kannte, schlich er ihm eines Nachts heimlich von weitem nach. Der Buhler ahnte nichts, und als er an die Türe kam, tat er wie immer. Der ihm nachfolgte, sah alles mit an und ging dann in sein eigenes Haus zurück. In der folgenden Nacht aber brach er früher auf und kam als erster zu der verbuhlten Frau. Als er nun wie ein Hündchen bellte, verließ sich jene darauf, daß es ihr Buhler sei, löschte das Licht, damit niemand ihn sehe, und öffnete die Tür. Und der ging hinein und buhlte mit ihr. Nach kurzer Zeit aber kam ihr erster Buhler und bellte draußen wie ein Hündchen nach seiner Gepflogenheit. Als aber der drinnen den draußen wie ein Hündchen bellen hörte, trat er selbst von innen an die Haustüre und bellte mit starker Stimme wie ein ganz großer Hund. Der draußen aber merkte, daß der drinnen stärker sei als er, und zog ab.

AUS AELIAN: ÜBER DIE NATUR DER TIERE

I. DER LÖWE UND DER HOLZHAUER

Eudemos berichtet, auf dem thrakischen Pangaiosgebirge sei ein Bär einmal auf ein unbehütetes Löwenlager gestoßen und habe die Jungen der Löwen getötet, die noch klein und unfähig waren, sich selbst zu verteidigen. Als nun der alte Löwe und die Löwin von der Jagd zurückkamen und die Jungen in ihrem Blute erblickten, da war ihr Schmerz natürlich groß, und sie gingen auf den Bären los. Doch der rannte voll Angst, so schnell ihn seine Füße trugen, auf einen Baum hinauf, saß nun dort oben und versuchte so dem bedrohlichen Angriff der beiden auszuweichen. Die aber waren entschlossen, nicht umzukehren, ohne an dem Bösewicht Rache genommen zu haben. Deshalb wich die Löwin wie eine Schildwache nicht vom Platze, sondern blieb lauernd unten am Stamme sitzen und schaute mit blutdürstigen Blicken hinauf, während der Löwe in dumpfem, wahnsinnigem Schmerze ziellos in den Bergen umherschweifte. Da traf er auf einen Holzhauer, der voll Schrecken sein Beil fallen ließ; der wilde Löwe aber begrüßte ihn, so gut er konnte, mit freundlichem Wedeln, reckte sich empor und leckte ihm mit der Zunge das Gesicht, so daß jener Mut faßte; dann schlang der Löwe seinen Schwanz um ihn, zog ihn mit sich fort und litt es nicht, daß er das Beil liegen ließ, sondern suchte ihm mit dem Fuße deutlich zu machen, er solle es aufnehmen. Und da der Mann dies nicht verstand, faßte er es selbst mit dem Maule und reichte es ihm hin. Nun folgte jener dem Löwen, und der führte ihn in sein Lager. Und als die Löwin ihn erblickte, kam sie ebenfalls wedelnd herbeigelaufen und schaute bald ihn kläglich an, bald blickte sie wieder hinauf zu dem Bären. Wie nun der Mann all das ansah, schloß er hieraus, der Bär müsse irgendein Unrecht an jenen verübt haben; da nahm er alle Kraft seiner Arme zusammen und hieb den Baum um. Und kaum war mit dem Sturze des Baumes auch der Bär herabgestürzt, da hatten ihn schon die beiden Bestien zerrissen. Den Mann aber führte der Löwe unverletzt und unbeschädigt wieder an den Platz zurück, wo er ihn zuerst getroffen hatte, und ließ ihn wieder seiner alten Beschäftigung nachgehen.

2. DER VERLIEBTE DELPHIN

Die Liebe eines Delphins zu einem schönen Knaben in Iasos[1], von der die Menschen schon seit alten Zeiten singen und sagen, darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, und darum soll sie erzählt werden. Der Turnplatz der Iasier liegt dicht am Meere, und wenn die jungen Leute genug von der Rennbahn und dem Staub des Ringplatzes haben, so gehen sie an den Strand hinunter, nach alter Gewohnheit sich den Schweiß und Schmutz im Bade abzuspülen. Wie sie nun dort umherschwammen, wurde ein Delphin von heftigster Liebe zu einem ausnehmend schönen Knaben erfaßt. Zuerst setzte er ihn durch seine Annäherung in Angst und Schrecken; nach und nach jedoch gewöhnte sich der Knabe daran, und er begann für den Fisch eine Art freundschaftlicher Teilnahme und lebhafte Zuneigung zu empfinden. Die beiden fingen an, miteinander zu spielen. Bald schwammen sie um die Wette nebeneinander her, bald bestieg der Knabe den Rücken des Delphins, wie ein Reiter sein Roß, und ließ sich stolz auf dem schwimmenden Liebhaber dahintragen, daß es für Einheimische und Fremde ein wunderbares Schauspiel war. Denn der Delphin trug seinen Geliebten weit hinaus in die offene See, so weit es dem Knaben gefiel; dann kehrte er wieder um und hielt sich in der Nähe des Strandes, bis beide sich trennten und der eine ins weite Meer, der andere nach seiner Behausung zurückkehrte. Immer auf die Stunde, da die Schüler vom Turnplatze entlassen wurden, stellte sich der Delphin ein, der Knabe aber freute sich jedesmal schon im voraus auf seinen Freund und das heitere Spiel mit ihm; seine natürliche Schönheit erregte allgemeine Bewunderung, noch mehr aber, daß diese große Schönheit nicht nur auf die Menschen, sondern sogar auf vernunftlose Geschöpfe solchen Eindruck machte. Aber es dauerte nicht lange, da erlag auch diese Liebe und Gegenliebe dem Neide der Götter. Eines Tages hatte der Knabe bei den Übungen sich mehr als gewöhnlich angestrengt und sich ermüdet mit dem Bauche auf seinen Träger geworfen, unglücklicherweise aber stand der Rückenstachel des Tieres in dem Augenblick aufgerichtet, so daß er den schönen Knaben am Nabel verwundete. Dadurch wurden einige Adern zerrissen, so daß das Blut in Strömen von ihm floß und der Knabe starb. Der Delphin merkte das an der Schwere seiner Last (denn er fühlte

ihn nicht, wie gewohnt, nur leicht auf seinem Rücken, da er sich ja nicht mehr durch das Atmen leicht machte) und sah, wie sich das Meer vom Blute des Sterbenden purpurn färbte; da wußte er, was geschehen war, und brachte es nicht über sich, den Geliebten zu überleben. Daher schoß er wie ein eilendes Schiff mit aller Wucht durch die brausenden Wogen dahin und warf sich freiwillig hinaus auf den Strand, den Leichnam auf dem Rücken. Da lagen sie nun beide, der eine tot, der andere mit dem Tode ringend. Das tat Laios seinem Chrysippos nicht, mein trefflicher Euripides[2], wenn schon er, wie du selbst sagst und die Sage lehrt, der allererste war, der bei den Hellenen mit der Knabenliebe begonnen hat.

Zum Lohn für die heiße Liebe der beiden ließen die Bewohner der Stadt Iasos für den schönen Jüngling und den liebenden Delphin ein gemeinsames Grab errichten, darauf war ein Denkmal: ein schöner Knabe, der auf einem Delphin reitet. Auch ließen sie silberne und eherne Münzen schlagen und darauf als Merkzeichen die rührende Geschichte der beiden einprägen, und überlieferten so voll Ehrfurcht die Tat des gewaltigen Gottes der Nachwelt.

3. VON DER TREUE DER HUNDE

Die unüberwindliche Treue der Hunde gegen ihren Ernährer bestätigt wohl auch folgende Geschichte.

Der Römer Calvus war in einem der Bürgerkriege zu Rom getötet worden; jedoch konnte keiner seiner Feinde ihm das Haupt abschlagen, obgleich unzählige mit diesem Wagestück sich Ruhm erwerben wollten, bis sie den Hund, den er aufgezogen hatte, getötet hatten. Der hatte nämlich den Leichnam seines Herrn nicht verlassen und ihm seine Anhänglichkeit mit der größten Treue bewahrt und für den tot Daliegenden wie ein wackerer Kriegskamerad, Zeltgenosse und Freund noch bis zum letzten Atemzug gekämpft.

Ähnlich ist auch folgende hörenswerte Tat, die wiederum, bei Zeus! nicht ein Mann, sondern ein wackerer Hund mit starkem Geiste vollbracht hat. Pyrrhos von Epeiros fand einst auf einer Reise den Leichnam eines Ermordeten; neben dem erschlagenen Herrn stand ein Hund und bewachte ihn, auf daß nicht zum Morde auch noch die Leiche geschändet würde. Und das war schon der dritte Tag, daß der Hund ohne Nahrung den mühevollen, harten Wach-

dienst durchführte. Auf die Kunde hiervon bekam Pyrrhos Mitleid, so daß er dem Ermordeten ein ehrlich Begräbnis zubilligte und auch für den Hund Sorge zu tragen befahl; auch reichte er ihm mit eigener Hand sein Futter und wandte alle Mittel an, damit das Tier ihn recht lieb gewinne und ihm treu werde. So zog Pyrrhos den Hund allmählich an sich. So viel nur hiervon.

Bald darauf jedoch fand eine Heerschau über die Schwerbewaffneten statt, wobei der vorgenannte König zuschaute, jenen Hund neben sich. Eine Zeitlang verhielt sich der Hund schweigsam und war ganz ruhig. Als er aber die Mörder seines Herrn bei der Musterung unter den Soldaten sah, da brachte er es nicht mehr fertig, ruhig zu bleiben, sondern sprang mit Gebell und Kratzen auf sie los, dabei kehrte er sich immer wieder zu Pyrrhos um und suchte ihn, so gut es ging, als Zeugen dafür beizuholen, daß er wirklich jetzt die Mörder habe. Daher schöpft denn auch der König und seine Umgebung Verdacht, das Bellen des Hundes gegen die erwähnten Soldaten wird ihnen bedenklich: man nimmt sie fest und foltert sie, bis sie die ganze Tat gestehen.

Derlei scheint allen denen eine Fabel, die das Gesetz des Zeus, des Schutzgottes jeglicher Freundschaft, mit Füßen getreten und dann ihre Freunde im Leben wie nach dem Tode verraten haben. Ich aber glaube denen nicht, die sich so schlecht verstehen auf die Herrlichkeit der Natur. Wenn diese schon den unvernünftigen Wesen an Güte und Liebe Anteil gegeben hat, wieviel mehr dann wohl vernünftigen Geschöpfen, wie wir sind! Aber man macht keinen Gebrauch von dieser Gabe. Wozu soll man da noch all das Böse aufzählen, das Menschen sonst noch um schnöden Gewinnes willen an ihren eigenen Freunden durch Hinterlist und Verrat verübt haben? Mich allerdings schmerzt es, daß ein Hund sich Menschen an Treue und Güte überlegen erwiesen hat!

4. ANDROKLES UND DER LÖWE

Die Tiere haben auch Gedächtnis, und auch dies ist eine ihnen eigene Gabe, ohne daß sie eine besondere Gedächtniskunst nötig hätten, die erfunden zu haben einige Prahlhänse[3] sich rühmen. Dies beweist auch folgende Geschichte:

Ein Sklave namens Androkles entlief seinem Herrn, einem römi-

schen Senator; was er begangen, Großes oder Kleines, vermag ich nicht zu sagen. So war er nach Afrika gekommen, die Städte vermied er und, wie man zu sagen pflegt, nur die Sterne zum Geleite nehmend, wanderte er in die Wüste hinaus, wo er von der heißen Glut der Sonnenstrahlen versengt in einer Felsenhöhle willkommenen Schutz und Ruhe fand. Nun aber war dieser Felsen eines Löwen Lager. Der kam von der Jagd zurück, heftig gequält von einem großen Dorn, den er sich in den Fuß getreten. Wie er nun den Jüngling dort fand, sah er ihn mit sanften Blicken an, begann zu wedeln, hielt ihm den Fuß hin und bat, so gut er konnte, ihm den Dorn herauszuziehen. Doch Androkles duckte sich zuerst voll Angst; als er aber die Sanftmut des Tieres sah und die Wunde an seinem Fuß erblickte, zog er den schmerzenden Dorn heraus und befreite es so von seinen Qualen. Wie groß war da des Löwen Freude! Er blieb seinem Arzte den Lohn für die Heilung nicht schuldig, sondern behandelte ihn als einen lieben Gastfreund, mit dem er seine ganze Jagdbeute teilte: der Löwe verzehrte sie roh nach Löwenart, während Androkles seinen Anteil briet; so zehrten sie von einem Tische, ein jeder nach seiner Natur.

Drei Jahre verlebte Androkles auf diese Weise. Da ihm aber die Haare überlang gewachsen waren, und er von heftigem Jucken gequält wurde, so verließ er den Löwen auf gut Glück. So ziellos umherirrend, wurde er aufgegriffen, und als man herausgebracht, wem er gehöre, wurde er in Fesseln zu seinem früheren Herrn nach Rom geschickt. Der zog den Sklaven für sein Vergehen zur Rechenschaft, und Androkles wurde verurteilt, den wilden Tieren zum Fraße vorgeworfen zu werden.

Nun war aber auch jener afrikanische Löwe gefangen worden und wurde im Theater losgelassen, und ebenso als todgeweihtes Opfer der Jüngling, der einst gerade jenes Löwen Haus- und Zeltgenosse gewesen war. Und der Mensch erkannte das Tier nicht, jenes aber erkannte den Menschen sofort, umwedelte ihn, und mit dem ganzen Leib sich unter ihn schmiegend, warf es sich ihm zu Füßen. Viel später erst erkannte auch Androkles seinen Gastfreund, umfaßte den Löwen und begrüßte ihn wie einen von der Reise heimgekehrten Freund. Das alles erweckte den Anschein, als ob Zauberei im Spiele wäre, darum ließ man auch noch einen Panther gegen ihn los, doch



EROS VON DELPHIN GETRAGEN

wie der auf Androkles losgeht, da hilft der Löwe in treuem Gedenken dem einstigen Arzte und Tischgenossen und zerreißt den Panther. Darüber waren die Zuschauer, wie begreiflich, äußerst betroffen, und der Veranstalter der Spiele ließ Androkles zu sich rufen, der ihn über alles aufklärte. Und da das Gerücht auch unter die Menge kam und das Volk Genaueres über den Fall erfuhr, forderten sie mit lautem Geschrei die Freilassung des Mannes wie des Löwen. So ist also auch den Tieren Gedächtnis eigen.

5. DER DANKBARE STORCH

Auch das ist ein Vorzug der Tiere, daß sie ihrer Dankespflicht eingedenk sind. In Tarent lebte eine Frau, Herakleïs mit Namen, wohlgeachtet bei den Leuten und eine rechte Gattin gegen ihren Mann. Und solange ihr Gatte lebte, pflegte sie ihn mit großer Sorgfalt. Nachdem er aber aus dem Leben geschieden war, wurde der Frau der Aufenthalt in der Stadt und das Haus, wo sie ihren Mann hatte tot sehen müssen, verleidet; in ihrer Betrübnis zog sie zu den Gräbern hinaus und verweilte beständig beim Hügel ihres vormaligen Gatten, dem sie auch unter der Erde noch ihre Treue bewies.

Einmal zur Sommerzeit, als die jungen Störche ihre ersten Flugversuche machten, da fiel einer der jüngsten, der seine Schwingen noch nicht zu regieren verstand, herab und brach ein Bein. Herakleïs hatte den Sturz mit angesehen, und da sie den Schaden am Bein bemerkte, bekam sie Mitleid mit dem jungen Tier, hob es in schonendster Weise auf und verband den Bruch, den sie dann mit allerhand lindernden Waschungen und Umschlägen behandelte. Auch reichte sie ihrem Pflegling Futter und gab ihm zu trinken, bis er nach angemessener Zeit wieder zu Kräften gekommen war und starke Schwungfedern bekommen hatte; da ließ sie ihn frei.

Der Storch war davongeflogen, aber dank einer natürlichen wunderbaren Einsicht fühlte er, daß er der Frau Lohn für seine Rettung schuldig sei. Nach Verlauf eines Jahres stand diese einmal an einem strahlenden Frühlingstage in der warmen Sonne; da erblickte der geheilte Storch seine Wohltäterin, sofort mäßigte er die Schnelligkeit seines Fluges und schwebte aus der Höhe hernieder, bis er nahe bei ihr war; dort ließ er aus dem geöffneten Schnabel einen Stein in den Schoß der Herakleïs fallen, worauf er sich wieder em-

porschwang und aufs Dach setzte. Die Frau war natürlich zuerst verwundert und wußte in ihrer Verwirrung nicht, was sie von dem rätselhaften Vorfall denken sollte. Den Stein legte sie irgendwo im Hause hin. Als sie aber dann einmal des Nachts aus dem Schlafe erwachte, sah sie einen Glanz und Schimmer von dem Steine ausgehen, der das Haus erhellte, als hätte man eine Fackel hereingebracht; so groß war der Glanz, den das Stück Stein erzeugte und verbreitete. Da die Frau aber später einmal den Storch ergriff und betastete, bemerkte sie die Narbe der Wunde und erkannte, daß es der nämliche war, der bei ihr Mitleid und Heilung gefunden hatte.

6. PINDOS UND DIE SCHLANGE

König Makedon von Emathia, dem späteren Makedonien, hatte einen tapferen, ausnehmend schönen Sohn namens Pindos. Er hatte auch noch andere Söhne, doch die waren schwachen Geistes und körperlich nicht stark. Späterhin aber bereiteten diese, auf des Bruders Tapferkeit und glückliche Erfolge neidisch, ihm den Untergang, schufen sich aber zugleich ihr eigenes Verderben und büßten ihre Schuld nach der Ordnung der Dike.[4]

Da nämlich Pindos merkte, daß ihm seine Brüder nach dem Leben trachteten, verließ er sein väterliches Reich und wohnte auf dem Lande; und als ein starker Mann, der er war, verlegte er sich nunmehr auf die Jagd.

Einst jagte er auf Rehe. Als nun diese, so schnell sie konnten, davonliefen, setzte er ihnen nach, so rasch ihn nur sein Pferd tragen mochte, und bei dieser Verfolgung war er weit von seinen Jagdgesellen abgekommen. Die Rehe aber schlüpften in eine hohle, sehr tiefe Schlucht, die sie den Blicken ihres Verfolgers entzog, so daß sie verschwunden und gerettet waren. Pindos sprang nun vom Pferde und band dieses mit dem Zügel an einen nahen Baum; dann machte er sich daran, die Schlucht zu durchsuchen, um die Entschwundenen aufzuspüren. Da hörte er eine Stimme rufen: „Vergreife dich nicht an den Rehen!" Aber obwohl er sich überall umschaute, konnte er nichts erblicken. Da bekam er Angst, die Stimme möchte wohl von einer höheren Macht herrühren. Er entfernte sich schleunig und führte auch sein Pferd hinweg. Tags darauf aber kehrte er allein an den Platz zurück, nur in die Schlucht wagte er

sich nicht in Erinnerung an die Stimme, die er vernommen, und aus Furcht. Wie er nun alles hin und her überlegte und sich gar nicht denken konnte, wer ihn wohl am vorhergehenden Tage in seinem Jagdeifer aufgehalten hätte, und sich, wie natürlich, nach Hirten des Gebirges oder einer Hütte oder anderen Jägern umschaute, sieht er auf einmal eine gewaltige Schlange, ein riesiges Untier, das den größten Teil des Leibes am Boden nachschleppte, während der Hals im Verhältnis zu dieser Masse nur wenig emporragte (und doch war dieser Hals mit dem Kopfe höher als ein ausgewachsener Mann). Erst erschrak Pindos über diesen Anblick, ohne sich jedoch zur Flucht zu wenden, vielmehr faßte er sich und suchte dem Ungetüm mit Klugheit beizukommen. Er brachte einige Vögel, die er zum Glück erjagt hatte, herbei und bot diese der Schlange als Gastgeschenk und Lösegeld an. Und in der Tat ließ sich diese durch die Geschenke besänftigen und, möchte man sagen, bezaubern, so daß sie sich verzog.

Dieser Erfolg freute den Jüngling, und von da an entrichtete er in seiner Herzensgüte der Schlange dauernd den Lohn für seine Rettung, indem er ihr die Erstlinge seiner Jagdbeute, sei's von den Tieren der Berge, sei's von den Vögeln als willkommene Gabe darbrachte. Und wie Pindos im Schenken großen Eifer betätigte, so bescherte ihm auch der Dämon Gedeihen, und mit jedem Tage ging's ihm glänzender: auf der Jagd glückte ihm ein guter Fang nach dem andern, gleichviel ob unter allen den Tieren des Waldes oder unter den Vögeln allen, so daß er Überfluß hatte. Und sein Ruhm verbreitete sich; es hieß, er nehme mit allen wilden Tieren den Kampf auf, und da sei keines, über das seine Kühnheit nicht Herr werde. Er war auch von hoher Gestalt und konnte durch seinen riesigen und dabei doch wohlgebauten Körper schon Furcht einflößen. Dabei entflammte er auch augenscheinlich durch seine Schönheit alle weiblichen Herzen, daß sie in Liebe zu ihm entbrannten. Und es wallfahrten nicht nur alle ledigen Weiber gleich Begeisterten und Verzückten an seine Türen, nein auch die Verheirateten, die durch Gesetz und Sitte bewacht wurden, erlagen dem Rufe von Pindos' Schönheit und wollten lieber mit ihm zusammen hausen, als unter die Göttinnen aufgenommen sein. Auch die Mehrzahl der Männer bewunderte und liebte ihn — feind waren ihm nur seine Brüder. Und

eines Tages lauerten sie ihm auf, als er allein in der Nähe eines Flusses jagte, und da sie ihn ohne Genossen sahen, überfielen sie ihn zu dritt und drangen mit ihren Schwertern auf ihn ein. Er aber schrie laut, so daß seine Freundin, die Schlange, es hörte, denn dieses Tier hat ein äußerst scharfes Gehör und Gesicht. Die kam nun aus ihrem Lager hervor, umschlang die Ruchlosen mit den Windungen ihres Leibes und würgte sie, bis sie erstickten. Dann aber blieb sie selber auf ihrem Posten, bis die Angehörigen des Jünglings ihn vermißten und herbeikamen. Als sie ihn nun tot daliegend fanden, erhoben sie ein Klagegeschrei, wagten es aber aus Furcht vor dem Wächter nicht, zur Bestattung des Leichnams näher hinzutreten. Doch die Schlange begriff, dank einer Art geheimer Stimme der Natur, daß sie es sei, die die Leute fernhalte, ging also ganz langsam von dannen und verließ den Leichnam, damit ihm die Angehörigen den letzten Liebesdienst erweisen könnten. So wurde denn Pindos mit großer Pracht bestattet, und der Fluß in der Nähe der Mordstelle erhielt nach dem Erschlagenen und seinem Grabe den Namen Pindos.

So ist es also den Tieren eigen, ihren Wohltätern Dank zu beweisen, wie ich schon oben gesagt habe, aber in diesem Falle ganz besonders hervorhebe.

7. DIE MELITÄISCHE SCHLANGE

Homer sagt: „Furchtbar ist es, den Gott leibhaftig zu schauen“.[5] Auch die Schlange, die heiligste Verehrung genießt, hat etwas Göttliches in ihrem Wesen, und sie zu sehen ist nicht nützlich. Was ich damit meine, ist folgendes:

Zu Melite in Ägypten haust in einem Turme eine heilige Schlange; man zollt ihr Verehrung, und sie hat ihre Diener und Wärter. Tisch und Mischkrug wird vor sie hingesetzt, und Gerstenmehl mit Honig und Milch täglich in dem Kruge für sie eingeweicht. Dann gehen die Diener weg; kommen sie dann am folgenden Tag wieder, so finden sie den Krug leer. Nun erfaßte den ältesten dieser Diener einmal heftiges Verlangen, die Schlange zu sehen. Er ging also allein hinein, tat alles wie gewöhnlich und entfernte sich wieder.

Als nun die Schlange an den Tisch kam und ihr Mahl verzehrte, da öffnete der Vorwitzige die Tür (die er vorher wie gewöhnlich geschlossen hatte), machte aber dabei ein ziemlich starkes Geräusch.

Da wurde die Schlange böse und verschwand; jenem aber bekam es schlimm, daß er gesehen, was er gewünscht hatte: er wurde wahnsinnig. Nachdem er alles, was er gesehen, berichtet und seine Sünde bekannt hatte, verlor er die Sprache, und nicht gar lange darauf tat er einen Fall und starb.

8. DIE RETTUNG DES GILGAMOS

Eine Eigenschaft der Tiere ist auch die Menschenliebe. So hat ein Adler einmal ein kleines Kind gerettet. Ich will die ganze Geschichte erzählen, damit sie meine Behauptung bestätige. Als Seuechoros über die Babylonier herrschte, erklärten die Magier, das Kind seiner Tochter werde seinem Großvater die Krone rauben. Diese Weissagung machte dem König Angst, und er wurde, scherzhaft zu sprechen, an seiner Tochter ein zweiter Akrisios[6] und ließ sie aufs strengste bewachen. Doch das Schicksal war weiser als der Babylonier: die Tochter, die von einem unsichtbaren Manne schwanger geworden, gab heimlich einem Knaben das Leben. Da warfen die Wächter aus Furcht vor dem König das Kindlein von der Höhe der Burg, auf der die Königstochter eingeschlossen war, in die Tiefe. Aber ein Adler erspähte mit seinen scharfen Augen den jähen Sturz des Kindes, und noch ehe dies zerschmettert am Erdboden aufschlug, fing er es mit untergebreiteten Schwingen auf und trug es auf seinem Rücken in einen Garten, wo er es gar behutsam niedersetzte. Dort erblickte der Aufseher des Gartens das schöne Knäblein, gewann es lieb und zog es auf; es erhielt den Namen Gilgamos und wurde später König von Babylon.

Sollte aber jemand dies für eine Fabel halten, so erhebe ich keinen Widerspruch, wiewohl ich nach Kräften die Sache zu ergründen versucht habe.

9. DER DANKBARE ADLER

Einst waren Schnitter, sechzehn Mann, auf dem Felde. Die Sonne brannte heiß hernieder, und der Durst quälte sie, so daß sie einen aus ihrer Mitte abschickten, um aus einer nahen Quelle Wasser zu holen. Beim Gehen trug dieser die Sichel in der Hand, das Schöpfgefäß hing ihm über die Schulter. Als er an Ort und Stelle gekommen war, traf er dort einen Adler, den eine Schlange mit großer

Gewalt und Kraft umschlungen hielt, so daß er beinahe erstickte. Der Adler war nämlich auf die Schlange herabgestoßen, war aber nicht Herr über sie geworden, noch brachte er, mit Homer[7] zu reden, sie seinen Kindern zum Mahle, vielmehr war er von ihren Windungen so umstrickt, daß er, bei Zeus! nahe daran war, umgebracht zu werden anstatt umzubringen. Da nun der Landmann wußte, daß der Adler des Zeus Bote und Diener sei, die Schlange dagegen ein schlimmes Tier, so durchhieb er die Bestie mit besagter Sichel und erlöste damit den Adler aus jenen unentrinnbaren Fesseln und Banden.

Für den Mann war der ganze Vorfall ein beiläufiges Abenteuer auf seinem Wege gewesen, das nun für ihn abgetan war; nachdem er sein Wasser geschöpft, kehrte er zurück, mischte es mit Wein und reichte nun allen den Trunk. Sie aber tranken in vollen Zügen Becher um Becher zu ihrem Frühstück. Nach ihnen wollte auch jener trinken, denn bis jetzt war er gewissermaßen ihr Diener und nicht ihr Zechgenosse gewesen. Als er aber den Becher an die Lippen setzte, da zahlte ihm der gerettete Adler, der zum Glück für ihn noch an der Stelle verweilte, den Lohn für die Lebensrettung: er schoß auf den Becher herab und gab ihm einen Stoß, so daß der Trank auslief. Der Mann aber rief voll Unmut, denn er war durstig: „Fürwahr, du bist's?“ (denn er hatte den Vogel erkannt), „das also ist der Dank, den du deinem Retter abstattest? Ist das auch recht? Wer wird da wohl noch geneigt sein, sich für jemand Mühe zu machen aus Ehrfurcht gegen Zeus, den Aufseher und Wächter über Dank und Undank?“ So sprach er, von dörrendem Durst gepeinigt; als er sich aber umwandte, sah er alle, die getrunken hatten, in Todeszuckungen liegen: die Schlange hatte vermutlich in die Quelle gespien, so daß diese vergiftet war. So hatte der Adler seinem Retter in gleicher Münze gelohnt.

Krates der Pergamener berichtet, daß davon auch Stesichoros[8] in einem Liede gesungen habe, das aber kaum in weite Kreise gedrungen sei; damit bringt er, wenigstens nach meinem Urteil, einen alten und ehrwürdigen Zeugen bei.

AUS AELIANS „BUNTEN GESCHICHTEN"

I. EIN VATER / DER DEN EIGENEN SOHN ZUM TODE VERURTEILEN LÄSST

Ein Mann aus dem Stamme der Marder[9] namens Rhakokes hatte sieben Söhne, von diesen tat der jüngste, der Kartomes hieß, seinen Brüdern viel Böses an. Anfangs versuchte der Vater, ihn durch Vorstellungen zurechtzuweisen und zur Ordnung zu bringen, doch ohne Erfolg. Als nun die Richter aus der Gegend an die Stätte kamen, wo der Vater des Jünglings wohnte, da packte jener das Bürschlein und führte es, die Hände auf den Rücken gefesselt, vor die Richter. Dort legte er alles eingehend dar, wessen der Jüngling sich gegen ihn unterfangen hatte, erhob Klage gegen ihn und verlangte von den Richtern seine Hinrichtung. Doch diese entsetzten sich und sprachen sich selbst das Recht ab, ein solches Verdammungsurteil auszusprechen; daher verwiesen sie beide vor den Perserkönig Artaxerxes.

Als nun Rhakokes auch dort seine Rede wiederholte, nahm der König das Wort und sprach: „So fühlst du dich stark genug, den eigenen Sohn vor deinen Augen hinrichten zu sehen?" „Ganz gewiß", war die Antwort. „Denn wenn ich in meinem Garten die bitteren Auswüchse der Lattichstauden abbreche und wegnehme, kränkt sich die Pflanze durchaus nicht, nein, sie sproßt nur noch freudiger und wird größer und süßer. So werde auch ich, o König, wenn ich sehe, daß der Schädling meines Hauses und seiner Brüder vertilgt und seinen Schlechtigkeiten gegen sie ein Ende gemacht wird, sowohl selber gedeihen, wie auch die übrigen Glieder meines Geschlechtes in gleichem Glücke sehen."

Ob dieser Rede lobte Artaxerxes den Rhakokes und machte ihn zu einem der königlichen Richter, „denn", sagte er zu den Anwesenden, „wer sich bei den eigenen Kindern so gerecht erweist, der wird gewiß auch in fremden Angelegenheiten ein gewissenhafter und unbestechlicher Richter sein." Aber auch dem Jüngling erließ er für diesmal die verdiente Strafe, bedrohte ihn aber mit der schwersten Art der Todesstrafe für den Fall, daß er nach seinen früheren Freveln sich wieder bei neuen betreten lasse.

2. CHARITON UND MELANIPPOS

Ich will euch eine Tat von Phalaris[10] erzählen, die nicht recht zu seinem Charakter stimmt, denn sie zeugt von sieghafter Menschenliebe und scheint darum seinem Wesen fremd.

In Agrigent lebte Chariton, ein Mann empfänglich für alles Schöne, der auch vom Zauber blühender Jünglingsschönheit besonders lebhaft ergriffen wurde. So war er besonders zu Melanippos in glühender Liebe entbrannt, einem Jüngling von trefflichem Geiste und ausnehmender Schönheit. Diesen Melanippos, der ebenfalls aus Agrigent war, hatte Phalaris einmal gekränkt: in einem Rechtsstreit, den er gegen einen persönlichen Freund des Tyrannen hatte, griff dieser mit dem Befehle ein, die Klage einzustellen, und als der Jüngling sich nicht fügen wollte, bedrohte er ihn mit den schlimmsten Folgen eines etwaigen Ungehorsams. So siegte also der Gegner wider alles Recht durch solch gewaltsamen Machtspruch des Phalaris; sogar die Klageschrift ließen die Beamten verschwinden.

Über diese Vergewaltigung erbittert ließ der Jüngling seiner Entrüstung gegen seinen Liebhaber freien Lauf und verlangte von diesem, er solle sich an einem Attentat auf den Tyrannen beteiligen; auch suchte er die größten Hitzköpfe unter den jungen Leuten, deren Geneigtheit zu einem solchen Unternehmen ihm wohlbekannt war, zur Teilnahme an der Verschwörung zu gewinnen. Da nun Chariton ihn in seinem leidenschaftlichen Feuer und lodernden Zorne sah und zugleich darüber klar war, daß die Furcht vor dem Tyrannen jeden ihrer Mitbürger davon abhalten werde, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, so erklärte er ihm, das sei schon längst auch sein Begehren gewesen, er trachte mit allem Eifer danach, die Vaterstadt aus der Knechtschaft, in die sie geraten, zu befreien; aber es wäre gefährlich, wenn so etwas unter die Leute käme. Darum verlangte er von Melanippos, er solle die genauere Erwägung ihm anheimstellen und es ihm überlassen, den zum Handeln geeigneten Zeitpunkt abzuwarten. Der Jüngling gab sich damit zufrieden, und somit hatte Chariton das ganze Wagestück auf seine Schultern genommen. Den Geliebten wollte er nicht mit dabei haben, damit im Falle der Entdeckung nur er bestraft würde und er nicht auch jenen in gleiche Not bringe. Sobald die Gelegenheit ihm günstig schien, machte er sich, mit einem Dolche bewaff-

net, gegen den Tyrannen auf. Aber da die Leibwächter gegen solche Anschläge sehr scharf aufpaßten, wurde er ertappt. Phalaris ließ ihn ins Gefängnis werfen und foltern, damit er seine Mitverschworenen angebe, doch Chariton blieb standhaft und fest bei allen Martern. Dies zog sich ziemlich lange hin, währenddessen aber war Melanippos zu Phalaris hingegangen und hatte diesem gestanden, daß er nicht nur mit Chariton gemeinsame Sache gemacht habe, sondern daß von ihm sogar der Gedanke des Attentats ausgegangen sei. Auf die Frage des Tyrannen nach seinen Beweggründen erzählte er die Geschichte von Anfang an und die Niederschlagung seiner Klage und gestand, wie übermäßig hart er diese Kränkung empfunden habe. Phalaris aber erließ voll Bewunderung beiden die Strafe und befahl ihnen nur, noch selbigen Tages nicht allein die Stadt Agrigent, sondern auch ganz Sizilien zu verlassen, dagegen erlaubte er ihnen, die rechtmäßigen Einkünfte aus ihrem Eigentum weiter zu beziehen.

Diese beiden und ihre Freundschaft hat später die Pythia in folgenden Versen gepriesen:

„Göttlicher Freundschaft Vorbild wurdet ihr sterblichen Menschen,
Chariton und Melanipp, glücklich nenn' ich das Paar."

Also nannte der Gott ihre Liebe eine göttliche Freundschaft.

3. MAKAREUS

In Mytilene lebte ein Priester des Dionysos, Makareus mit Namen, der war dem Anscheine nach ein sanftmütiger und braver Mann, in Wirklichkeit aber einer der ruchlosesten Menschen. Als zu dem einst ein Fremder kam und eine Menge Goldes zum Aufbewahren bei ihm hinterlegte, grub Makareus im geheimsten Winkel des Tempels ein Loch in den Boden und verscharrte dort das Gold. Nach einiger Zeit kam der Fremde wieder und verlangte sein Gold zurück. Da führte ihn jener ins Innere des Tempels, wie wenn er's ihm da geben wollte, und ermordete ihn. Dann grub er das Gold aus und verscharrte an seiner Stelle den Leichnam des Fremden. Und nun vermeinte er, die Tat verbleibe dem Gott ebenso verborgen wie den Menschen; — aber es sollte ganz anders kommen.

Kurze Zeit darauf wurde das alle drei Jahre wiederkehrende große Hauptfest des Gottes gefeiert, bei dem Makareus ein glänzendes Opfer darbrachte. Während er nun mit dem Zug der Bacchanten zu

tun hatte, waren seine beiden Söhne im Hause zurückgeblieben. Die wollten die priesterlichen Handlungen des Vaters nachahmen: sie traten vor den Altar, auf dem noch das Fleisch der Opfertiere brannte: der jüngere Knabe hielt den Hals hin, der ältere aber ergriff ein aus Versehen liegen gebliebenes Messer und schlachtete damit seinen Bruder wie ein Opfertier. Bei diesem Anblick erhoben die Leute im Hause ein lautes Geschrei, so daß die Mutter es hörte und herausstürzte. Kaum hatte sie den einen Sohn tot, den anderen mit dem blutüberströmten Messer in der Hand erblickt, da riß sie ein halbverbranntes Scheit Holz vom Altare und erschlug damit ihren Knaben. Auf die Kunde von diesem Unglück verließ Makareus die Feier, rannte voll Zorn und Wut, wie er war, ins Haus zurück und erschlug mit dem Thyrsusstab, den er noch in der Hand hielt, sein Weib. Das Gerücht verbreitete diese Greuel allenthalben; Makareus wurde verhaftet und gestand auf der Folter den ganzen Frevel, den er im Tempel verübt hatte, dann gab er noch unter den Martern seinen Geist auf. Sein armes Opfer aber, das auf so verbrecherische Weise ums Leben gekommen, erhielt auf Befehl des Gottes von Staatswegen ein ehrenvolles Begräbnis. Es hat also Makareus seine Tat durch eine wie der Dichter[11] sagt „nicht zu tadelnde“ Strafe gebüßt; „mit eigenem Haupte, dem Haupte der Frau und dem Haupte der Kinder.“

4. RHODOPIS

Rhodopis war, wie die Ägypter erzählen, eine sehr schöne Hetäre. Als sie einmal badete, da verschaffte ihr die Glücksgöttin, die so gerne das Seltsame und Unerwartete herbeiführt, eine Ehrung, die sie, wenn auch nicht um ihrer Gesinnung, so doch um ihrer Schönheit willen verdiente. Während sie sich im Bade befand und die Dienerinnen ihre Kleider bewachten, schoß ein Adler herab, ergriff einen ihrer Schuhe und flog mit seinem Raube davon bis nach Memphis, wo eben der König Psammetich Gericht hielt. Dort ließ er den Schuh dem König in den Schoß fallen. Die anmutigen Linien des Schuhes und die zierliche Arbeit daran erregten ebenso des Königs Verwunderung wie die Tat des Vogels, er gab also Befehl, in ganz Ägypten nach der Trägerin des Schuhes zu forschen. Sie wurde gefunden, und er machte sie zu seiner Gemahlin.

5. HANNO

Der Karthager Hanno war so übermütig, daß er sich nicht in den Grenzen der menschlichen Natur halten wollte, sondern darauf sann, Gerüchte über sich zu verbreiten, als sei er ein höheres Wesen, und war doch ein Mensch wie andere. So kaufte er denn eine große Anzahl Singvögel zusammen, hielt sie in einem dunklen Raum und lehrte sie nur immer den einen Satz nachsprechen: „Hanno ist ein Gott". Als dann die Vögel diese Worte, die einzigen, die sie hörten, gut sprechen konnten, ließ er sie nach allen Richtungen davonfliegen, in der Erwartung, nunmehr müsse das Lied von Hanno aus Vogelmund überall hin dringen.

Allein kaum waren denen einmal die Schwingen gelöst und die Freiheit gewonnen, da kehrten sie wieder in ihre alten Wohnplätze zurück und sangen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war und wie's die Musen den Vögeln eingeben. Von Hanno aber und dem, was sie in der Gefangenschaft gelernt, wollten sie nichts mehr wissen.

6. DIE SCHÖNE ASPASIA

Aspasia von Phokäa[12], die Tochter des Hermotimos, hatte ihre Mutter bei der Geburt verloren. So wuchs sie ohne Mutter auf und wurde zwar in Armut, aber doch züchtig und streng erzogen. Sie hatte andauernd den nämlichen Traum, der ihr Gutes prophezeite und ein künftiges Glück andeutete, das sie an der Seite eines schönen und wackeren Mannes finden werde.

Noch als Kind bekam sie einmal im Gesicht dicht am Kinn ein Gewächs, das sehr garstig anzusehen war, so daß Vater und Tochter darüber recht betrübt waren. Daher ging jener zu einem Arzte und zeigte ihm das Kind. Der Arzt versprach auch Heilung, aber gegen eine Belohnung von drei Goldstücken. Als aber der Vater sagte, so viel habe er nicht, erwiderte jener, er bekomme seine Heilmittel auch nicht geschenkt. Darüber war Aspasia natürlich recht traurig und ging weinend von dannen; und als sie darauf den Spiegel vornahm und sich darin beschaute, war sie erst recht betrübt. Vor Herzeleid berührte sie gar keine Speise mehr, bis sie endlich in willkommenen Schlaf verfiel. Aber im Schlafe erschien ihr eine Taube, die sich in eine Frau verwandelte und zu ihr sprach: „Sei getrost und gib den Ärzten mit samt ihren Mitteln den Laufpaß, nimm dafür alle wel-

ken Rosenkränze der Aphrodite, so viele du findest, zerreibe sie und mache davon einen Umschlag auf das Gewächs." Das Mägdlein tat, wie ihr geheißen, und siehe, das Gewächs verschwand: Aspasia, der die schönste der Göttinnen ihre Holdseligkeit wieder geschenkt hatte, war wieder die Schönste unter ihren Gespielinnen.

Ihr war eine Fülle der Reize verliehen, wie keiner anderen Jungfrau jener Zeit. Ihr Haar war blond und leicht gekräuselt, die Augen groß, die Nase leicht gebogen, die Ohren ganz allerliebst, ihre Haut zart. Die Farbe ihrer Wangen glich den Rosen, so daß die Phokäer sie noch in den Kinderjahren „schön Rottraut"[13] nannten. Ihre Lippen schimmerten rot, und die Zähne waren weißer als Schnee; die Füße und Knöchel fein gebaut, so wie Homer in seiner Sprache die schönsten Frauen „schlankfüßig" nennt. Dazu hatte sie eine süße, liebliche Stimme: wer sie sprechen hörte, konnte wohl meinen, eine Sirene zu vernehmen. Sie war auch ganz frei von aller weiblichen Vielgeschäftigkeit und Fürwitz, dergleichen Eigenschaften ja der Reichtum gerne mit sich bringt; Aspasia aber war in Armut unter den Augen ihres gleichfalls armen Vaters herangewachsen, sie brauchte sich keinerlei überflüssigen Schmuck und Zutat für ihre Schönheit zu borgen.

Einstmals kam Aspasia zu Kyros, dem Sohne des Dareios[14] und der Parysatis, dem Bruder des Artaxerxes, jedoch nicht aus eigenem Antrieb oder weil ihr Vater sie aus freien Stücken hingesandt hatte, sondern sie war gewaltsam gezwungen worden. Dies kam öfters vor, wenn Städte erobert waren oder Tyrannen oder Statthalter sich Gewalttaten erlaubten. So hatte auch einer der Statthalter des Kyros Aspasia mit anderen Jungfrauen zusammen dem Kyros zuführen lassen, und sehr bald erhielt sie dank ihrem schlichten Wesen und sittsamen Auftreten und ihrer unverkünstelten Schönheit den Vorzug vor den übrigen Nebenfrauen des Fürsten. Ganz besonders aber trug ihr kluger Verstand dazu bei, daß Kyros sie mehr als alle liebte; oftmals holte er in dringenden Fällen ihren Rat ein und brauchte es nie zu bereuen, ihn befolgt zu haben.

Das erstemal, als Aspasia zu Kyros kam, hatte er eben gespeist und wollte nach persischer Sitte zum Trinken übergehen. Denn wenn die Perser zur Genüge gegessen haben, so rüsten sie sich zum Trinken, als gälte es einem Feinde, und überlassen sich dann ganz

dem Weine und dem Zechen. Mitten im Gelage nun werden dem Kyros vier griechische Jungfrauen vorgeführt, unter denen sich auch unsere Aspasia aus Phokäa befand. Alle waren aufs schönste geschmückt; den drei anderen hatten ihre Frauen, die sie ans Hoflager begleitet hatten, die Haare durchflochten und das Gesicht mit Schminke und anderen Mitteln schön gemacht. Auch waren sie von ihren Lehrmeistern unterwiesen worden, wie man dem Kyros unter die Augen treten, auf welche Weise man sich bei ihm einschmeicheln müsse, daß man sich, wenn er herantrete, nicht abwenden, seine Berührungen nicht übelnehmen, sich seinen Küssen nicht entziehen dürfe; kurz, lauter Künste und Belehrungen, wie sie sich so recht für Dirnen und Buhlerinnen eignen, die aus ihrer Schönheit ein Gewerbe machen. So suchte denn jede die andere durch ihre Schönheit auszustechen. Aspasia dagegen wollte weder ein kostbares Gewand anziehen, noch hielt sie's für recht, ein buntdurchwirktes Tuch umzulegen, auch verstand sie sich nicht zum Baden; vielmehr verwahrte sie sich hoch und heilig, flehte zu allen Griechengöttern als den Beschützern der Freiheit, rief den Namen ihres Vaters an und verfluchte ihn und sich; denn sie war fest überzeugt, wenn sie ein für sie so ungewohntes Schleppkleid und zugleich so übermäßig reichen Putz anlege, so bedeute das offenkundige und zugestandene Sklaverei. Schließlich aber wurde sie durch Schläge genötigt, die Kleider anzulegen, und fügte sich, wenn auch voll Betrübnis darüber, daß man sie zwinge, sich nicht wie eine Jungfrau, sondern wie eine Buhlerin zu gebaren. Und während die andern nun bei ihrem Eintritt den Kyros lächelnd und mit erkünstelter Heiterkeit anblickten, schlug Aspasia die Augen zu Boden, flammende Röte bedeckte ihr Antlitz, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihr ganzes Benehmen zeigte, wie sehr sie sich schämte. Und als Kyros die Mädchen aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen, da gehorchten die anderen und zwar ganz munter, die Phokäerin aber blieb taub gegen seinen Befehl, bis der Statthalter, der sie eingeführt hatte, sie zum Sitzen nötigte. Als nun Kyros die Mädchen anfaßte und ihre Augen, Wangen und Finger genauer betrachtete, ließen sich die andern dies ruhig gefallen, Aspasia aber nicht, sondern sowie jener sie nur mit der Fingerspitze berührte, schrie sie laut auf und drohte, es werde ihm übel bekommen, wenn er sich solches unterstehe. Das machte

dem Kyros große Freude. Als sie nun aber, wie er gar ihre Brüste betastete, sich erhob und zu fliehen versuchte, da bewunderte des Dareios Sohn ganz gegen die persische Art ihr adliges Wesen ausnehmend. Mit einem Blick auf den Vermittler sagte er: „Das ist die einzige Freie und Unverdorbene, die du gebracht hast, die andern aber sind nach ihrem Aussehen und noch mehr nach ihrem Wesen feile Dirnen." Aus diesem Grunde gewann nun Kyros die Aspasia lieber als alle die Weiber, mit denen er bisher verkehrt hatte. Und wie er bald in feuriger Leidenschaft für sie entbrannt war, so sah er sich auch von ihr wieder geliebt; so innig wurde die Neigung der beiden, daß der Unterschied des Standes fast verschwand und ihre Verbindung in der Herzenseintracht und Treue ganz einer griechischen Ehe glich.

Der Ruhm der Liebe des Kyros zu Aspasia verbreitete sich bis nach Ionien und über ganz Griechenland; der Peloponnes war voll von Erzählungen über die beiden, aber auch bis zum Großkönig war ihr Ruhm gedrungen. Man war fest davon überzeugt, Kyros habe seit seiner Verbindung mit ihr sich von jeder anderen Frau ferngehalten. Dadurch kamen Aspasia die alten Traumbilder wieder in Erinnerung, jene Taube und ihre Mahnungen und die Verkündigungen der Göttin, und sie war überzeugt, Aphrodite sei von Kindesbeinen an ihre Schutzgöttin gewesen, daher brachte sie dieser Göttin Weihegaben und Dankopfer dar. Zuerst ließ sie ihr ein goldenes Standbild von genügender Größe errichten, und um dieses als Bild der Aphrodite kenntlich zu machen, eine mit Edelsteinen besetzte Taube daneben aufstellen; und jeden Tag suchte sie sich mit Opfern und Gebeten ihre Huld zu erhalten. Auch ihrem Vater Hermotimos schickte sie viele ansehnliche Geschenke und machte ihn zu einem reichen Manne. Sie selbst aber lebte immer sittsam und bescheiden, wie die griechischen und persischen Frauen versichern.

Als aber Kyros in der Schlacht gegen seinen Bruder[15] fiel und sein Lager erobert wurde, wurde auch Aspasia mit der übrigen Beute gefangen. Doch war sie nicht von ohngefähr und zufällig den Feinden in die Hände gefallen, vielmehr hatte König Artaxerxes, dem ihr Ruhm und ihre Tugend wohl bekannt war, sie mit großem Eifer suchen lassen. Als man sie nun aber in Fesseln vor ihn brachte, wurde

er böse und ließ die Schuldigen ins Gefängnis werfen, zugleich gab er Befehl, ihr kostbaren Schmuck anzulegen. Doch sie sträubte sich, jammerte und weinte, und erst unter vielem Drängen mußte man sie fast mit Gewalt dazu nötigen, das vom König gesandte Kleid anzulegen, so heftig war ihre Trauer um Kyros. Aber als sie's angelegt, erschien sie wiederum als schönste der Frauen, daß Artaxerxes sogleich in zärtlicher Liebe zu ihr entbrannte. Er gab ihr den Vorrang vor allen seinen Frauen und bemühte sich durch überschwengliche Ehren um ihre Gunst. Er schmeichelte sich, sie dahin zu bringen, daß sie Kyros vergesse und ihn nicht weniger lieben lerne, als sie jenen geliebt hatte. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung, aber erst nach langem Harren. Denn in Aspasias Herzen war die zärtliche Liebe für Kyros zu fest gewurzelt, und die Wirkung so starken Liebeszaubers war nicht so leicht daraus zu vertilgen.

Einige Zeit darauf starb der Eunuche Tiridates, der blühendste und schönste Jüngling in ganz Asien, den der Tod ereilte, als er kaum aus den Knabenjahren ins Jünglingsalter eingetreten war. Der König, der, wie es hieß, diesen Jüngling heiß geliebt hatte, überließ sich schwerster Trauer und heftigstem Schmerze, und in ganz Asien herrschte aus Rücksicht auf den König allgemeine Trauer.

Niemand wagte es, ihm zu nahen und ein Wort des Trostes zu bringen, denn man war überzeugt, sein Schmerz über das Leid, das ihn betroffen, sei unheilbar. So vergingen drei Tage. Da legte Aspasia Trauerkleidung an und trat dem König, als er sich ins Bad begab, mit weinenden Augen, den Blick zu Boden gesenkt, entgegen. Betroffen von ihrem Anblick fragte er sie, warum sie komme. Da sagte sie: „König, ich sah dein Leid und deinen Schmerz und bin gekommen dich zu trösten, wenn es dir erwünscht ist; ist es dir aber zuwider, so will ich wieder fortgehen." Da freute sich der Perser sehr über ihre fürsorgliche Teilnahme und befahl, sie solle hingehen und ihn in ihrem Gemache erwarten. Das tat sie denn; als er dann vom Bade zurückkehrte, ließ er Aspasia über ihr schwarzes Gewand noch die Kleidung des Eunuchen anziehen. Und auch des Jünglings Gewandung stand ihr wohl, noch mehr aber leuchtete der Glanz ihrer eigenen blühenden Schönheit dem Liebhaber entgegen. Und nachdem sein Jammer solchergestalt einmal bezwungen war, war es sein Wunsch, sie möchte so lange, bis die Gewalt

seiner Trauer geschwächt sei, in dieser Tracht vor ihm erscheinen — ein Wunsch, den sie ihm gerne erfüllte.

So war sie die einzige nicht nur unter allen Frauen Asiens, nein auch unter den Söhnen und Verwandten des Königs, der es gelang, den Artaxerxes in seinem leidenschaftlichen Schmerze zu trösten und zu heilen: ihrer liebevollen Sorgfalt hatte der König nicht widerstehen, ihren verständigen Trost nicht zurückweisen können.

NOVELLEN / LEGENDEN UND SCHWÄNKE AUS HERODOT UND ANDEREN HISTORIKERN

1. GYGES UND KANDAULES

Kandaules, der König von Lydien, war so sehr in seine Frau verliebt, daß er überzeugt war, die schönste aller Frauen zu besitzen. Nun hatte er unter seinen Kriegsknechten einen namens Gyges, des Daskylos Sohn, der ihm besonders gefiel. Und wie Kandaules auch sonst sich über wichtigere Dinge mit Gyges zu besprechen pflegte, so pries er gegen ihn auch öfter seines Weibes Schönheit über die Maßen. Und es dauerte nicht lange (denn es sollte nun einmal dem Kandaules übel ergehen), da sprach er also zu Gyges: „Mein Gyges, wenn ich immer von der Schönheit meines Weibes rede, so willst du, dünkt mich, es mir nicht glauben, sind doch die Ohren der Menschen ungläubiger denn die Augen; drum mache, daß du sie einmal nackt schauest." Da schrie jener laut auf und sagte: „O Herr, bist du recht bei Sinnen, daß du solch ein Wort aussprichst und verlangst, ich solle meine Herrin nackt schauen? In dem Augenblicke, wo ein Weib das Kleid auszieht, ziehet es auch die Scham aus. Was aber sich ziemet, das haben die Menschen schon längst herausgefunden, und daraus soll man lernen. Darunter ist auch ein Wort, das lautet: ein jeglicher kümmere sich um das Seinige. Was nun mich anlangt, so will ich es gerne glauben, daß jene die schönste aller Frauen ist, und dich bitte ich, nichts wider Brauch und Ordnung zu verlangen." Mit solchen Reden wehrte Gyges das Ansinnen des Königs ab, denn er fürchtete, es möchte ihm Unglück daraus erwachsen. Doch der König erwiderte: „Sei getrost, Gyges, du brauchst nicht zu befürchten, daß ich so spreche, nur um dich auf die Probe zu stellen, noch auch, daß dir von seiten meines Weibes irgendein Schaden erwachsen könne. Denn ich werde es von vornherein so einrichten, daß sie überhaupt nichts davon erfahren kann, daß du sie gesehen. Ich werde dich in unserem Schlafgemach hinter den Flügel der geöffneten Tür treten lassen; dann werde erst ich hereinkommen, darauf wird auch meine Frau sich einfinden, um sich zur Ruhe zu begeben. Nun steht in der Nähe der Tür ein Sessel, auf den wird sie beim Entkleiden ihre Gewänder eines nach dem anderen ablegen, und wird dir so Gelegenheit geben, sie in aller Ruhe zu be-

schauen. Und wenn sie dann von dem Sessel zu ihrem Bette geht und dir den Rücken zuwendet, dann ist der Augenblick da, wo du suchen mußt, ungesehen durch die Tür zu entkommen." Da sah nun Gyges, daß er nicht ablehnen konnte, und er erklärte sich schließlich bereit.

Als nun die Stunde des Schlafengehens da war, führte Kandaules den Freund in das Gemach, und gleich darauf trat auch die Frau ein. Und Gyges schaute bewundernd zu, wie sie dann ihre Kleider ablegte. Als sie hierauf zu ihrem Lager ging und ihm den Rücken zudrehte, schlüpfte er hinter der Tür hervor und entwich ins Freie. Doch die Frau hatte ihn beim Hinausgehen erblickt und durchschaute, was ihr Mann ihr da angetan hatte. Aber so sehr sie sich schämte, so schrie sie doch nicht auf und wahrte den Schein, als hätte sie nichts gemerkt; im Herzen aber nahm sie sich vor, sich an Kandaules zu rächen. Denn bei den Lydern und bei den anderen Barbaren fast durchweg gilt es sogar für eine große Schande, wenn ein Mann nackt erblickt wird. Doch für den Augenblick ließ sie, wie gesagt, sich nichts anmerken und hielt sich ruhig.

Aber gleich nach Tagesanbruch rief sie einige aus der Zahl ihrer Diener, die sie als die treuesten kannte, und nachdem sie sich ihres Beistandes versichert, ließ sie den Gyges rufen. Der war der Meinung, die Königin wisse nichts von dem, was geschehen, und kam, als man ihn holte; denn er pflegte auch vorher, so oft die Königin ihn zu sich berief, zu kommen. Als nun Gyges eingetreten war, sprach die Frau so zu ihm: „Jetzt, o Gyges, gebe ich dir die Wahl zwischen zwei Wegen, du magst dann einschlagen, welchen du willst. Entweder du tötest den Kandaules und bekommst mich und die Krone von Lydien, oder du selbst mußt auf der Stelle, wie du bist, sterben, auf daß du fürderhin nicht mehr dem Kandaules in allem zu Willen seist und erblickest, was du nicht sehen darfst. Drum muß entweder jener, der solches ersonnen hat, umkommen, oder du, der mich nackt geschaut und Ungebührliches getan hat."

Erst war Gyges betroffen über diese Rede, dann aber flehte er sie an, sie möge ihn nicht in die Zwangslage verstricken, eine solche Wahl zu entscheiden. Doch sie ließ sich nicht erweichen. Da er denn erkannte, daß wirklich die Notwendigkeit vor ihm lag, entweder seinen Herrn umzubringen oder selbst von anderen umgebracht zu

werden, so zog er es vor, selber das Leben zu behalten, und richtete die Frage an die Königin: „Sintemal du mich zwingst, meinen Herrn zu töten wider meinen Willen, so laß mich auch hören, auf welche Weise wir Hand an ihn legen wollen?" Da nahm sie das Wort und sprach: „Von derselben Stelle soll der Angriff ausgehen, von wo jener mich hat nackend sehen lassen, und wenn er im Schlafe liegt, soll man Hand an ihn legen."

So war der Anschlag gemacht; und mit Einbruch der Nacht ging Gyges (denn man entließ ihn keinen Augenblick, und es gab für ihn keinen Ausweg, sondern entweder mußte er selbst verloren sein oder Kandaules) mit der Frau in das Gemach, dort händigte sie ihm einen Dolch ein und verbarg ihn hinter derselben Türe. Und als dann Kandaules ruhete, schlüpfte Gyges hinter der Tür hervor und tötete den König. So erhielt Gyges die Frau und das Königreich, und ward als König bestätigt vom Orakel in Delphi.

2. WIE GYGES KÖNIG WURDE

(Andere Überlieferung; bei Platon)

Gyges war ein Hirte im Dienste des damaligen Beherrschers von Lydien. Eines Tages entstand ein heftiges Gewitter, die Erde bebte und tat sich auf, und an der Stelle, wo Gyges seine Tiere zu weiden pflegte, gähnte ihm ein Erdschlund entgegen. Voll Verwunderung hatte er alles mit angesehen, dann stieg er hinab und erblickte nach der Sage dort unten neben vielen anderen Wunderdingen ein ehernes Pferd, das war innen hohl und hatte Fenster. Als er durch eines derselben seinen Kopf hineingesteckt hatte, sah er drinnen einen offenbar toten Mann von übermenschlicher Größe liegen; der hatte nichts an sich als nur an der Hand einen goldenen Ring, den zog ihm Gyges ab und stieg wieder empor.

Wie nun die Hirten sich zur gewohnten Zusammenkunft einfanden, wo sie dem Könige den monatlichen Bericht über den Stand der Herden erstatten mußten, kam dazu auch Gyges, den Ring am Finger. Während er nun im Kreise der Genossen saß, drehte er zufällig den Ring so, daß der Stein an die Innenseite der Hand kam. Kaum aber war dies geschehen, so wurde er für seine Nachbarn unsichtbar, sie sprachen von ihm, als wäre er weggegangen. Wie groß war sein Erstaunen! Darauf fühlte er wiederum nach dem Ring und drehte

den Stein nach außen: sofort wurde er wieder sichtbar. Er machte alsdann die Probe noch öfter, ob der Ring wirklich diese Kraft habe, und immer gelang's ihm, sich durch die Drehung des Steines nach innen unsichtbar, durch die nach außen sichtbar zu machen.

Nach dieser Entdeckung brachte er es in Bälde dahin, daß er unter die Zahl der Boten aufgenommen wurde, die beim Könige Zutritt hatten; und als er erst so weit war, verleitete er das Weib des Königs zum Ehebruch, überfiel dann mit ihr zusammen den König, tötete ihn und machte sich selber zum Herrscher.

GESCHICHTEN VON KROISOS

3. KROISOS UND SOLON

Nach dem Tode des Königs Alyattes übernahm sein Sohn Kroisos im Alter von 35 Jahren die Herrschaft von Lydien. Er hatte nach und nach alle Völker Kleinasiens bis zum Halys hin unterworfen und ihre Lande zum lydischen Reiche geschlagen, und seine Hauptstadt Sardes wurde eine der reichsten Städte der Welt. So kamen denn alle hellenischen Weisen jener Zeit einer nach dem anderen dorthin, unter ihnen auch der Athener Solon. Der hatte den Athenern auf ihr Geheiß Gesetze gemacht und war dann zehn Jahre auf Reisen gegangen, angeblich, um die Welt zu besehen, in Wahrheit aber, damit er nicht gezwungen werde, eines der Gesetze, die er gegeben, aufzuheben. Von sich aus durften die Athener dies nicht tun, sie waren nämlich durch hohe Eide gebunden, zehn Jahre lang nach den Gesetzen, die ihnen Solon gegeben hatte, zu leben.

Deshalb also, und zugleich um die Welt zu sehen, war Solon auf Reisen gegangen, kam zuerst zu Amasis nach Ägypten und schließlich auch nach Sardes zu Kroisos, der den Fremdling sogleich gastlich in seinem Schlosse aufnahm. Am dritten oder vierten Tage danach führten Diener auf Kroisos' Geheiß den Solon in den Schatzkammern umher und wiesen ihm alle die gewaltigen, reichen Schätze. Wie er nun alles angeschaut und mit Muße betrachtet hatte, fragte ihn Kroisos also: „Mein Gastfreund aus Athen, es ist ja zu uns mancherlei Kunde über deine Person gedrungen von deiner Weisheit und deinen Fahrten, wieviele Länder du schon aus Wissensdrang besucht hast, dich darin umzusehen; drum wandelte mich jetzt Lust an, dich zu fragen, ob du schon den Glücklichsten

von allen Menschen gesehen hast.“ So fragte er, in der Hoffnung, selbst dieser glücklichste Mensch zu sein. Solon aber gab, ohne im geringsten zu schmeicheln, der Wahrheit die Ehre und sagte: „Mein König, das ist Tellos aus Athen.“ Und da Kroisos sich über die Rede verwunderte und sogleich weiterfragte: „Wieso erklärst du denn den Tellos für den glücklichsten“? erwiderte jener: „Tellos lebte erstlich inmitten eines blühenden Staatswesens, hatte schöne und wackere Söhne und sah von ihnen allen wieder Kinder aufwachsen, die sämtlich am Leben blieben. Zum anderen aber ward ihm, nachdem er nach unserem Maßstab in recht guten Verhältnissen gelebt hatte, noch ein gar herrlich Lebensende. Denn einst lieferten die Athener ihren Nachbarn bei Eleusis eine Schlacht, da war auch Tellos mit ins Feld gezogen, half die Feinde in die Flucht schlagen und fand dabei den rühmlichsten Tod. Und die Athener bestatteten ihn auf Staatskosten an der Stelle, wo er gefallen war, und ehrten ihn höchlich.“

Aber mit dieser Erzählung von Tellos und seinem großen Glücke hatte Solon den Kroisos noch mehr gereizt, so daß er ihn fragte, wer der zweite sei, den er nach jenem gesehen habe; denn er erwartete, jedenfalls wenigstens den zweiten Preis davonzutragen. Doch Solon erwiderte: „Kleobis und Biton. Das waren zwei Jünglinge in Argos, beide hatten auskömmlich zu leben, und dazu besaßen sie solche Körperstärke, daß beide in gleicher Weise Kampfpreise gewannen. Und zudem erzählte man noch folgende Geschichte von ihnen: einst fand in Argos ein Fest der Hera statt, bei dem ihre Mutter unter allen Umständen mit einem Gespann ins Heiligtum der Göttin fahren mußte. Da nun die Ochsen nicht rechtzeitig vom Felde heim gekommen waren und die Stunde drängte, spannten sich die Jünglinge selbst ins Joch und zogen den Wagen, auf dem ihre Mutter saß. So zogen sie diese 45 Stadien [etwa 8 km] weit, bis sie im Heiligtum ankamen. Und nachdem sie solches vor den Augen der Festversammlung vollbracht, wurde ihnen das beste Lebensende zu teil: an diesen hat der Gott gezeigt, daß für den Menschen der Tod weit besser sei denn das Leben. Denn während die Männer aus Argos herumstanden und die Jünglinge glücklich priesen ob ihrer Stärke, die Frauen aber die Mutter, der solche Söhne geschenkt worden, trat die Mutter überglücklich über die Tat und den Ruhm vor das Götter-

bild und betete, die Göttin möge dem Kleobis und Biton, ihren Söhnen, die sie so hochgeehrt hätten, das Beste verleihen, so ein Mensch erlangen könne. Also betete sie, die Jünglinge aber legten sich, nachdem sie geopfert und geschmaust hatten, im Heiligtum selbst zum Schlafen nieder und standen nicht mehr auf, sondern das wurde ihr Ende. Die Argiver aber ließen Standbilder von ihnen machen und weihten sie nach Delphi, in der Überzeugung, daß sie die trefflichsten Männer gewesen seien.

So erteilte denn Solon diesen den zweiten Preis der Glückseligkeit, Kroisos aber rief hitzig: „Aber mein Glück, o Fremdling aus Athen, das wirfst du so weg als ein Nichts, daß du uns nicht einmal so wert hältst wie Leute ohne Amt und Stellung?“ Doch Solon antwortete: „Ich weiß, daß die Gottheit durchaus neidisch ist und gerne Wirrsal stiftet im menschlichen Leben, über das du mich fragst. Denn in der Länge der Zeit muß man gar vieles mit ansehen, was man nicht wünscht, vieles auch erleben. Auf siebenzig Jahre setze ich die Grenze des menschlichen Lebens, diese siebzig Jahre machen 25 200 Tage, Schaltmonate nicht gerechnet. Wenn aber jedes zweite Jahr um einen Monat verlängert werden soll, damit eben die Jahreszeiten stimmen und zur gehörigen Zeit sich einstellen[1], dann gibt das im Lauf der 70 Jahre 35 Schaltmonate, und die Zahl der Tage in diesen Monaten beträgt 1050. Von all diesen Tagen in den 70 Jahren — es sind 26 250 Tage — bringt keiner zum vorhergehenden auch nur *ein* gleiches Ding herzu. So ist also, o Kroisos, der Mensch eitel Zufall. Ich sehe nun wohl, daß du schwer reich bist und auch König über viele Menschen. Aber das, wonach du mich fragst, das sage ich noch nicht von dir, ehe ich erfahren, daß du dein Leben gut vollendet hast. Der schwer reiche Mann ist ja keineswegs glücklicher als der, so von der Hand in den Mund lebt, es sei denn, daß ihm das Schicksal vergönnte, in vollem Wohlstand und gutem Glücke sein Leben zu enden. Denn viele überaus reiche Menschen sind unglücklich, und viele sind bei mäßigem Besitz glücklich. Nun aber hat der, so überreich, aber zugleich unglücklich ist, nur zwei Dinge voraus vor dem, der glücklich ist, dieser aber vor dem Reichen und zugleich Unglücklichen viele. Der erstere ist freilich besser imstande, ein Gelüste zu befriedigen und ein etwa hereinbrechendens schweres Verhängnis zu tragen, der andere aber hat

folgendes voraus: ein Verhängnis zu tragen und ein Gelüste zu befriedigen ist er zwar nicht gleich jenem imstande, allein derlei hält ja sein gutes Glück von ihm fern; dafür aber bleibt er verschont von Gebrechen, Krankheit und Leiden, hat treffliche Kinder und ist von schöner Gestalt. Wenn er nun zu alledem noch sein Leben gut endigen wird, dann ist er jener Mann, den du suchst, und wohl wert, glücklich zu heißen. Bevor er aber geendigt hat, soll man an sich halten und nicht sagen: „er ist glücklich", sondern nur: „es geht ihm gut". Freilich das alles zusammen zu haben, das ist für einen Menschen unmöglich, gleichwie auch kein Land hinreicht, sich selbst alles zu liefern, sondern eines hat es, anderes wieder entbehrt es, welches aber am meisten hat, das ist das beste. So ist auch kein Mensch für seine Person vollkommen, denn das eine hat er, anderes wieder entbehrt er. Wer aber zeitlebens das meiste hat und dann noch ein selig Ende nimmt, der ist in meinen Augen berechtigt, o König, jenen Namen zu erhalten. Bei jeglichem Ding aber gilt es, auf das Ende zu schauen, wie es ablaufen wird: vielen hat ja der Gott das Glück nur gezeigt, um sie dann von Grund aus zu stürzen."

So sprach Solon, doch dem Kroisos redete er gar nicht zu Dank, und er entließ ihn, ohne ihm noch irgendwelche Beachtung zu schenken: denn er kam ihm als ein rechter Tor vor, da er, ohne auf das Glück der Gegenwart zu achten, ihm riet, auf das Ende jedes Dinges zu schauen.

4. ATYS UND ADRASTOS

Nachdem Solon weg war, traf den Kroisos Gottes Rache schwer, vermutlich, weil er sich eingebildet hatte, er sei der glücklichste aller Menschen. Im Schlafe erschien ihm plötzlich ein Traum, der ihm das Leid, das ihn an seinem Sohne treffen sollte, wahrheitsgetreu anzeigte. Er hatte nämlich zwei Söhne, von denen hatte der eine einen körperlichen Schaden — er war taubstumm —, der andere aber, namens Atys, war unter seinen Altersgenossen in allen Stücken bei weitem der erste. Von diesem Atys nun zeigte das Traumgesicht dem Kroisos an, daß er ihn durch eine eiserne Lanzenspitze, die ihn träfe, verlieren würde. Als der König erwachte und sich von dem Traume Rechenschaft gab, erfaßte ihn ein Grauen und er führte seinem Sohne eine Frau zu; und während dieser sonst gewohnt ge-

wesen war, die Lyder im Kriege anzuführen, schickte er ihn jetzt bei keiner Gelegenheit mehr zu solchem Tun aus; auch ließ er Wurfspieße und Lanzen und alles der Art, was die Menschen sonst noch zum Kriege gebrauchen, aus der Männerwohnung wegschaffen und in den Rüstkammern zu Haufen aufbewahren, auf daß kein an der Wand hängendes Stück auf seinen Sohn herabfallen könne. Als nun sein Sohn bereits verheiratet war, kam ein Mann nach Sardes, der in schweres Verhängnis verstrickt und dessen Hände durch Blutschuld befleckt waren, ein Phryger aus königlichem Stamme. Der kam in das Haus des Kroisos und flehte um Entsühnung nach den dort üblichen Bräuchen, und Kroisos entsühnte ihn auch. (Die Entsühnung ist bei den Lydern ganz ähnlich wie bei den Griechen.) Nachdem nun Kroisos die üblichen Bräuche vollzogen hatte, wollte er wissen, woher jener komme und wer er sei, und sprach: „Lieber Mann, wer bist du, und aus welchem Teile Phrygiens bist du hierher an meinen Herd gekommen? Welchen Mann oder welche Frau hast du erschlagen?" Der Fremdling antwortete: „O König, ich bin des Gordios Sohn, des Midas Enkel und heiße Adrastos. Den eigenen Bruder hab ich unabsichtlich erschlagen und bin nun hier, vom Vater vertrieben und aller meiner Habe beraubt." „Da bist du ein Nachkomme befreundeter Männer", erwiderte Kroisos, „und Freunde sind's, zu denen du gekommen bist. Bleibe bei uns, und es soll dir an nichts fehlen. Dieses Unglück aber mußt du so leicht wie möglich tragen, dann wirst du am besten darüber hinwegkommen." Da nahm denn Adrastos seinen Aufenthalt im Hause des Kroisos.

Um diese Zeit trat in der Gegend des mysischen Olymps ein Eber auf, ein gewaltiges Ungetüm, das, aus diesem Gebirge hervorbrechend, die Felder der Myser verwüstete. Wohl rückten die Myser öfter gegen den Eber aus, aber sie konnten ihm nichts antun, während er ihnen übel mitspielte. Und schließlich kamen Boten von den Mysern zu Kroisos und sprachen also: „O König, ein Eber ist in unserem Lande erschienen, ein ganz gewaltiges Ungetüm, das unsere Felder verwüstet, und trotz alles Mutes und Eifers können wir es nicht erlegen. So bitten wir dich also jetzt, gib uns deinen Sohn mit auserlesenen Jünglingen und Hunden mit, auf daß wir das Land von ihm befreien können." Also baten diese. Aber Kroisos gedachte

des Traumes und sprach folgende Worte zu ihnen: „Was meinen Sohn anlangt, so erwähnt ihn nicht mehr, ich würde ihn euch schwerlich mitgeben, denn er ist jung verheiratet, und darauf stehet jetzt sein Sinn. Jedoch auserlesene lydische Jünglinge und die ganze Meute meiner Jagdhunde will ich mitschicken und werde den Ausziehenden anbefehlen, allen Eifer darauf zu verwenden, daß sie mit euch zusammen das Land von dem Tiere befreien.“ So lautete sein Bescheid, und die Myser waren's zufrieden. Da trat Kroisos Sohn ein, der ihre Bitte gehört hatte. Während jedoch der König es abgelehnt hatte, ihnen seinen Sohn mitzugeben, sprach der Jüngling also zu ihm: „Mein Vater, einst war es für uns die herrlichste, edelste Tat, zu Kriegen und Jagden auszuziehen und sich Ruhm zu holen. Jetzt aber hältst du mich von beiden ausgeschlossen und hast doch keinerlei feiges oder verzagtes Wesen bei mir wahrgenommen. Mit welchen Blicken soll ich da den Leuten unter die Augen treten, wenn ich zum Markte gehe oder vom Markte komme? Wie werde ich vor den Bürgern dastehen, wie vor meinem jungen Weibe? Was wird sie von dem Manne denken, mit dem sie hauset? Drum laß mich also entweder zur Jagd ausziehen oder überzeuge mich durch Gründe, daß es besser für mich sei, wenn man's so hält.“ Darauf erwiderte Kroisos: „Mein Sohn, nicht weil ich feiges oder sonst irgend unliebsames Wesen an dir wahrgenommen hätte, handle ich also; nein, ich hatte eine Erscheinung im Schlafe, die zu mir trat und mir ankündigte, daß du nur kurze Zeit leben werdest: eine eiserne Lanzenspitze werde dir Verderben bringen. Diese Erscheinung ist schuld, daß ich deine Hochzeit so eifrig betrieben habe und dich auch nicht zu diesem Unternehmen aussende, denn ich will Wache halten und versuchen, ob ich vielleicht dich mit List durchbringen kann, wenigstens solange ich lebe. Denn siehe, du bist der einzige Sohn, den ich habe, den andern, taubstumm wie er ist, kann ich leider nicht rechnen.“ Darauf erwiderte der Jüngling: „O Vater, es ist allerdings verzeihlich, daß du nach einem solchen Traumgesicht um mich Wache hältst; doch du hast den Traum nicht recht verstanden, und sein wahrer Sinn ist dir nicht aufgegangen, drum laß mich ihn dir deuten. Der Traum, so behauptest du, sage, daß ich von einer eisernen Lanzenspitze umkommen werde. Wo aber hat ein Eber Hände, und wo eine eiserne Spitze, die du so fürchtest?

Ja, wenn er gesagt hätte, daß mir Verderben drohe von einem Zahne oder einem anderen Dinge, so diesem ähnlich ist, dann freilich hättest du so handeln müssen, wie du handelst, so aber heißt es: von einer Lanzenspitze! Da also unser Kampf nicht gegen Männer geht, so laß mich ziehen." Darauf erwiderte Kroisos: „Mein Sohn, deiner Deutung des Traumes muß ich mich fügen. Nun ich also, von dir überwunden, anderen Sinnes geworden, will ich dich auf die Jagd ziehen lassen." Nach diesen Worten ließ aber Kroisos den Phryger Adrastos zu sich kommen und sagte ihm folgendes: „Adrastos, als du von bösem Schicksal, das ich dir nicht zum Vorwurf mache, geschlagen warst, da habe ich dich entsühnt und in mein Haus aufgenommen, wo ich dir allen Unterhalt gewähre. Nun ist es auch deine Schuldigkeit, nachdem ich zuerst Gutes an dir getan, mir mit Gutem zu vergelten; darum bitte ich dich heute, da mein Sohn sich zur Jagd aufmacht, du mögest sein Hüter werden, damit nicht unterwegs etwa Räuber und Bösewichte auftauchen können und er Schaden nehme. Zudem gebührt es sich auch für dich, dahin zu gehen, wo du durch deine Taten Ruhm erwerben kannst, denn so haben's deine Väter gehalten, und so entspricht es überdies deiner Heldenstärke." Darauf antwortete Adrastos: „Mein König, aus anderen Gründen würde ich zu solchem Abenteuer nicht ausziehen, denn wen ein solches Schicksal getroffen, für den schickt es sich weder, sich jungen und glücklichen Gesellen anzuschließen, noch ist es mein eigener Wunsch, und auch vielfache andere Rücksichten würden mich zurückgehalten haben. Nun aber, da du mich antreibest, dem ich doch gefällig sein muß (denn es ist meine Schuldigkeit, dir Gutes mit Gutem zu vergelten), so bin ich bereit dies zu tun, und du darfst erwarten, daß dein Sohn, den zu hüten du mich aufforderst, soviel vom Hüter abhängt, dir unversehrt heimkehre."

Also antwortete Adrastos dem Kroisos. Danach zogen sie ab in Begleitung auserlesener Jünglinge und Hunde. Als sie nun beim Olymposberg ankamen, suchten sie das Untier auf, und wie es gefunden war, umstellten sie's im Kreise und schleuderten ihre Wurfspieße danach. Da nun geschah es, daß der Gastfreund, eben der Adrastos, welchen Kroisos vom Morde entsühnt hatte, da er seinen Speer nach dem Eber warf, diesen verfehlte, dafür aber des Kroisos Sohn traf. So erfüllte dieser, von der Lanzenspitze getroffen, den

Wortlaut des Traumes. Und sogleich lief einer davon, dem Kroisos das Geschehene zu melden, und als er nach Sardes gekommen, zeigte er ihm den Hergang des Kampfes und das Todesgeschick seines Sohnes an. Da war Kroisos vom Tode seines Sohnes tief erschüttert, aber noch leidenschaftlicher wohl empfand er es, daß ihn der Mann getötet, den er selbst vom Morde entsühnt hatte. Außer sich über das Unheil rief er in furchtbaren Worten zu Zeus dem Entsühner und nahm ihn zum Zeugen für das, was ihm der Gastfreund angetan hatte, dann rief er auch zum Gott des häuslichen Herdes und der Freundschaft, mit welchen Benennungen er immer Zeus meinte: den Gott des Herdes rief er, weil er den Fremdling in sein Haus aufgenommen und damit, ohne es zu wissen, den Mörder des eigenen Sohnes ernährt hatte, den der Freundschaft aber, weil er den Mann, den er als Hüter mitgesandt, nun als ärgsten Feind erfunden hätte.

Danach kamen die Lyder und brachten den Toten getragen, hinter ihnen folgte der Mörder. Dieser übergab sich, vor den Leichnam tretend, dem Kroisos, streckte seine Hände gegen ihn aus und forderte ihn auf, er solle ihn noch über dem Leichnam hinschlachten; er erwähnte sein früheres Unglück und wie er jetzt auch noch zu diesem den, der ihn damals entsühnt hatte, zugrunde gerichtet habe: für ihn gebe es kein Weiterleben. Als Kroisos dies hörte, da jammerte ihn des Adrastos trotz des großen Unglücks im eigenen Hause, und er sprach zu ihm: „Mein Freund, du hast eine vollkommene Buße geleistet, da du dich selbst zum Tode verurteilst. Aber nicht du bist in meinen Augen an diesem Unheil schuld, außer daß du unfreiwillig die Tat begangen hast; nein, es war wohl einer der Götter, der mir ja auch schon lange vorher anzeigte, was geschehen sollte.“

Kroisos bestattete nun seinen Sohn, wie es sich geziemte. Aber Adrastos, des Gordios Sohn und des Midas Enkel, der, wie erwähnt, des eigenen Bruders Mörder gewesen und jetzt an dem Entsühner zum Mörder geworden war, ließ es um das Grabmal erst leer von Menschen und stille werden; dann aber trat er in dem Bewußtsein, am schwersten von allen Menschen, die er selbst kannte, vom Schicksal geschlagen zu sein, auf den Hügel und schlachtete sich selbst über dem Grabe des Atys.

5. DES KROISOS AUSGANG

Zwei Jahre lang saß Kroisos, seines Sohnes beraubt, in tiefem Leide. Später aber, als die Herrschaft des Astyages, Kyaxares Sohn, von Kyros, dem Sohne des Kambyses, vernichtet worden war und die persische Macht zunahm, da machten diese Ereignisse der Trauer des Kroisos ein Ende, und er machte sich ernstliche Sorgen, ob er wohl, ehe die Perser zu groß würden, dem Wachstum ihrer Macht Einhalt tun könnte. In solchen Erwägungen stellte er sogleich die Orakel in Hellas und auch das in Libyen auf die Probe, indem er an die einzelnen Stätten Boten schickte, die einen sollten nach Delphi gehen, andere nach Abai[2] in Phokis, andere nach Dodona, wieder andere wurden zu Amphiaraos und zu Trophonios gesandt, und andere zu den Branchiden im milesischen Land. Das waren die griechischen Orakelstätten, zu denen Kroisos um einen Spruch schickte; aber auch nach Afrika zu Ammon[3] schickte er andere Männer, um den Gott zu befragen. So schickte er in der Welt umher, um herauszubringen, was die Orakel wüßten. Stellte sich dann heraus, daß sie die Wahrheit wüßten, so wollte er sie zum andern Mal beschicken und fragen, ob er einen Kriegszug gegen die Perser unternehmen solle. Und den Lydern, die er zur Prüfung der Orakel aussandte, gab er den Auftrag, sie sollten vom Tage ihres Aufbruches aus Sardes an die Tage zählen und am hundertsten Tage, von da an gerechnet, die Orakel aufsuchen und ihnen die Frage vorlegen, was der Lyderkönig Kroisos, des Alyattes Sohn, in diesem Augenblick tue. Dann sollten sie die Bescheide der einzelnen Orakel sich aufschreiben lassen und ihm überbringen. Was nun die übrigen Orakel geantwortet haben, das wird von keiner Seite berichtet, in Delphi aber waren die Lyder kaum ins Innere des Heiligtums eingetreten, um den Gott zu befragen und ihren Auftrag auszurichten, da gab die Pythia in Hexametern folgenden Bescheid:

„Wahrlich ich kenne des Sandkorns Zahl und die Maße des Meeres,
Selber den Stummen versteh ich, vernehme des Schweigenden Sprache.
Duft umschwebt mich soeben, als ob zusammen mit Lammfleisch
Kochte im Kessel das Fleisch der stark umpanzerten Schildkröt',
Erz ist unter den Stücken, es deckt auch Erz sie von oben."

So lautete der Spruch der Pythia. Die Lyder ließen ihn aufschrei-

ben und machten sich damit gleich auf den Rückweg nach Sardes. Als nun auch von allen übrigen Seiten die Gesandten mit ihren Sprüchen eintrafen, da entfaltete Kroisos jedes Schriftstück und beschaute es. Und keines von allen war ihm recht; als er aber den Spruch von Delphi hörte, nahm er ihn sogleich mit frommem Gebete an, und ihm deuchte, das Orakel in Delphi sei das einzige, weil es herausgefunden hatte, was er selber getan. Denn nachdem er die Boten an die Orakelstätten ausgesandt, um anzufragen, hatte er den entscheidenden Tag abgewartet und setzte dann folgendes ins Werk, das man unmöglich so herausfinden und ausdenken konnte: er schlachtete nämlich eine Schildkröte und ein Lamm und kochte selber beide zugleich in einem ehernen Kessel, über den er auch einen ehernen Deckel breitete.

So also lautete der Spruch, den Kroisos aus Delphi empfing. Was nun die Antwort vom Orakel des Amphiaraos anlangt, so weiß ich nicht zu sagen, was dieser den Lydern nach Vollziehung der üblichen Bräuche (nicht einmal davon hat man ja Kunde) für einen Bescheid gegeben hat, nur das weiß ich, daß Kroisos zur Ansicht kam, auch dieser Gott besitze ein untrügliches Orakel.

Danach versuchte Kroisos, den Gott in Delphi durch große Opfer gnädig zu stimmen: es wurden von jeder Art opferbarer Tiere 3000 Stück dargebracht, dazu ließ er vergoldete und versilberte Ruhebetten, goldene Trinkschalen, purpurne Mäntel und Leibröcke zu einem hohen Scheiterhaufen aufschichten und diesen verbrennen in der Hoffnung, den Gott dadurch noch mehr zu gewinnen. Und an alle Lyder erging ein Gebot, jeder solle mit seiner Habe sich am Opfer beteiligen. Und als das Opfer vollendet war, ließ er unermeßlich viel Gold schmelzen und daraus Halbziegel schmieden, an der Langseite sechs, an der Schmalseite drei Handbreiten lang und eine Handbreite hoch, im ganzen hundertundsiebzehn Stück, und zwar vier darunter aus gediegenem Gold, jeden dritthalb Talente[4] schwer, die übrigen Halbziegel aus Weißgold, je zwei Talente schwer. Auch ließ er eines Löwen Bild aus gediegenem Golde verfertigen von zehn Talenten Gewicht.

Als alles fertig war, sandte Kroisos diese Weihgeschenke nach Delphi und dazu noch folgende: zwei gewaltig große Mischkessel, einen aus Gold und einen aus Silber, der goldene ist 8½ Talente und da-

zu noch 12 Minen schwer, der silberne ist so groß, daß er 600 Amphoren[5] faßt, wenn die Delphier ihn jeweils am Erscheinungsfeste[6] zum Mischen des Weines verwenden. Nach ihrer Angabe ist es ein Werk des Theodoros von Samos[7], und auch ich glaube dies, denn er ist offenbar nicht ein Werk des ersten besten. Ferner schickte er vier silberne Fässer hin und zwei Weihwasserkessel, einen aus Silber und einen aus Gold. Noch viele andere Weihgeschenke, die nicht bezeichnet sind, hat Kroisos zugleich mit diesen nach Delphi gesandt, so besonders neben einigen gegossenen, runden Silberwerken ein drei Ellen hohes Bild einer Frau aus Gold, das, wie die Delphier sagen, die Bäckerin des Kroisos vorstelle. Außerdem weihte Kroisos auch noch den Halsschmuck und die Gürtel seiner Frau. Das sind die Geschenke, die er nach Delphi gesandt hat; dem Amphiaraos aber, von dessen Trefflichkeit und Leidensgeschichte[8] er erfahren hatte, weihte er einen Schild und eine Lanze, beide ganz aus massivem Golde, so daß auch der Lanzenschaft gleichermaßen von Gold war.

Die Lyder, welche diese Geschenke in die Tempel bringen sollten, wies der König an, den Orakeln die Frage vorzulegen, „ob Kroisos gegen die Perser ins Feld ziehen und ob er etwa noch ein befreundetes Heer dazu gewinnen solle". Als nun die Lyder, am Ziel ihrer Reise angekommen, die Weihgeschenke dargebracht, befragten sie die Orakel also: „Kroisos, der König der Lyder und anderer Völker, hat, dieweil er sich überzeugt hat, daß dies hier die einzigen wirklichen Orakel auf der Welt sind, euch würdige Geschenke gegeben für eure Enthüllungen; jetzt fragt er euch abermals, ob er gegen die Perser ins Feld ziehen, und ob er etwa noch ein verbündetes Heer dazu gewinnen soll." So lautete ihre Frage, und beider Orakel Antworten liefen auf das gleiche hinaus, denn beide verkündeten dem Kroisos, wenn er gegen die Perser ins Feld ziehe, so werde er ein großes Reich zerstören. Zugleich rieten sie ihm, er solle die Mächtigsten unter den Hellenen ausfindig machen und sie sich zu Freunden gewinnen.

Als nun dem Kroisos die Orakelsprüche überbracht und kundgegeben wurden, freute er sich über die Maßen, und in der sicheren Hoffnung, das Königreich des Kyros zu vernichten, schickte er wiederum nach Delphi und beschenkte die Delphier, deren Zahl er erkundet hatte, Mann für Mann mit zwei Goldstücken. Die Delphier

ihrerseits schenkten dem Kroisos und den Lydern als Gegengabe das Recht, das Orakel außer der Reihe zu befragen, Steuerfreiheit und Ehrenplätze im Theater und auch jedem von ihnen, der es wolle, das Bürgerrecht in Delphi für ewige Zeiten.

Und nach seiner Schenkung an die Delphier befragte Kroisos das Orakel zum dritten Mal, denn nachdem er die Wahrheit des Orakels verkostet hatte, konnte er nicht genug davon bekommen. Und seine Frage lautete diesmal „ob seine Herrschaft lange dauern werde?" Und die Pythia weissagte ihm also:

„Doch wenn über die Meder als König gebietet ein Maultier,
Dann, weichfüßiger Lyder, entfliehe zum kiesigen Hermos,
Halte nicht stand, und scheue dich nicht als Feiger zu gelten."

Als diese Worte einliefen, freute sich Kroisos weitaus am allermeisten, in der Hoffnung, es werde unmöglich ein Maultier an Stelle eines Mannes König der Meder sein, also werde weder er selbst noch seine Nachkommen jemals der Herrschaft verlustig gehen. Alsdann trug er Sorge, nachzuforschen, welches die Mächtigsten der Hellenen seien, die er zu Freunden gewinnen könne, und dabei fand er, daß die Lakedaimonier und die Athener den Vorrang hatten, die einen im dorischen, die andern im jonischen Stamm. Um jene Zeit aber waren die Lakedaimonier im Kriege bei weitem überlegen, und bereits war ihnen auch der größte Teil des Peloponneses unterworfen. Nachdem Kroisos das alles in Erfahrung gebracht hatte, schickte er Boten mit Geschenken nach Sparta, die um die Bundesgenossenschaft der Spartaner werben sollten, und trug ihnen auf, was sie sagen sollten. Die gingen nun hin und sprachen: „Kroisos, der König der Lyder und anderer Völker, der uns geschickt hat, spricht also: ‚Ihr Lakedaimonier, dieweil der Gott mir durch sein Orakel geraten hat, ich soll mir den Griechen zum Freunde gewinnen, ihr aber, wie ich vernehme, in Griechenland voransteht, so rufe ich euch gemäß dem Orakel auf, denn ich bin gewillt, euer Freund und Bundesgenosse zu werden ohne Falschheit und Hinterlist'." Also lautete die Botschaft der Herolde des Kroisos, die Lakedaimonier aber, die auch schon von dem Götterspruch, der dem Kroisos geworden, gehört hatten, freuten sich über die Ankunft der Lyder und schlossen unter Treuschwüren Freundschaft und Bündnis mit ihnen.

Aber Kroisos hatte den Sinn des Orakels verfehlt und wollte einen

Kriegszug nach Kappadokien unternehmen in der Hoffnung, den Kyros und die Macht der Perser zu stürzen. Während er nun mit den Vorbereitungen für den Feldzug gegen die Perser beschäftigt war, gab ein Lyder, namens Sandanis, der auch vorher schon für einen klugen Mann galt, seit diesem Ratschlag aber vollends einen Namen in Lydien hatte, dem Kroisos folgenden Rat: „Mein König, du bereitest dich, gegen Männer zu ziehen, die lederne Hosen tragen, und auch ihr übriger Anzug ist ganz von Leder, und essen nicht, soviel sie wollen, sondern nur, soviel sie haben, denn das Land, das sie bewohnen, ist rauh. Zudem trinken sie auch keinen Wein, sondern sind Wassertrinker und haben nicht einmal Feigen zum Naschwerk noch sonst irgend etwas Gutes. Und wenn du nun siegst, was willst du ihnen, die ja rein nichts haben, nehmen? Zum andern aber, im Falle der Niederlage, bedenke, was du alles verlieren wirst. Denn haben sie erst das Gute bei uns gekostet, so werden sie gar sehr darauf aus sein und sich nicht mehr wegdrängen lassen. Ich für meinen Teil bin den Göttern dankbar, daß sie den Persern nicht in den Sinn legen, gegen die Lyder zu Felde zu ziehen.“ Also sprach Sandanis, doch den Kroisos überzeugte er nicht, vielmehr zog dieser gegen das kappadokische Land, das jenseits des Halysflusses lag und zum Perserreiche gehörte. Als er nun mit seinem Heere den Fluß überschritt und an den Ort kam, der Pteria heißt und die stärkste Feste in Kappadokien ist, da lagerte er sich mit dem Heere und verheerte die Felder der Syrier. Die Stadt Pteria nahm er ein und verkaufte die Bewohner als Sklaven und ebenso machte er es mit den umliegenden Städten, wie er auch die Syrer, die doch unschuldig waren, von Haus und Hof vertrieb.

Kyros aber sammelte sein Heer und zog alle Völker, die das Gebiet bis zur Grenze bewohnten, an sich, um dem Kroisos entgegenzutreten. Bevor er aber mit dem Heere aufbrach, schickte er Herolde zu den Ioniern und versuchte, sie zum Abfall von Kroisos zu bringen; doch die Ionier blieben fest. Als nun Kyros in der Gegend von Pteria angekommen war und sich Kroisos gegenüber gelagert hatte, da versuchten beide daselbst ihre Stärke aneinander gewaltiglich, und war eine harte Schlacht, in der viele auf jeder Seite fielen, bis schließlich die Nacht hereinbrach und die Kämpfenden trennte, ohne daß ein Teil gesiegt hätte. So also verlief der Kampf der beiden Heere.



KROISOS AUF DEM SCHEITERHAUFEN

Kroisos aber war mit der Stärke seines Heeres sehr unzufrieden, — und in der Tat war sein Schlachtheer viel kleiner gewesen als das des Kyros — damit also unzufrieden, zog er, als auch Kyros am folgenden Tage keinen neuen Angriff versuchte, nach Sardes ab. Seine Absicht war, die Ägypter dem Eide gemäß herbeizurufen (denn auch mit Amasis, dem König von Ägypten, hatte er noch früher als mit den Lakedaimoniern ein Bündnis geschlossen), dann auch nach den Babyloniern zu senden (denn auch mit diesen bestand ein Bündnis, ihr Herrscher war um jene Zeit Labynetos), ebenso auch den Lakedaimoniern zu entbieten, sie sollten zur ausgemachten Frist sich einstellen. Wenn er dann alle diese vereinigt hätte und sein eigenes Heer versammelt wäre, so gedachte er, den Winter vorbeigehen zu lassen, und mit dem Frühjahr gegen die Perser zu ziehen. Dies also war seine Meinung. So schickte er denn nach seiner Ankunft in Sardes Herolde an die Bundesgenossen ab mit der Ansage, sie sollten auf den fünften Monat sich in Sardes versammeln. Vom Heere aber, das bei ihm war und sich mit den Persern geschlagen hatte, ließ er alle Söldner auseinandergehen; denn daß Kyros nach so unentschiedenem Kampfe wirklich noch gegen Sardes marschieren könne, der Gedanke kam ihm nicht.

Kyros dagegen, der gleich beim Abzug des Kroisos nach der Schlacht bei Pteria in Erfahrung gebracht hatte, daß dieser vorhabe, sein Heer aufzulösen, fand bei weiterer Überlegung, es sei das richtige für ihn, so schnell er könne, gen Sardes zu marschieren, noch ehe die Macht der Lyder sich zum zweitenmale gesammelt habe. Und wie es ihm richtig schien, so machte er's auch schleunig: er führte sein Heer nach Lydien und war so selbst als Bote zu Kroisos gekommen, der nun freilich, da die Dinge so wider Erwarten und Voraussicht liefen, nicht mehr aus und ein wußte. Trotzdem aber führte er die Lyder in die Schlacht, und war zu dieser Zeit kein Volk in Asien mannhafter und tapferer als das lydische; sie pflegten zu Pferde zu kämpfen, trugen lange Lanzen und waren von Haus aus vortreffliche Reiter.

Die beiden Heere trafen in der Ebene zusammen, die groß und kahl vor der Stadt Sardes liegt. Da nun Kyros die Lyder in Schlachtordnung erblickte, da tat er aus Besorgnis vor ihrer

Reiterei auf Anraten des Meders Harpagos folgendes: alle Kamele, die seinem Heere mit Proviant und anderen Dingen beladen folgten, nahm er zusammen, ließ ihnen die Lasten abnehmen und Männer in Reiterkleidung aufsitzen; nachdem diese alle gerüstet waren, mußten sie vor dem anderen Heere der Reiterei des Kroisos entgegenrücken; hinter den Kamelen sollte dann das Fußvolk kommen, und erst hinter diesem stellte er die gesamte Reiterei auf. Als alle aufgestellt waren, ermahnte er sie, ohne Schonung jeden Lyder, der ihnen in den Weg komme, zu töten, den Kroisos aber dürften sie nicht töten, selbst wenn er sich gegen seine Gefangennahme zur Wehr setze. Das schärfte er ihnen ein. Die Kamele aber stellte er aus dem Grunde der Reiterei gegenüber, weil das Pferd vor dem Kamele scheut und es weder aushält, seine Gestalt zu sehen, noch seinen Geruch zu wittern. Gerade darum also war dies ein kluger Kniff, damit dem Kroisos seine Reiterei nichts nütze, auf die der Lyder doch so besonders stolze Hoffnungen gesetzt hatte. Und wirklich, als die Heere zur Schlacht gegeneinander rückten, hatten die Pferde nicht so bald die Kamele gewittert und zu Gesicht bekommen, als sie kehrt machten, und so war dem Kroisos die Hoffnung vernichtet. Gleichwohl hielten sich die Lyder auch dann nicht feige, sondern sobald sie erkannten, was vorging, sprangen sie von den Pferden und kämpften zu Fuß mit den Persern weiter. Erst nach großen Verlusten auf beiden Seiten wandten sich die Lyder zur Flucht, wurden schließlich in die Feste zurückgedrängt und dort von den Persern belagert.

So sahen sie sich denn eingeschlossen. Kroisos aber vermeinte, die Belagerung werde sich lange hinziehen, und schickte aus der Feste heraus neue Boten an seine Verbündeten. Denn die zuerst ausgesandten sollten die Bundesgenossen auffordern, sich über fünf Monate in Sardes zu versammeln; jetzt schickte er sie aus mit der Bitte um schleunige Hilfe, da er belagert sei. Solche Botschaft sandte er wie zu den anderen Verbündeten, natürlich auch nach Sparta, aber der Herold aus Sardes traf dort mit seiner Bitte um Hilfe ein, während die Spartaner gerade in einen Krieg mit Argos verwickelt waren. Trotzdem waren sie, als der Bote kam, zur Hilfssendung entschlossen. Und schon waren sie mit ihren Rüstungen fertig und Schiffe lagen bereit, da kam eine zweite Botschaft, daß die Feste der

Lyder erobert sei und Kroisos in Gefangenschaft schmachte. Damit war ihren Rüstungen zu ihrem großen Leidwesen ein Ende gesetzt.

Sardes aber wurde folgendermaßen erobert: nachdem sich die Belagerung schon 14 Tage hingezogen hatte, ließ Kyros seinem Heere durch Reiter, die er herumschickte, verkündigen, er werde dem, der zuerst die Mauer ersteige, Geschenke geben. Darauf versuchten es die Krieger, aber ohne Erfolg, so daß die andern das Wagnis aufgaben; aber ein Marder[9], namens Hyroiades, versuchte den Anstieg auf der Seite der Burg, wo kein Wächter aufgestellt war; denn man hegte keinerlei Befürchtung, daß die Burg jemals an dieser Seite erobert werden könne, so schroff und unangreifbar fällt sie dort ab. Nun hatte jener Hyroiades tags zuvor gesehen, wie ein Lyder an dieser Stelle der Burg herabstieg, um seinen Helm, der ihm heruntergerollt war, wieder zu holen; das hatte er wohl bemerkt und sich eingeprägt. Jetzt war er denn selbst dort hinaufgestiegen, und ihm nach versuchten es auch andere von den Persern. Und als so der Anstieg einer ganzen Menge gelungen war, war Sardes genommen, und die ganze Stadt wurde verheert.

Kroisos selbst aber erging es also: er hatte einen Sohn, dessen ich schon früher Erwähnung tat, der sonst ohne Fehl war, aber stumm. In den früheren Zeiten des Glückes hatte Kroisos sonst alles Erdenkliche mit ihm getan und hatte auch Leute nach Delphi gesandt, um das Orakel seinetwegen zu befragen. Und die Pythia hatte ihm folgenden Spruch getan:

„Lyder, du König von vielen, und doch so törichter Kroisos,
Wünsche dir nicht, die Stimme des Sohnes, nach der du dich sehnest,
In dem Palaste zu hören! Es ist dir besser, du hörst sie
Nimmer, denn erstmals spricht er am Tage entsetzlichen Unheils."

Bei der Einnahme der Feste nun kam ein Perser, der den Kroisos nicht erkannte, auf ihn zu und wollte ihn töten, und der König war infolge seines großen Unglücks so stumpf geworden, daß er, wiewohl er jenen auf sich losgehen sah, gleichgültig sich hätte von ihm erschlagen lassen; aber als sein Sohn, eben der Stumme, den Perser auf ihn eindringen sah, da wurde ihm vor Angst und Not die Stimme gelöst, daß er in den Ruf ausbrach: „Mensch, töte den Kroisos nicht!" Das war der erste Laut, den er von sich gab, von da an aber behielt er die Sprache die ganze Zeit seines Lebens.

So hatten also die Perser Sardes in ihre Gewalt bekommen, und Kroisos selbst war ihr Gefangener. Nach einer Herrschaft von vierzehn Jahren und einer Belagerung von ebensoviel Tagen hatte er nach dem Orakel seine eigene große Macht vernichtet. Nun führten ihn die Perser vor Kyros. Der aber ließ einen großen Scheiterhaufen errichten und den Kroisos in Fesseln darauf bringen und zweimal sieben Lyderknaben neben ihn, vielleicht in der Absicht, diese einem unbekannten Gotte als Erstlinge von der Beute darzubringen oder auch um ein Gelübde zu erfüllen; vielleicht hatte er auch von Kroisos gottesfürchtigem Wesen gehört und ihn darum auf den Scheiterhaufen gesetzt, weil er wissen wollte, ob einer der Götter ihn vor dem Schicksal, lebendig verbrannt zu werden, bewahren werde. Also tat Kyros. Dem Kroisos aber sei, als er oben stand, trotz seines großen Unglücks, in den Sinn gekommen, es möchte doch wohl ein Gott dem Solon jenen Ausspruch eingegeben haben, daß keiner der Lebenden glücklich sei. Und in solchen Gedanken habe er nach langem Schweigen aus tiefer Brust gestöhnt und bis zu dreien Malen den Namen „Solon" gerufen. Und Kyros, der es gehört, habe durch die Dolmetscher den Kroisos fragen lassen, wen er damit anrufe, worauf die mit dieser Frage zu ihm hingetreten seien. Kroisos aber habe auf ihre Frage zunächst eine Weile geschwiegen, hernach aber, als man ihn drängte, gesagt: „einen Mann, mit dem ins Gespräch zu kommen mir für alle Herrscher wertvoller deuchte, denn große Schätze." Da sie aber nicht verstanden, was er meinte, fragten sie abermals nach dem Sinn seiner Worte, und drangen in ihn und setzten ihm zu, bis er endlich berichtete, wie vordem Solon aus Athen zu ihm gekommen sei, seinen ganzen Reichtum angeschaut und mit jenen Äußerungen gering geachtet habe, wie ihm ferner alles ganz so abgelaufen sei, wie Solon gesagt, dessen ganze Rede ebenso sehr auf ihn selber gehe, wie auf die ganze Menschheit, und am meisten auf die, so sich selbst für glücklich hielten. Und während Kroisos dies berichtete, war der Scheiterhaufen bereits angesteckt und brannte an den äußersten Enden. Da hörte Kyros von den Dolmetschern die Erzählung des Kroisos und wurde anderen Sinnes in der Erwägung, daß er, selber ein Mensch, einen anderen Menschen, der an Glück ihm nicht nachgestanden, lebend den Flammen übergebe. Dazu wurde ihm vor der Vergeltung bange, und er dachte

daran, daß nichts auf Erden fest stehe, und so befahl er, das brennende Feuer in aller Eile zu löschen und den Kroisos und seine Begleiter herabzuholen. Aber die Diener, die dies versuchten, wurden des Feuers nicht mehr Meister. Da habe Kroisos, so erzählen die Lyder, die Sinnesänderung des Kyros bemerkt, und als er sah, wie sie alle das Feuer zu löschen suchten, aber sein nicht mehr Herr wurden, mit lauter Stimme den Apollo angerufen: wenn er ihn je durch Geschenke erfreut hätte, so möge er ihm jetzt beistehen und aus dieser Not erretten. Und wie er so unter Tränen den Gott angerufen habe, da hätten aus heiterem Himmel und unbewegter Luft sich plötzlich Wolken zusammengeballt, ein Unwetter sei losgebrochen und ein so heftiger Regen niedergegangen, daß der Scheiterhaufen ausgelöscht wurde. Daran habe denn Kyros erkannt, daß Kroisos ein guter Mann und ein Liebling der Götter sei, habe ihn vom Scheiterhaufen herabsteigen lassen und ihm die Frage vorgelegt: „Kroisos, welcher Mensch hat dich dazu beredet, gegen mein Land zu Felde zu ziehen und lieber mein Feind, denn mein Freund zu werden?“ Darauf Kroisos: „O König, das hab' ich getan durch dein gutes und durch mein böses Geschick; Schuld daran aber war der Gott der Griechen: der hat mich zum Feldzug verleitet. So unverständig ist ja niemand, daß er lieber Krieg als Frieden wählte. Denn im Frieden begraben die Söhne ihre Väter, im Krieg aber die Väter ihre Söhne. Aber es mag wohl welchen von den Göttern so gefallen haben, daß dies also gehe.“ So sprach Kroisos. Kyros aber löste seine Fesseln, setzte ihn an seine Seite und ließ ihm alle Fürsorge angedeihen; und sein Anblick erfüllte ihn selbst und alle, die um ihn waren, mit Bewunderung. Und Kroisos konnte dem Kyros manchen Rat geben. Als nun dieser zu ihm sagte: „Kroisos, bitte dir eine Gabe aus, die du sogleich bekommen möchtest“ erwiderte jener: „O Herr, am liebsten wird es mir sein, wenn du erlaubst, daß ich dem Gott der Griechen, den ich geehrt wie keinen der Götter, diese Fesseln sende und ihn befrage, ob es bei ihm Brauch sei, die, so ihm Gutes erweisen, zu betrügen?“ Kyros aber fragte, was er dem Gotte vorzuwerfen habe, daß er auf eine solche Bitte verfalle. Da erzählte ihm Kroisos von all seinen Plänen und den Antworten der Orakel, insbesondere auch von seinen Weihgeschenken, und wie er dann durch den Orakelspruch verleitet den Feldzug gegen die Per-

ser unternommen habe, und endigte seine Erzählung von neuem mit der Bitte, ihm zu erlauben, daß er dem Gotte diese Vorwürfe mache. Da sagte Kyros lachend: „Ja, mein Kroisos, das sei dir gewährt, wie auch alles andere, was du künftig immer begehren magst." Als Kroisos das gehört hatte, schickte er einige Lyder nach Delphi mit dem Auftrag, die Fesseln auf die Schwelle des Tempels zu legen und zu fragen, ob sich der Gott nicht schäme, durch seine Orakel den Kroisos zum Feldzug gegen die Perser verleitet zu haben, da er erwarten durfte, des Kyros Macht zu vernichten, — so aber seien die Erstlinge von der Beute beschaffen, die ihm zugefallen, und dabei sollten sie die Fesseln zeigen. Und sie sollten ferner noch fragen, ob bei den griechischen Göttern Undank Brauch sei?

Als nun die Lyder nach Delphi kamen und ihren Auftrag ausrichteten, habe, so erzählt man, die Pythia also gesprochen: „Dem bestimmten Verhängnis zu entgehen ist unmöglich, selbst für einen Gott. An Kroisos aber hat sich im fünften Geschlecht die Sünde seines Vorfahren erfüllt, der, ein Kriegsknecht der Herakliden, der Tücke eines Weibes nachgebend, seinen Herrn ermordet und dessen Stellung eingenommen hat, die ihm nicht zukam[10]. Wiewohl nun Apollo bemüht war, daß das Unglück von Sardes erst zur Zeit der Söhne des Kroisos und nicht an Kroisos selber sich erfülle, so war er doch nicht imstande, die Schicksalsschwestern abzulenken. Soviel jedoch diese nachgaben, soviel hat er zugunsten des Kroisos fertig gebracht: um drei Jahre nämlich hat er die Eroberung von Sardes hinausgeschoben. So wisse denn Kroisos, daß er drei Jahre später gestürzt ward, als eigentlich vom Schicksal bestimmt war. Und dann ist er ihm auch, als er verbrannt werden sollte, zu Hilfe gekommen. Was aber den Orakelspruch anlangt, so erhebt Kroisos seinen Vorwurf mit Unrecht, denn der Gott sagte ihm vorher, wenn er gegen die Perser ziehe, so werde er ein großes Reich zerstören. Dem gegenüber hätte Kroisos, wenn er gut beraten sein wollte, nochmals schicken und fragen sollen, ob der Gott sein eigenes Reich oder das des Kyros meine. Nun er aber den Spruch nicht erfaßt noch auch wiederum angefragt hat, mag er sich selbst für schuldig erklären. Und so hat er auch das, was ihm Apollo auf seine letzte Anfrage geantwortet hat, das mit dem Maultier, ebensowenig verstanden.

Kyros war ja dieses Maultier, der von zwei Eltern ungleichen Stammes entsproßt war, von einer edleren Mutter und einem geringeren Vater, denn sie war eine Mederin, die Tochter des Mederkönigs Astyages, er aber wohnte als ein Perser und Untertan der Meder der eigenen Herrin bei und stand doch in allen Stücken unter ihr." Das war die Antwort der Pythia an die Lyder, die von diesen nach Sardes gebracht und dem Kroisos ausgerichtet wurde. Und da er sie vernommen, sah er ein, daß die Schuld bei ihm und nicht bei dem Gott liege. —

6. DER MEISTERDIEB

Der Ägypterkönig Rhampsinit besaß, wie man erzählt, solchen Reichtum an Geld, daß keiner der später lebenden Könige ihn überbieten oder auch nur ihm nahe kommen konnte. Um nun seine Schätze in Sicherheit aufbewahren zu können, ließ er sich ein steinernes Gemach erbauen, das nur mit einer Wand an der Außenseite des Palastes lag. Der Baumeister aber hatte mit arger List folgende Vorrichtung ausgedacht: einen Stein in der Wand richtete er so ein, daß zwei Männer oder auch einer ihn mit Leichtigkeit herausnehmen konnten. Als nun die Kammer fertig war, verwahrte der König seine Schätze darin. Nach Verlauf einiger Zeit berief der Baumeister, der sein Ende nahen fühlte, seine beiden Söhne zu sich und erzählte ihnen, wie er für sie gesorgt habe, daß sie reichlich zu leben hätten, und welchen Kunstgriff er beim Bau des königlichen Schatzhauses angebracht hätte. Er beschrieb ihnen alles genau, wie der Stein herauszunehmen sei, unter Angabe der nötigen Maße; wenn sie dies alles beachteten, so fügte er noch bei, würden sie Verwalter des königlichen Schatzes sein. Damit endigte er sein Leben; die Söhne aber machten sich ungesäumt ans Werk, gingen in der Nacht zum Königsschlosse hin, machten den Stein an der Wand ausfindig, der sich auch leicht herausheben ließ, und holten sich eine Menge Schätze heraus.

Als aber der König eines Tages die Schatzkammer öffnete, sah er mit Staunen, daß die Behälter der Schätze nicht ganz voll waren; da aber die Siegel am Eingang unversehrt und die Schatzkammer wohlverschlossen war, wußte er nicht, wem er die Schuld geben sollte. Als er aber bei einer zweiten und dritten Öffnung sah, wie die

Schätze immer weniger wurden (denn die Diebe setzten ihre Beutezüge unentwegt fort), da machte er's also: er ließ Schlingen anfertigen und sie rings um die Behälter, in denen die Schätze waren, anbringen. Nun kamen die Diebe gerade wie vorher, der eine schlüpfte ins Gemach hinein, kaum aber war er auf den Behälter zugegangen, so sah er sich sogleich von der Schlinge gefangen. Als er nun seine üble Lage erkannte, rief er sofort seinen Bruder, klärte ihn über alles auf und sagte, er solle eiligst hereinschlüpfen und ihm den Kopf abschneiden, damit er nicht, wenn man ihn sehe und erkenne, auch noch den Bruder mit verderbe. Und diesem leuchtete die Rede ein, daß er tat, was der andere verlangte; dann fügte er den Stein wieder in die Mauer und ging mit dem Kopfe seines Bruders nach Hause.

Wie es nun Tag ward und der König in die Schatzkammer trat, sah er voll Entsetzen den Leichnam des Diebes ohne Kopf in den Schlingen stecken, und doch war das Gemach unbeschädigt und zeigte weder einen Eingang noch einen Ausschlupf. Und da er sich die Sache nicht erklären konnte, tat er folgendes: er ließ den Leichnam des Diebes an der Mauer aufhängen, stellte Wächter daneben mit dem Befehl, wenn sie jemanden bei diesem Anblick weinen oder jammern sehen, so sollten sie den festnehmen und vor ihn führen. Da nun der Leichnam so aufgehängt war, ging es der Mutter des Diebes sehr zu Herzen, sie besprach sich mit dem überlebenden Sohn und gebot ihm, er müsse es auf irgendeine Art zuwege bringen, den Leichnam seines Bruders herunter zu kriegen und heimzuschaffen; wenn er das nicht tue, werde sie, so drohte sie, selber zum König gehen und ihn anzeigen, daß er die Schätze habe. Als aber die Mutter den überlebenden Sohn so hart anließ, und für all seine Gegenreden taub blieb, ersann dieser folgende List: er säumte Esel auf, belud sie mit Schläuchen voll Wein und trieb sie dann vor sich her. Wie er nun an die Stelle kam, wo die Wächter vor dem aufgehängten Toten standen, zog er an den herabhängenden Zipfeln von zwei oder drei Schläuchen herum, bis sie aufgingen und der Wein davonströmte. Da erhob er ein gewaltiges Geschrei und schlug sich vor den Kopf, als wisse er nicht, zu welchem von den Eseln er sich zuerst wenden sollte. Die Wächter aber hatten kaum den vielen Wein, der da auslief, gesehen, als sie schon mit Töpfen in der Hand auf die Straße rannten, um den verschütteten Wein aufzufangen und als gute Beute

heimzubringen; jener aber schimpfte auf sie ein und tat sehr zornig. Als ihn dann die Wächter zu begütigen suchten, stellte er sich, als ob er ruhiger werde und sein Zorn verrauche, und zuletzt trieb er seine Esel aus dem Wege und schirrte sie wieder zurecht. Da gab denn nun ein Wort das andere, und wie nun einige mit ihm scherzten und ihn zum Lachen brachten, schenkte er ihnen noch einen Schlauch dazu, worauf die Wächter sich ohne weiteres an Ort und Stelle lagerten, um zu zechen, und wollten auch ihn mit dabei haben und sagten, er solle dableiben und mit ihnen trinken; da willigte er denn ein und blieb. Und wie sie ihm beim Umtrunk so freundlich begegneten, gab er ihnen noch einen zweiten Schlauch dazu. Die Wächter ließen sich's brav schmecken, so daß sie, über und über betrunken, schließlich an der Stelle, wo sie gezecht hatten, vom Schlafe übermannt sich hinstreckten. Der Dieb aber konnte nun — es war schon tief in der Nacht — den Leichnam seines Bruders herabnehmen und schor zum Schimpf noch allen Wächtern den rechten Backenbart ab; dann lud er den Leichnam auf die Esel und trieb diese nach Hause. So hatte er erfüllt, was ihm die Mutter geboten.

Als aber dem König gemeldet wurde, der Leichnam des Diebes sei gestohlen, da gebärdete er sich gar zornig, und da er um jeden Preis herausbringen wollte, wer eigentlich hinter all diesen Listen stecke, tat er folgendes, was ich freilich nicht glauben kann: er ließ seine Tochter wie eine Dirne in einer Bude Platz nehmen und gab ihr auf, jeden Besucher ohne Unterschied anzunehmen; doch ehe sie miteinander verkehrten, müsse ihr ein jeder den klügsten und zugleich ruchlosesten Streich seines Lebens erzählen; wenn dann einer die Geschichte von dem Diebe erzähle, den solle sie festhalten und nicht hinauslassen. Als nun die Tochter nach dem Gebot des Vaters tat, merkte der Dieb wohl, worauf das hinauslaufe. Da nahm er sich vor, den König an Verschlagenheit noch zu übertreffen und tat also: er schnitt von einer frischen Leiche den Arm an der Schulter ab und nahm ihn unter dem Mantel mit. So kam er zur Königstochter hinein, und als sie ihm die gleiche Frage vorlegte wie den anderen, erzählte er ihr als seine ruchloseste Tat, daß er seinem Bruder, der im Schatzhaus des Königs sich in einer Schlinge gefangen, den Kopf abgeschlagen habe, als seine schlaueste, daß er die Wächter trunken gemacht und den aufgehängten Leichnam des

Bruders herunter genommen habe. Als sie das hörte, griff sie nach ihm, der Dieb aber streckte ihr im Dunkeln den Arm des Toten hin, den sie erfaßte und festhielt, in der Meinung, seinen Arm festzuhalten. Doch er ließ den Arm fahren und entwischte schnell zur Tür hinaus.

Wie nun vollends dieser Streich dem König hinterbracht wurde, da entsetzte er sich über die Verschlagenheit und Kühnheit des Menschen; zuletzt aber ließ er in alle Städte eine Botschaft ausgehen und verkündigen, in der er dem Diebe Straflosigkeit zusicherte und ihm auch große Belohnung verhieß, wenn er vor sein Angesicht komme. Da faßte auch der Dieb Vertrauen und stellte sich ihm, Rhampsinit aber bewunderte ihn höchlich und gab ihm seine Tochter zur Frau, ihm als dem gescheitesten aller Menschen; denn die Ägypter, meinte er, gingen über die anderen Menschen, der aber noch über die Ägypter.

7. PHEROS

Nach dem Tode des Sesostris, heißt es, sei sein Sohn Pheros König von Ägypten geworden. Der habe sich in keinen Kriegszug eingelassen, aber ihn habe das Unglück getroffen, zu erblinden, und das sei so gekommen: als der Nil damals auf seinen höchsten Stand, nämlich 18 Ellen, gestiegen war und die Felder überflutet hatte, brach ein Sturmwind los, so daß der Fluß hohe Wellen warf. Da habe der König in frevlem Mute eine Lanze genommen und mitten in die Wirbel des Stromes geschleudert — doch kaum getan, sei er an den Augen erkrankt und erblindet.

Zehn Jahre nun sei er blind geblieben, im elften sei ihm eine Weissagung aus der Stadt Buto zugekommen, „die Zeit der Strafe sei abgelaufen, und er könne wieder sehend werden, wenn er sich die Augen mit dem Urin einer Frau wasche, die nur mit ihrem Manne Umgang gehabt und von keinem anderen erkannt worden sei.

Da habe er es erst mit seiner eigenen Frau versucht, danach, als die Sehkraft nicht wiederkam, der Reihe nach mit allen andern. Als er dann schließlich sehend geworden, habe er alle Frauen, mit denen er die Probe gemacht hatte, außer der, durch deren Harn er die Sehkraft wiedererlangt hatte, in einer Stadt zusammengebracht, die noch heute Erythrebolos [d. i. „die rote Scholle"], ge-

nannt wird; und als sie alle dort beisammen waren, habe er sie mitsamt der Stadt verbrannt. Die aber, durch deren Harn er sehend ward, nahm er selbst zur Frau.

Und zum Dank für die Befreiung von seinem Augenleiden stellte er in allen namhaften Heiligtümern Weihgeschenke auf; darunter sind besonders zu nennen die sehenswerten Werke im Tempel des Sonnengottes, zwei steinerne Obelisken, jeder aus einem Stück bei einer Länge von hundert und einer Breite von acht Ellen.

8. AMASIS

Den König Amasis verachteten die Ägypter anfangs und hielten keine großen Stücke auf ihn, denn er war eigentlich ein Mann aus dem Volke gewesen, und zwar aus keinem angesehenen Hause; hernach aber wußte er sie durch schlaues und einsichtiges Wesen zu gewinnen. Unter seinen zahllosen Schätzen hatte er auch ein goldenes Becken, in dem Amasis selbst wie alle seine Gäste immer die Füße wuschen. Dies Becken ließ nun Amasis zerschlagen und ein Götterbild daraus machen, das er am geeignetsten Platze der Stadt aufstellte. Nun gingen die Ägypter zu diesem Bilde und verehrten es höchlich. Als dann der König von diesem Verhalten der Leute erfuhr, rief er die Ägypter zusammen und legte ihnen dar, daß dies Bild aus dem Fußbecken gemacht sei, in das die Ägypter vorher hineingespien und gepißt hätten und hätten ihre Füße darin gewaschen, jetzt dagegen verehrten sie's höchlich. Nunmehr also, fuhr er fort, sei er im gleichen Falle wie das Fußbecken. Denn wenn er auch vorher ein gewöhnlicher Mann gewesen sei, jetzt sei er doch ihr König; und sie sollten ihn ehren und müßten Sorge für ihn tragen. Auf solche Weise gelang es ihm, die Ägypter zu gewinnen, so daß sie es für recht fanden, ihm zu dienen.

Mit seinen Geschäften aber hatte er sich's so eingerichtet: frühmorgens bis zu der Zeit, da der Markt sich füllt, erledigte er eifrig die vorkommenden Geschäfte, von da an aber trank er, verspottete seine Zechgenossen und erging sich in leichtfertigen Scherzen, so daß seine Freunde ein Ärgernis daran nahmen und ihm Vorstellungen machten. „O König," sagten sie, „du hast dich schlecht in der Gewalt und läßt dich allzu niedrig sinken. Ernst müßtest du auf ernstem Throne sitzen und den ganzen Tag deinen Geschäften wid-

men, dann wüßten die Ägypter, daß sie von einem bedeutenden Manne beherrscht werden, und dein Ruf wäre besser. So aber ist dein Benehmen ganz und gar nicht königlich." Hierauf erwiderte Amasis ihnen also: „Wer einen Bogen besitzt, spannt diesen, wenn er ihn gebrauchen muß; doch nach dem Gebrauch spannt er ihn ab. Denn bliebe er die ganze Zeit hindurch gespannt, so würde er zerspringen, so daß man ihn, wenn's Not tut, nicht mehr gebrauchen könnte. So ist eben auch der Mensch beschaffen. Wollte er immerzu ernsthaft arbeiten und sich nicht auch teilweise wieder in Scherzen ausspannen, so würde er unvermerkt entweder ein Narr oder ein Stumpfsinniger werden. Dessen bin ich mir bewußt, und so gebe ich jedem sein Teil." Das war die Antwort, die er seinen Freunden gab.

Es heißt auch von Amasis, er sei, als er noch ein gemeiner Mann war, ein rechter Zechbruder und Spottvogel gewesen, der sich ganz und gar nicht um ernsthafte Dinge kümmerte. Und wenn ihm dann jeweils über dem Trinken und Wohlleben die Mittel ausgingen, so ging er wohl auch umher und verlegte sich aufs Stehlen. Wenn dann die Bestohlenen behaupteten, er habe ihre Sachen, während er jedoch leugnete, so führten sie ihn vor das nächste beste Orakel, das ihnen gerade paßte. Natürlich wurde er in vielen Fällen von dem Orakel überführt, in vielen aber kam er auch durch. Nachdem er nun König geworden, machte er's also: alle Götter, die ihn freigesprochen hatten, daß er kein Dieb sei, um deren Heiligtümer kümmerte er sich nicht und schenkte nichts zu ihrer Ausstattung, ging auch nicht hin, um zu opfern, denn die seien nichts wert und ihre Orakel seien trügerisch. Alle aber, die ihn als Dieb gefaßt hatten, für die hatte er ganz besondere Fürsorge, weil sie in Wahrheit Götter wären und untrügliche Orakel gewährten.

9. KAMBYSES UND PSAMMENIT

Der Perserkönig Kambyses hatte einst Psammenit, den König von Ägypten, besiegt und seine Hauptstadt Memphis erobert. Am zehnten Tage nach der Eroberung wollte er dem Besiegten eine rechte Schmach antun, da mußte dieser mit anderen Ägyptern in der Vorstadt niedersitzen, wo dann Kambyses seine Seelenstärke folgendermaßen auf die Probe stellte: er schickte die Tochter des Königs in Sklavenkleidung mit einem Eimer zum Wasserholen hin-

aus und mit ihr noch andere auserlesene Jungfrauen, Töchter der ersten Männer, in gleicher Tracht wie die Königstochter. Als nun die Jungfrauen unter lautem Jammern und Weinen an ihren Vätern vorbeigingen, da schrien alle laut auf und weinten auch, da sie sahen, wie übel man ihre Kinder behandelte, Psammenit aber blickte hin, sah es wohl und senkte sein Antlitz zur Erde. Als nun die Wasserträgerinnen vorübergegangen waren, schickte Kambyses zum andern den Sohn des Psammenit hinaus mit zweitausend Ägyptern gleichen Alters, und hatten alle einen Strick um den Hals und einen Zaum im Munde. So sah nun Psammenit die Knaben vorübergehen, merkte auch, daß man seinen Sohn zum Tode führe; während aber die andern Ägypter, die dabeisaßen, weinten und außer sich waren, machte er's wieder ebenso wie bei seiner Tochter. Als dann auch diese vorüber waren, traf es sich, daß ein älterer Mann aus der Zahl seiner Trinkgenossen, der um seine ganze Habe gekommen war und nun als ein Bettler die Soldaten um Almosen anging, an Psammenit, dem Sohne des Amasis, und den Ägyptern, die dort in der Vorstadt saßen, vorbeikam. Wie Psammenit den sah, da weinte er laut auf, rief den Freund beim Namen und schlug sein Haupt.

Nun aber waren etliche unter den Wächtern, die alles, was er jedesmal tat, dem Kambyses anzeigten. Der wunderte sich über dies Benehmen, schickte einen Boten und ließ also fragen: „Mein Herr Kambyses fragt dich, o Psammenit, warum du beim Anblick deiner Tochter in so traurigem Aufzug und deines Sohnes auf seinem Todeswege weder geschrien noch geweint hast, den Bettler dagegen, der doch, wie er hört, kein Angehöriger von dir ist, solcher Teilnahme gewürdigt hast?“ So ließ Kambyses fragen; die Antwort aber lautete: „O Sohn des Kyros, mein häusliches Unglück war zu groß zum Weinen, das Leiden des Freundes aber, der an der Schwelle des Alters aus großem Wohlstand heraus an den Bettelstab gekommen ist, das war der Tränen würdig.“

Und da diese Antwort dem Kambyses hinterbracht wurde, dünkte es ihm und allen, die bei ihm waren, wohlgesprochen, und dem Kroisos seien, wie die Ägypter erzählen, die Tränen gekommen (denn auch dieser war dem Kambyses nach Ägypten gefolgt), und ebenso auch den anwesenden Persern; selbst den Kambyses wandelte eine Regung des Mitleids an, und er gab sogleich Befehl, den

Sohn aus der Zahl der zum Tode Bestimmten zu retten und den Psammenit selbst aus der Vorstadt zu ihm zu holen. Den Sohn freilich fanden die Boten nicht mehr am Leben, vielmehr war er zuerst hingerichtet worden; den Psammenit aber hießen sie aufstehen und führten ihn vor Kambyses. Dort verbrachte er fortan sein Leben, ohne ein weiteres Leid zu erfahren.

10. KAMBYSES UND SEINE SCHWESTER

Dem Kambyses war auch seine Schwester nach Ägypten gefolgt, mit der er zusammenlebte, wiewohl sie seine rechte Schwester von beiden Eltern war. Nun war es zwar vor jener Zeit bei den Persern keineswegs bräuchlich, mit den eigenen Schwestern zusammenzuleben, aber Kambyses hatte sich in jene Schwester dermaßen verliebt, daß ihn die Lust anwandelte, sie zu heiraten. Weil aber sein Vorhaben wider den Brauch war, verfuhr er also: er berief die königlichen Richter und legte ihnen die Frage vor: gibt es ein Gesetz, daß jeder beliebige mit seiner Schwester zusammenleben darf? (Die königlichen Richter sind persische Männer, die zu dem Amte auserlesen bleiben bis an ihren Tod, oder bis eine Ungerechtigkeit an ihnen erfunden wird. Diese sprechen den Persern Recht, sind Ausleger der väterlichen Gesetze und sind für alles zuständig.) Auf die Frage des Kambyses nun gaben sie eine gerechte und doch unverfängliche Antwort, indem sie erklärten, sie fänden kein Gesetz, das es gutheiße, wenn ein Bruder mit seiner Schwester zusammenlebe; sie hätten jedoch ein anderes Gesetz gefunden, wonach dem König der Perser freistehe zu tun, was er wolle. So hoben sie aus Furcht vor Kambyses das Gesetz nicht auf, sondern um nicht selbst über der Wahrung des Gesetzes umzukommen, machten sie ein anderes Gesetz ausfindig, das ihm zur Seite stand, wenn er eine seiner Schwestern heiraten wollte. Es heiratete also damals Kambyses die Geliebte; aber schon nach kurzer Zeit nahm er eine andere Schwester zur Frau. Die jüngere war's, die ihm nach Ägypten gefolgt war und dort getötet wurde.

Über ihren Tod aber geht eine doppelte Sage. Die Griechen erzählen, Kambyses habe einmal ein Löwenjunges mit einem jungen Hunde kämpfen lassen, wobei auch diese Frau zugeschaut habe. Wie nun das Hündchen zu unterliegen drohte, habe dessen Bruder,

auch ein junger Hund, sich losgerissen und sei ihm beigesprungen, und es seien dann die Hunde, da sie zu zweit waren, über den jungen Löwen Meister geworden. Und Kambyses habe mit Vergnügen zugeschaut, während die Schwester an seiner Seite weinte. Das war dem Kambyses nicht entgangen, und als er sie fragte, warum sie weine, habe sie geantwortet: beim Anblicke des Hundes, der seinem Bruder geholfen, seien ihr die Tränen gekommen, denn sie habe an Smerdis[11] denken und sich sagen müssen, daß für den kein Helfer aufstehen werde. Um dieses Wortes willen, sagen die Griechen, habe Kambyses sie umgebracht. Die Ägypter aber berichten, die Frau habe, als man bei Tische saß, einen Lattich genommen, ihn ringsum entblättert und dann ihren Mann gefragt, ob der entblätterte oder der volle Lattich schöner sei, und auf seine Antwort: „Der volle", habe sie gesagt: „Und doch hast du einst *diesen* Lattich dir zum Vorbild genommen, als du des Kyros Haus entblättert hast." Da sei er voll Wut aufgesprungen und habe der Schwangeren einen Tritt gegeben, worauf sie an einer vorzeitigen Geburt verstorben sei.

11. KAMBYSES UND PREXASPES

So raste Kambyses gegen seine eigenen Angehörigen, nicht weniger aber auch gegen die übrigen Perser. Zu Prexaspes, der bei ihm in hohen Ehren stand und die Boten vor ihn führte und dessen Sohn sein Mundschenk war, was auch keine kleine Ehre ist, soll er folgendes gesagt haben: „Prexaspes, was bin ich nach der Meinung der Perser für ein Mann, und was für Reden führen sie über mich?" Worauf jener antwortete: „O Herr, in allem übrigen lobt man dich höchlich, nur dem Weine, sagen sie, seiest du zu sehr ergeben." So sagte jener von den Persern, Kambyses aber entgegnete erzürnt: „Jetzt also behaupten die Perser, ich sei dem Weine ergeben und sei von Sinnen und nicht bei Verstand, dann waren also auch ihre früheren Reden nicht wahr." Früher hatte nämlich Kambyses in einer Sitzung die anwesenden Perser und den Kroisos gefragt, was für ein Mann gegen seinen Vater gehalten er nach ihrer Meinung sei, und damals antworteten sie, er sei trefflicher als sein Vater, denn er besitze alles, was jener, und habe noch Ägypten und das Meer dazugewonnen. So hatten die Perser gesprochen; Kroisos aber, der dabeisaß und kein Gefallen an dem Urteil hatte, sprach

also zu Kambyses: „Mir will es allerdings scheinen, daß du deinem Vater nicht gleich bist; denn noch hast du keinen solchen Sohn, wie jener einen in dir hinterlassen hat." Das hörte Kambyses mit Freuden und lobte das Urteil des Kroisos. An dies Lob dachte er also jetzt und sprach zornig zu Prexaspes: „Nun merke wohl, ob die Perser die Wahrheit sagen oder ob sie selbst, so sie solches behaupten, von Sinnen sind. Gesetzt nun, ich träfe diesen deinen Sohn, der hier im Vorhof steht, mitten ins Herz, so ist doch offenbar, daß nichts an dem ist, was die Perser sagen; fehle ich ihn aber, so darfst du behaupten, daß die Perser die Wahrheit reden und ich nicht bei Troste sei." Nach diesen Worten spannte er den Bogen und schoß auf den Knaben, und als der getroffen niederstürzte, gab er Befehl, man solle den Knaben aufschneiden und nach dem Schusse sehen. Und als sich ergab, daß der Pfeil im Herzen stak, sagte er lachend und voll Freude zum Vater des Knaben: „Prexaspes, daß ich nicht rasend bin, wohl aber die Perser von Sinnen sind, das ist traun offenbar geworden. Nun aber sage mir, wen in aller Welt sahst du schon so trefflich schießen?" Worauf Prexaspes, der die Raserei des Mannes sah und für sein Leben fürchtete, antwortete: „Gott selber könnte, wie mich deucht, nicht so gut schießen."

So machte es Kambyses damals; mir aber ist es vollkommen klar, daß er in hohem Grade wahnsinnig war, denn sonst hätte er es nicht gewagt, mit dem, was heilig und bräuchlich ist, seinen Spott zu treiben. Denn wenn man allen Menschen aufgäbe, aus allen Bräuchen sich die besten auszuwählen, so würden jeweils alle nach vorausgegangener Prüfung wieder ihre eigenen wählen, so sehr ist jeder überzeugt, daß die eigenen Bräuche die besten sind. Darum ist nicht anzunehmen, daß ein anderer als ein Wahnsinniger mit solchen Dingen seinen Spott treibt. Daß aber wirklich alle Menschen es mit ihren Bräuchen so halten, das kann man neben vielen anderen Beweisen besonders auch aus folgender Geschichte abnehmen: Dareios berief einmal während seiner Herrschaft die Griechen, so bei ihm waren, und fragte sie, um welchen Preis sie sich wohl dazu verstünden, ihre toten Väter zu verspeisen? Da erklärten sie, um keinen Preis täten sie das. Da berief Dareios die sogenannten Kallatier, einen indischen Stamm, der seine Eltern zu essen pflegt, und fragte sie, in Anwesenheit der Griechen, denen die Antwort verdolmetscht



ORPHEUS

wurde, um welchen Preis sie sich's wohl gefallen ließen, ihre toten Väter zu verbrennen? Da schrien die laut auf und verwahrten sich vor solcher Sünde.

So also hält's die Welt mit dem Brauch, und mir scheint der Dichter Pindar recht zu haben, wenn er sagt, der *Brauch* sei König über alle.

12. DIE FRAU DES INTAPHERNES

Gleich nach der Verschwörung der sieben vornehmen Perser, durch die der falsche Smerdis[13] gestürzt und Dareios auf den Thron erhoben wurde, traf einen der Verschworenen, Intaphernes, das Geschick, daß ihm ein Frevel auf folgende Weise den Tod brachte. Er wollte einst in die Königsburg eintreten, weil er etwas mit dem König zu verhandeln hatte. Nun hatten diejenigen, die zusammen mit Dareios sich gegen den falschen Smerdis erhoben hatten, das Vorrecht, unangemeldet beim König einzutreten, wofern dieser nicht gerade bei einer seiner Frauen war. So hielt es denn Intaphernes nicht für nötig, sich anmelden zu lassen, sondern als einer der Sieben wollte er einfach hineingehen. Allein der Türhüter und der Anmelder ließen es nicht zu und bedeuteten ihm, der König sei eben bei einer seiner Frauen. Intaphernes jedoch vermeinte, sie lögen ihn an, und tat folgendes: er zog seinen Säbel, hieb ihnen Ohren und Nase ab, steckte diese an den Zügel seines Pferdes, schlang ihnen den um den Hals, und schickte sie so weg. Die aber zeigten sich dem König und erzählten ihm den Grund, warum sie solches erlitten hätten. Da bekam Dareios Angst, die Sechs hätten das auf gemeinsame Verabredung getan, ließ also einen nach dem andern vor sich kommen und erforschte ihren Sinn, ob sie mit der Tat einverstanden wären. Da er sich aber überzeugte, daß Intaphernes ohne ihr Einverständnis gehandelt habe, ließ er ihn selbst samt allen seinen Kindern und Verwandten verhaften, in der festen Meinung, daß jener mit seinen Angehörigen einen Anschlag gegen ihn geplant habe, weshalb er sie auch aufgriff und ins Gefängnis warf zur Hinrichtung.

Da ging die Frau des Intaphernes immer hinaus vor das Tor des Königs mit Weinen und Wehklagen; und da sie dies fortwährend tat, bewegte sie das Herz des Dareios zum Mitleid, daß er ihr durch

einen Boten sagen ließ: „Frau, der König Dareios vergönnt dir, einen deiner gefangenen Verwandten zu retten, du darfst wählen, welchen von allen du willst." Darauf ging die mit sich zu Rate und gab folgende Antwort: „Schenkt mir der König nur das Leben eines einzigen, so wähle ich mir den Bruder aus allen heraus." Da Dareios dies erfuhr, wundert' er sich über diese Antwort und ließ ihr sagen: „O Frau, der König fragt dich, was du dabei dachtest, daß du deinen Mann und deine Kinder fahren ließest und deines Bruders Erhaltung vorzogst, der dir doch fremder ist, als deine Kinder und deinem Herzen weniger lieb als dein Mann?" Darauf erwiderte sie: „Einen andern Mann könnte ich, so Gott will, wieder bekommen, und auch andere Kinder, sollte ich diese verlieren; aber da mein Vater und Mutter nicht mehr am Leben sind, so könnte ich auf keine Weise mehr einen andern Bruder bekommen. Das dacht' ich in meinem Sinn, als ich diese Antwort gab."

Und dem Dareios deuchten die Worte der Frau wohlgesprochen, er gab ihr den frei, den sie sich ausgebeten, dazu noch den ältesten Sohn, so viel Freude hatte er an ihr. Die andern aber ließ er alle töten.

13. POLYKRATES

Dem Polykrates, des Aiakes Sohn, war es gelungen, sich zum Herrn von ganz Samos zu machen; darauf schloß er mit Amasis, dem Könige von Ägypten, Gastfreundschaft, schickte ihm Geschenke und empfing von ihm Gegengaben. Und in kurzer Zeit hob sich mit einem Schlage die Macht des Polykrates und war in aller Munde durch ganz Ionien und das übrige Griechenland hin, denn wohin er auch seine Heeresmacht richtete, es ging ihm immer alles glücklich vonstatten. Er hatte hundert Fünfzigruderer und tausend Bogenschützen, mit denen raubte und plünderte er allenthalben ohne Unterschied. Denn auch dem Freunde, sagte er, werde er einen größeren Gefallen erweisen, wenn er ihm wiedergebe, was er genommen, als wenn er ihm überhaupt gar nichts genommen habe. So hatte er ein gut Teil der Inseln erobert und auch viele Städte des Festlandes. Dabei nahm er auch die Lesbier, die mit ihrem ganzen Heere den Milesiern helfen wollten, nach einem Seesieg gefangen, und sie mußten ihm als Gefangene den ganzen Graben rings um die Stadtmauer von Samos ausheben.

Das große Glück des Polykrates blieb wohl auch dem Amasis nicht unbekannt, aber es machte ihm Sorge, und als es immer höher und höher stieg, schrieb er folgenden Brief und sandte ihn nach Samos: „So spricht Amasis zu Polykrates. Wohl ist es erfreulich zu erfahren, daß es einem lieben Gastfreunde wohlgehe, mir aber will dein großes Glück nicht gefallen, denn ich weiß, wie neidisch die Gottheit ist. Und es ist mir wohl lieber für mich selbst wie für alle, so mir am Herzen liegen, wenn nur ein Teil der Unternehmungen glückt, ein anderer wieder scheitert und so die Lebenszeit in wechselnden Umständen verläuft, als durchweg im Glücke. Denn noch von keinem hab' ich gehört und weiß ich, der nicht, nachdem er in allem Glück hatte, zuletzt ein ganz und gar schlimmes Ende genommen hätte. Drum folge mir jetzt und tue einmal also gegen dein Glück: denke nach, was du als dein wertvollstes Gut erkennst, dessen Verlust deinem Herzen am wehesten tun wird; das wirf so von dir, daß es nicht mehr unter Menschen kommen kann. Und falls danach dein Glück noch nicht mit Leid wechselt, so suche weiter auf die von mir angeratene Weise Abhilfe zu schaffen."

Als Polykrates dies gelesen und bedacht hatte, wie gut des Amasis Rat sei, suchte er unter seinen Kleinodien nach, wessen Verlust ihm wohl im Herzen am wehesten tun würde, und da fand er folgendes: er hatte einen goldenen Siegelring mit einem Smaragd, den er immer trug, ein Werk des Theodoros von Samos, des Sohnes des Telekles[13]. Da ihm nun gut dünkte, diesen wegzuwerfen, machte er's also. Er bemannte einen Fünfzigruderer und ging selbst an Bord, dann befahl er in See zu stechen, und als er weit von der Insel weg war, zog er den Siegelring ab und warf ihn vor den Augen aller, die mit auf dem Schiff waren, ins Meer. Danach fuhr er zurück, und als er wieder zu Hause war, fühlte er sich recht unglücklich.

Aber am fünften oder sechsten Tage danach begegnete ihm folgendes. Ein Fischer, der einen großen, schönen Fisch gefangen hatte, wollte dem Herrscher damit ein Geschenk machen. So ging er denn mit dem Fische an die Türe des Palastes und sagte, er wolle den Polykrates sprechen. Da ihm dies gewährt wurde, übergab er ihm den Fisch mit den Worten: „Mein König, den hab ich gefangen und hielt es nicht für recht, ihn auf den Markt zu bringen, wenn ich schon von meiner Hände Arbeit leben muß; nein, ich fand, der

sei deiner wert und deiner Herrlichkeit, so bring ich ihn denn dir zum Geschenke." Worauf Polykrates erfreut über diese Rede antwortete: „Das war recht wohl getan, du verdienst doppelten Dank, für deine Rede wie für deine Gabe, und wir laden dich zum Mahle." Der Fischer, für den dies etwas Großes war, ging nach Hause; die Diener aber schnitten den Fisch auf und fanden in seinem Bauche den Siegelring des Polykrates. Kaum hatten sie den erblickt, so nahmen sie ihn heraus und brachten ihn voll Freude zu Polykrates, und während sie ihm den Siegelring einhändigten, berichteten sie auch, wie er sich gefunden. Und da er vermutete, daß die Sache sich nicht ohne göttliche Fügung so zugetragen, schrieb er den ganzen Verlauf, was er mit dem Ringe gemacht und wie es ihm damit ergangen war, in einen Brief und sandte diesen nach Ägypten.

Als Amasis das Schreiben des Polykrates gelesen hatte, da erkannte er, es sei unmöglich, daß ein Mensch den andern vor einem bevorstehenden Schicksal bewahre, und es werde mit Polykrates, der in allem Glück habe und sogar das Weggeworfene wiederfinde, kein gutes Ende nehmen. Und schickte einen Herold nach Samos und ließ ihm die Gastfreundschaft aufsagen. Dies tat er aber aus dem Grunde, damit, wenn ein furchtbar und gewaltig Geschick den Polykrates ergreife, es ihm nicht in der Seele weh tun müsse um seinen Gastfreund.

Späterhin aber begab sich folgendes: Der Perser Oroites, den Kyros als Statthalter in Sardes eingesetzt hatte, wurde von einem ruchlosen Verlangen erfaßt; ohne daß ihm Polykrates etwas getan oder auch nur mit einem unbedachten Worte ihn gekränkt hätte, ja ohne daß er ihn überhaupt vorher gesehen hatte, begehrte er, ihn in seine Gewalt zu bekommen und zu verderben.

So schickte also Oroites von Magnesia am Maeander, wo er damals saß, den Lyder Myrsos, des Gyges Sohn, mit einer Botschaft nach Samos. Er kannte aber den Sinn des Polykrates, — dieser ist nämlich unseres Wissens der erste Grieche, dessen Sinn auf Seeherrschaft stand, abgesehen von Minos aus Knossos und wer etwa sonst noch vor diesem Herr übers Meer war, aber in der geschichtlichen Zeit ist Polykrates der erste —, und er wiegte sich in großen Hoffnungen, Herr zu werden über Ionien und die Inseln. Weil nun Oroites von diesen seinen Absichten Kenntnis hatte, schickte er

ihm eine Botschaft des Inhalts: „Oroites spricht also zu Polykrates. Ich erfahre, daß du nach großen Dingen trachtest, daß jedoch dein Vermögen nicht mit deinen Gedanken im Einklang steht. Nun aber tue folgendes, so wirst du dich emporbringen und zugleich mich erretten. Der König Kambyses trachtet mir nämlich nach dem Leben, wie man mir ganz sicher meldet. Wenn es dir nun gelingt, mich samt meinen Schätzen herüberzuholen, so sollst du einen Teil davon selber haben, die andern laß mich behalten; dann wirst du dank diesen Schätzen Herr über ganz Hellas werden. Und wenn du mir wegen der Schätze nicht glauben willst, so schicke mir den zuverlässigsten Menschen, den du hast; dem will ich sie zeigen."

Das vernahm Polykrates mit Freuden und war willens darauf einzugehen, und mochte ihn wohl gar sehr nach den Schätzen gelüsten. So schickte er fürs erste einen seiner Bürger, den Maiandrios, des Maiandrios Sohn, der sein Schreiber war; der sollte nachschauen. Oroites aber tat auf die Nachricht, daß jemand zum Nachsehen zu erwarten sei, folgendes: er füllte acht Truhen mit Steinen bis auf ein ganz schmales Stück am Rande, dann breitete er oben Gold über die Steine, schnürte die Truhen wieder zu und hielt sie bereit. Nun kam Maiandrios, sah alles und gab danach dem Polykrates Bericht. Und dieser schickte sich zur Abreise an trotz der dringenden Abmahnungen der Seher wie der Freunde, ja trotzdem auch seine Tochter noch folgendes Traumgesicht hatte: es kam ihr vor, ihr Vater schwebe in der Luft und werde von Zeus gebadet und von Helios gesalbt. Auf diesen Traum hin bot sie alles auf, damit Polykrates nicht zu Oroites reise, ja als er schon an Bord des Fünfzigruderers ging, warnte sie ihn noch mit ahnungsvollen Worten. Da drohte er ihr, wenn er gesund heimkomme, so solle sie noch lange Jungfrau bleiben; sie aber betete, das möge in Erfüllung gehen, lieber wolle sie ja lange Zeit Jungfrau bleiben und dafür den Vater behalten. Doch Polykrates war taub gegen jeden Rat und fuhr zu Oroites, nahm auch viele seiner Gefährten mit, insbesondere den Arzt Demokedes aus Kroton, Sohn des Kalliphon, der zu seiner Zeit der erste in seiner Kunst war. Als aber Polykrates sich in Magnesia einfand, kam er auf elende, weder seiner Person, noch seiner Gesinnung angemessene Weise ums Leben; denn abgesehen von den Herrschern der Syrakusier ist auch nicht einer der übrigen grie-

chischen Fürsten würdig, an großzügigem Wesen mit Polykrates verglichen zu werden. Oroites ließ ihn auf eine nicht wiederzugebende Art umbringen und dann ans Kreuz heften. Von den Begleitern entließ er alle Samier mit der Weisung, sie sollten ihm dankbar sein, da sie nun frei seien; dagegen alle Fremden und Knechte aus dem Gefolge behielt er als Sklaven zurück. So erfüllte sich an Polykrates, da er aufgehängt war, das Traumgesicht seiner Tochter vollständig: denn von Zeus wurde er gebadet, so oft es regnete, und von Helios gesalbt, indem sein eigener Leib Feuchtigkeit ausschwitzte.

Solch ein Ende nahm also das große Glück des Polykrates.

14. GESCHICHTEN VON KYPSELOS UND PERIANDER

Amphion, ein vornehmer Korinther, hatte eine lahme Tochter, mit Namen Labda. Und da keiner der korinthischen Edelleute sie zur Frau haben wollte, so nahm sie Eetion, Echekrates' Sohn, ein Lapithe aus dem Gau Petra. Aber weder von dieser Frau noch von einer andern bekam er Kinder, darum reiste er nach Delphi, um den Gott wegen Nachkommenschaft zu befragen, und gleich beim Eintreten redete ihn die Pythia mit folgenden Worten an:

„Niemand ehret, Eetion, dich, dem Ehre gebühret.
Schwanger ist Labda; sie wird dir gebären den rollenden Felsblock,
Welcher die Fürsten zermalmt und Recht einst schafft in Korinthos.“

Wie die Bakchiaden, die damals in Korinth herrschten, diesen Spruch vernahmen, verstanden sie ihn wohl, hielten sich aber ruhig, entschlossen, das zu erwartende Kind des Eetion umzubringen. Und sobald Labda niederkam, schickten sie zehn aus ihrer Mitte in den Gau, wo Eetion wohnte, die sollten das Kindlein töten. Die kamen nach Petra und traten in die Wohnung des Eetion ein und verlangten nach dem Kindlein. Labda aber ahnte den Grund ihres Kommens nicht, sie glaubte vielmehr, sie verlangten es aus freundschaftlicher Gesinnung für den Vater, so brachte sie's und gab es einem der Männer in die Hände. Nun hatten die unterwegs ausgemacht, der erste, der das Kindlein bekäme, solle es gegen den Boden schleudern. Wie es nun Labda herbeibrachte und ihm übergab, da fügte es die Gottheit, daß das Kindlein den Mann, der es hielt, anlächelte, und als er das sah, da wurde ihm weich ums Herz, daß

er's nicht töten konnte; mitleidig übergab er's dem zweiten, der dem dritten, und so wanderte es bei allen zehn Männern von Arm zu Arm herum, und wollt' es keiner umbringen. So gaben sie denn der Mutter das Kind zurück und gingen wieder hinaus. Wie sie aber vor der Tür standen, da fuhr jeder über den andern mit Vorwürfen her, insbesondere beschuldigten sie den, der das Kind zuerst bekommen hatte, weil er nicht, wie ausgemacht, gehandelt habe, bis sie nach einer Weile beschlossen, wieder hineinzugehen und alle zusammen den Mord auszuführen. Aber es sollte aus Eetions Stamm Unheil für Korinth erwachsen: Labda hatte dicht hinter der Türe gestanden und das alles angehört, jetzt bekam sie Angst, sie möchten andern Sinnes werden, das Kindlein zum zweitenmal nehmen und wirklich töten; da nimmt sie's und verbirgt es am verstecktesten Orte, den sie finden konnte, in einem Mehlkasten, wohl wissend, daß sie, wenn sie umkehrten und sich zum Suchen wieder einstellten, alles durchforschen würden. Und so geschah es auch. Sie kamen und suchten, und da es nicht zum Vorschein kam, beschlossen sie, heimzugehen und den andern, die sie abgesandt, zu sagen, sie hätten alles nach ihrem Auftrage ausgeführt. Und gingen heim und sagten so. Eetions Sohn aber wuchs danach heran, und weil er dieser Gefahr entronnen war, bekam er von der Kypsele [so heißt auf griechisch der Kasten] den Namen Kypselos.

Als aber Kypselos, zum Manne gereift, das Orakel in Delphi befragte, bekam er einen zwiefach günstigen Spruch, der ihn so mutig machte, daß er einen Anschlag auf Korinth wagte und es wirklich gewann. So lautete dieser Spruch:

„Glücklich der Mann, der eintritt heute in meine Behausung,
Kypselos ist es, Eetions Sohn, einst Herr in Korinthos,
Kypselos selbst und die Söhne, doch nimmer die Söhne der Söhne."

Das also war das Orakel. Nachdem aber Kypselos die Herrschaft erlangt hatte, zeigte er sich als einen Mann von der Art, daß er viele Korinther vertrieb, viele ihres Vermögens, noch weit mehr aber des Lebens beraubte.

Nachdem dieser dreißig Jahre geherrscht und sein Leben glücklich beschlossen hatte, wurde sein Sohn Periander sein Nachfolger in der Herrschaft. Nun war Periander anfangs milder als sein Vater; seitdem er aber durch Boten mit Thrasybulos, dem Tyrannen von

Milet, verkehrte, wurde er noch viel blutgieriger als Kypselos. Er hatte nämlich einen Herold an Thrasybul gesandt und fragen lassen, wie er sich wohl die größte Sicherheit schaffen und seine Stadt aufs beste beherrschen könne. Thrasybul führte nun den Boten des Periander vor die Stadt hinaus, bis sie zu einem bebauten Felde kamen. Während er nun durch das Saatfeld hinging, fragte er den korinthischen Herold über den Anlaß und den Zweck seiner Sendung und fing damit immer wieder von vorn an, zugleich riß er immerzu jede hervorragende Ähre, die er sah, ab und warf sie weg, bis er solchermaßen das Saatfeld, gerade wo es am schönsten und üppigsten stand, verdorben hatte. So ging er bis ans Ende des Feldes und entließ dann den Herold ohne ein Wort der Aufklärung. Wie der nun nach Korinth heimgekehrt war, war Periander begierig, den Rat zu vernehmen, doch jener erklärte, Thrasybul habe ihm keinen gegeben; er müsse sich wundern, zu was für einem Mann er ihn da geschickt habe, das sei ja geradezu ein Verrückter, der sein eigen Hab und Gut verderbe, und erzählte, was er von Thrasybul gesehen. Periander aber, der die Sache verstand und begriff, daß Thrasybul ihm riet, die hervorragenden Bürger zu töten, verübte von da an jede Schlechtigkeit gegen die Bürger. Was Kypselos mit Töten und Verbannen noch übriggelassen hatte, mit dem räumte Periander vollends auf.

[Auch seine eigene Frau Melissa hatte Periander im Zorne getötet, und] um dieser Frau willen zog er späterhin allen korinthischen Frauen an einem Tage die Kleider aus. Er hatte nämlich zu den Thesproten an den Acheronfluß Boten ans Totenorakel geschickt wegen eines Pfandes von einem Gastfreunde. Da erschien der Schatten Melissas, und sagte, sie gebe ihm kein Zeichen und keine Auskunft, wo das Pfand liege. Denn sie friere und sei ohne Kleider. Denn die Kleider, die er ihr bei der Bestattung mitgegeben habe, hülfen ihr nichts, da sie nicht mit verbrannt worden seien. Und ein Zeugnis, daß sie die Wahrheit sage, solle ihm dies sein: Periander habe sein Brot in den kalten Ofen geschoben.

Wie nun dies dem Periander hinterbracht wurde (denn das Wahrzeichen war überzeugend für ihn, da er den Leichnam der Melissa beschlafen hatte), ließ er sogleich den öffentlichen Befehl ergehen, alle korinthischen Frauen sollten sich ins Heraheiligtum begeben. Da vermeinten die, es handle sich um ein Fest, und gingen in

ihrem schönsten Schmucke hin, er aber hatte heimlich seine Kriegsknechte aufgestellt und zog ihnen allen, Freien wie Sklavinnen, ohne Unterschied, die Kleider aus, häufte diese in einer Grube auf und verbrannte sie unter Gebeten an Melissa. Und als er danach zum zweiten Male hinsandte, zeigte der Schatten der Melissa ihm den Ort, wo das Pfand des Gastfreundes lag.

Es geschah aber in der Zeit nach der Tötung seiner Frau, daß zu diesem Unglück sich noch ein weiteres gesellte. — Er hatte von Melissa zwei Söhne im Alter von 17 und 18 Jahren. Diese ließ ihr Großvater mütterlicherseits, Prokles, der Beherrscher von Epidauros, zu sich kommen und nahm sie als Kinder seiner Tochter, wie billig war, liebevoll auf. Aber als er sie wieder entließ, sagte er ihnen zum Geleit noch folgendes: „Kinder, wißt ihr auch, wer eure Mutter getötet hat?" Dies Wort blieb auf den Älteren ohne Eindruck, dem Jüngeren aber, mit Namen Lykophron, schnitt diese Rede so sehr ins Herz, daß er, nach Korinth heimgekehrt, seinen Vater als Mörder seiner Mutter nicht anredete, noch auch darauf einging, wenn dieser ein Gespräch mit ihm begann, und auch auf seine Fragen keine Antwort gab. Da übermannte zuletzt den Periander der Zorn, so daß er ihn aus dem Hause stieß.

Hernach fragte er dann den älteren Bruder, was der Großvater eigentlich mit ihnen gesprochen hätte, und der berichtete nur, er habe sie liebevoll aufgenommen; jenes Wortes aber, das Prokles beim Abschied zu ihnen gesprochen, gedachte er nicht, weil es ihm nicht zu Herzen gegangen war. Periander aber behauptete, das könne gar nicht anders sein, jener müsse ihnen etwas zugeraunt haben, und drang mit Fragen in ihn, bis er sich wieder an das Wort erinnerte und es nun auch sagte. Jetzt wußte Periander Bescheid; entschlossen, keine weiche Nachsicht zu zeigen, schickte er einen Boten zu den Leuten, wo der vertriebene Sohn sich aufhielt, und verbot diesen, ihn im Hause zu behalten. Und wie nun dieser so vertrieben in ein anderes Haus ging, ward er jeweils auch aus diesem wieder ausgetrieben, denn Periander schreckte die, so ihn aufnahmen, durch Drohungen und befahl, ihn auszusperren. Also vertrieben suchte er immer wieder ein anderes befreundetes Haus auf, wo er denn, wenn auch mit Ängsten, als Sohn des Periander aufgenommen wurde.

Schließlich ließ aber Periander öffentlich ausrufen: Wer seinen Sohn ins Haus aufnehme oder ihn anrede, der müsse dem Apollo eine fromme Buße entrichten, unter Angabe der bestimmten Summe. Auf diese Ankündigung hin wollte natürlich niemand mehr mit dem Jünglinge reden noch ihn ins Haus aufnehmen; ja auch er nahm sich nicht das Recht, das Verbot zu übertreten, sondern trieb sich hartnäckig in den Säulengängen umher. Am vierten Tag erblickte ihn Periander, ganz verkommen vor Schmutz und Hunger; da jammerte ihn sein, daß er vom Zorne abließ und zu ihm hintrat und ihn anredete: „Mein Sohn, welches ist die bessere Wahl, das Leben, das du jetzt führst oder die Anwartschaft, als ein dem Vater willfähriger Sohn die Herrschaft und die Güter, die ich jetzt habe, zu bekommen? Wie konntest du, der mein Sohn und ein König des gesegneten Korinthos ist, das Leben eines Landstreichers wählen, und im Zorn dich gegen den stellen, gegen den du's am wenigsten durftest? Und wenn wirklich ein Unglück vorgefallen ist, das deinen Verdacht gegen mich erregt hat, so bin ich's, dem dies Unglück zugestoßen ist, und ich trage für meinen Teil um so schwerer daran, weil ich die Tat selbst verübt habe. Du aber hast jetzt erfahren, um wieviel besser es ist, beneidet zu werden, als bemitleidet, zugleich auch, was es heißt, sich vom Zorne gegen die Eltern und die Stärkeren übermannen zu lassen — drum geh wieder nach Hause." Mit diesen Worten suchte ihn Periander zu beschwichtigen, doch jener antwortete dem Vater nichts, als: „Du hast dem Gotte eine fromme Buße zu entrichten, da du mit Lykophron gesprochen hast." Da sah Periander ein, daß er gegen das Elend seines Sohnes ohnmächtig sei und es nicht überwinden könne, so schickte er ihn aus seinen Augen auf einem Schiffe fort nach Kerkyra, das auch zu seinem Reiche gehörte. Danach zog er gegen seinen Schwiegervater Prokles, als den Hauptschuldigen an diesem Unglück, zu Felde und es gelang ihm, Epidauros einzunehmen, und auch den Prokles selbst lebend in seine Gewalt zu bekommen.

Als aber im Laufe der Zeit Periander gealtert war und erkennen mußte, daß er nicht mehr imstande sei, die Geschäfte zu übersehen und zu verwalten, schickte er nach Kerkyra und ließ den Lykophron zurückrufen zur Übernahme der Herrschaft (denn bei dem älteren Sohne sah er dazu keine Möglichkeit und fand ihn offenbar

zu stumpfsinnig dafür). Aber Lykophron würdigte den Überbringer der Botschaft noch nicht einmal einer Gegenrede. Jedoch Periander, der von dem Jüngling nicht lassen konnte, schickte abermals zu ihm, und zwar des Jünglings Schwester, seine eigene Tochter, denn dieser, dachte er, werde er wohl am ehesten folgen. Die kam denn und sagte: „Mein Bruder, willst du lieber, daß die Herrschaft an andere falle und auch des Vaters Vermögen zerrissen werde, als heimkommen und all das selber haben? Kehre nach Hause zurück und höre auf, dich selbst zu strafen. Stolz ist ein schlimmes Gut; heile nicht Schlimmes mit Schlimmem. Viele ziehen die Billigkeit der Gerechtigkeit vor; viele haben schon, die Mutter suchend, den Vater verloren. Herrschaft ist ein gefährlich Ding, das da zahlreiche Liebhaber hat; der Vater aber ist ein Greis, der das Leben hinter sich hat. Gib nicht Fremden das Gut, das dein Eigen ist!" So sprach sie zu ihm in herzbewegenden Worten, wie sie's der Vater gelehrt. Er aber gab die Antwort, er werde nimmer nach Korinth kommen, solange er höre, daß der Vater am Leben sei. Das richtete die Schwester aus; da schickte Periander zum dritten einen Herold ab und war bereit, selbst nach Kerkyra zu gehen, dafür sollte Lykophron nach Korinth kommen und sein Nachfolger in der Herrschaft werden. Da der Sohn darauf einging, so schickte Periander sich an, nach Kerkyra zu fahren, jener aber nach Korinth. Aber als die Kerkyräer davon genaue Kunde bekamen, wollten sie verhindern, daß Periander in ihr Land komme, und töteten den Jüngling.

Dafür rächte sich dann Periander, [indem er dreihundert kerkyräische Knaben, Söhne der ersten Männer, nach Sardes an den König Alyattes schickte zur Verschneidung].

15. ARION

Periander, des Kypselos Sohn, habe auch, so erzählen die Korinther und die Lesbier bestätigen es, das größte Wunder miterlebt, indem Arion aus Methymna auf einem Delphin bei Tainaron ans Land gesetzt worden sei. Er war einer der ersten Sänger jener Zeit, zugleich auch, soweit wir wissen, der erste Mensch, der einen Dithyrambus[14] gedichtet, benannt und in Korinth aufgeführt hat.

Dieser Arion nun, der die meiste Zeit bei Periander zugebracht, bekam, erzählt man, einmal Lust, nach Italien und Sizilien zu fah-

ren. Nachdem er dann dort große Schätze erworben, wollte er wieder von Tarent aus nach Korinth zurückkehren, und weil er zu niemand so viel Zutrauen hatte, wie zu den Korinthern, mietete er dort ein Schiff von korinthischen Männern. Doch als sie die offene See erreicht, faßten diese den bösen Plan, den Arion ins Meer zu werfen und seine Schätze zu behalten; er aber merkte es und flehte sie an, sie möchten ihm das Leben schenken, seine Schätze wolle er ihnen gerne lassen. Allein die Schiffer ließen sich nicht erweichen, sondern geboten ihm, entweder sich selbst zu töten, damit er ein Grab auf dem Lande erlange, oder unverzüglich ins Meer hinauszuspringen. So in die äußerste Not gedrängt, bat Arion sich aus, wenn also ihr Entschluß unabänderlich sei, so möchten sie ihm gestatten, in vollem Schmucke sich aufs Verdeck zu stellen und dort noch ein Lied anzustimmen; wenn er ausgesungen habe, versprach er sich selbst umzubringen. Voll Freude, den trefflichsten Sänger der Welt zu hören, zogen jene sich vom Hinterdeck nach der Mitte des Schiffes zurück. Arion aber legte seinen ganzen Schmuck an und trat, die Leier in der Hand, aufs Verdeck, dort sang er einen Lobgesang auf Apollo nach der „hohen Weise“[15] ganz zu Ende und stürzte sich dann im vollen Schmucke, wie er war, ins Meer. Und darauf fuhren jene nach Korinth weiter; den Sänger aber habe, sagt man, ein Delphin auf den Rücken genommen und nach Tainaron getragen. Dort sei er ans Land gestiegen und in seinem Schmucke nach Korinth gezogen, wo er dann den ganzen Vorfall erzählt habe. Periander habe es aber zuerst nicht recht geglaubt und den Arion in Gewahrsam gehalten und nicht entlassen, zugleich aber auch auf die Schiffer ein Auge gehabt; sobald sie eingetroffen waren, ließ er sie rufen und legte ihnen die Frage vor, ob sie etwas von Arion zu berichten hätten. Da jene nun antworteten, er sei wohlbehalten in Italien, und sie hätten ihn bei gutem Befinden in Tarent verlassen, trat Arion in der Tracht hervor, wie er ins Meer gesprungen war, und da konnten jene, bestürzt und überführt, nicht mehr leugnen. Solches erzählen die Korinther und die Lesbier; auch steht auf Tainaron ein ehernes Weihgeschenk von Arion, nicht gar groß, das einen Menschen auf einem Delphin darstellt[16].

16. DAS WUNDER DER HELENA

Agetos, ein vornehmer Spartaner, hatte eine Frau, die war bei weitem die schönste von allen Frauen in Sparta, dabei war sie aus der häßlichsten die schönste geworden.

Als Kind nämlich war sie gar häßlich anzusehen gewesen, und der Amme ging es nahe, wie sie als reicher Leute Tochter doch so mißgestaltet sei. Als sie dann auch noch merkte, wie die Eltern sich über das Aussehen des Töchterchens grämten, sann sie auf Abhilfe und dachte sich folgendes aus. Sie trug das Kind Tag für Tag in das Heiligtum der Helena, so im sogenannten Therapne oberhalb des Phoebeischen Heiligtums liegt. Dahin trug's die Amme allemal, stellte es vor das Bild der Göttin und betete zu ihr, sie möchte das Kindlein von seiner Häßlichkeit erlösen. Und wirklich eines Tages, erzählt man, sei der Amme beim Weggehen aus dem Heiligtum eine Frau erschienen, die habe sie gefragt, was sie da im Arme trage, worauf sie sagte, ein Kindlein. Da habe die Frau es sehen wollen, die Amme aber habe dies verweigert, denn die Eltern hätten ihr verboten, das Kind irgend jemand sehen zu lassen. Doch die habe durchaus verlangt, sie müsse es ihr zeigen. Da nun die Amme sah, wie angelegentlich es der Frau darum zu tun sei, das Kleine zu sehen, da habe sie's eben endlich gezeigt: die Frau aber habe den Kopf des Kindes gestreichelt und gesagt, es werde die schönste unter allen Frauen Spartas werden. Und von diesem Tage an habe sich ihr Aussehen verändert. Und wie sie herangewachsen war, heiratete sie Agetos, des Alkeides Sohn, [später aber wurde sie die Frau des Königs Ariston und Mutter des Königs Demaratos].

17. ALKMEON VON ATHEN

Die Alkmeoniden, die in Athen von altersher eine glänzende Stellung einnahmen, gewannen seit Alkmeon und dann wieder seit Megakles erst recht an Ansehen. Alkmeon nämlich, des älteren Megakles Sohn, pflegte den Lydern, die von Kroisos aus Sardes an das delphische Orakel gesandt wurden, behilflich zu sein und freundlich an die Hand zu gehen. Von den Lydern, die die Orakel aufsuchten, hatte dann Kroisos seine Verdienste um ihn erfahren und lud den Mann zu sich nach Sardes. Wie er dort hinkam, bewilligte ihm der König so viel Gold zum Geschenk, als er mit seinem eigenen Körper auf

einmal heraustragen könne. So war des Königs Geschenk; Alkmeon aber hatte sich zu diesem Zweck folgendermaßen ausstaffiert: er zog ein großes, weites Gewand an und machte sich daran noch einen tiefen Bausch zurecht und an die Füße zog er hohe Jagdstiefel, die weitesten, die er finden konnte. So angetan ging er in die Schatzkammer, in die man ihn wies. Dort warf er sich auf einen Haufen Goldstaub und stopfte sich zuerst soviel Gold um die Waden, als die Stiefel fassen konnten, danach füllte er den ganzen Bausch des Gewandes mit Gold, sogar die Haupthaare bestreute er ringsum mit Goldstaub, noch anderen nahm er in den Mund. Wie er dann das Schatzhaus verließ, konnte er seine Stiefel kaum schleppen und sah allem eher ähnlich als einem Menschen, denn sein ganzer Mund war vollgestopft und überall aufgeschwollen. Bei diesem Anblick mußte Kroisos lachen und machte ihm nicht nur alles dies zum Geschenk, sondern schenkte ihm dazu obendrein nochmals ebensoviel. So ist der gewaltige Reichtum dieses Hauses erwachsen, und Alkmeon konnte dann einen Rennstall halten und gewann einen Sieg in Olympia.

18. DIE BRAUTWERBUNG DES HIPPOKLEIDES

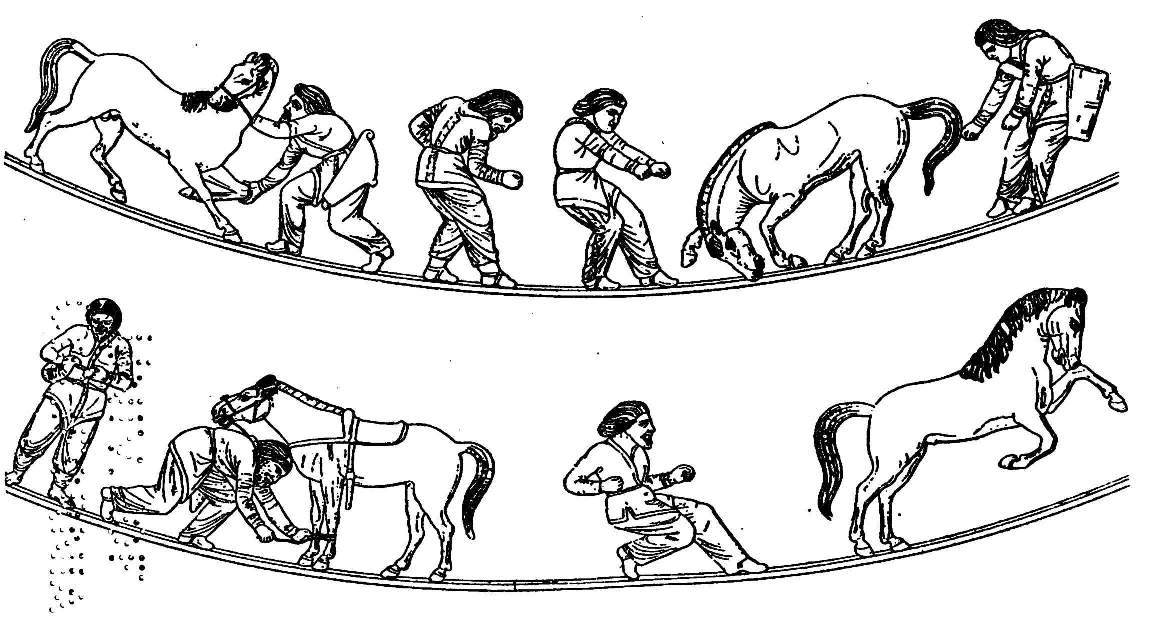
Ein Menschenalter später brachte Kleisthenes, der Tyrann von Sikyon, dies Geschlecht noch weiter in die Höhe, so daß es einen noch größeren Namen in Hellas bekam denn zuvor. Dieser Kleisthenes, Sohn des Aristonymos, Enkel des Myron und Urenkel des Andreas, hatte eine Tochter namens Agariste, für die wollte er den trefflichsten unter allen Hellenen herausfinden, um sie ihm zur Frau zu geben. Darum ließ er bei den olympischen Spielen, in denen damals sein Viergespann siegte, durch den Herold verkündigen: wer von den Hellenen sich würdig erachte, des Kleisthenes Eidam zu werden, der solle innerhalb sechzig Tagen oder auch früher nach Sikyon kommen; in einem Jahre, vom sechzigsten Tage an gerechnet, werde dann Kleisthenes die Hochzeit vollziehen. Da zogen alle Hellenen, die auf sich selbst, wie auf ihr Vaterland stolz waren, als Freier dorthin; und Kleisthenes hatte eigens für sie eine Rennbahn und einen Ringplatz errichten lassen. Von Italien kam da Smindyrides, Hippokrates Sohn, aus Sybaris, der es in weichlicher Üppigkeit allen andern Menschen zuvorgetan hat (Sybaris

war damals in seiner höchsten Blüte), aus Siris Damasos, Sohn des sogenannten weisen Amyris. Die kamen aus Italien; vom ionischen Golf kam Amphimnestos, des Epistrophos Sohn, aus Epidamnos. Der kam vom ionischen Golf. Aus Aetolien kam Males, der Bruder jenes Titormos, der an Körperkraft alle Hellenen übertraf, aber vor der Gemeinschaft der Menschen in die äußersten Winkel Aetoliens geflohen war. Aus dem Peloponnes kam Leokedes, ein Sohn des Pheidon, des Tyrannen von Argos, des Pheidon, der den Peloponnesiern die Maße gemacht hat und der bekanntlich der frevelhafteste aller Hellenen war, also daß er die Kampfrichter der Eleer verjagt und die olympischen Spiele selbst geleitet hat. Dessen Sohn kam und dazu Amiantos, Lykurgos Sohn aus dem arkadischen Trapezus, und aus der Stadt Paios in Azanien Laphanes, Euphorions Sohn, der nach einer in Arkadien umlaufenden Erzählung die Dioskuren als Gäste in seinem Hause beherbergt hatte und von da an alle Menschen gastlich aufnahm, und aus Elis Onomastos, des Aigaios Sohn. Die also kamen aus dem Peloponnes selbst; aus Athen aber kamen Megakles, der Sohn jenes Alkmeon, der bei Kroisos gewesen war, und dann Hippokleides, des Tisandros Sohn, einer der reichsten und schönsten jungen Männer der Stadt. Von dem damals blühenden Eretria kam Lysanias, der war der einzige aus Euboea. Und aus Thessalien kam Diaktorides aus Krannon, aus dem Hause der Skopaden, von den Molossern aber Alkon.

So viel Freier stellten sich ein. Wie diese nun am bestimmten Tag sich versammelten, ließ sich Kleisthenes erst von einem jeden Heimat und Geschlecht sagen; danach behielt er sie ein Jahr lang bei sich und erprobte ihre Mannhaftigkeit, Gemütsart, Bildung und Charakter, indem er mit jedem besonders wie mit allen gemeinsam verkehrte. Die jüngeren unter ihnen führte er auch hinaus auf die Turnplätze; auch stellte er sie, und das war für ihn das Wichtigste, beim gemeinsamen Mahle auf die Probe. Und solange er sie bei sich hatte, gab er sich die ganze Zeit hindurch mit ihnen ab, und bewirtete er sie dabei herrlich. Und am meisten von den Freiern gefielen ihm wohl die, so aus Athen gekommen waren, und von denen gab er wieder dem Hippokleides, Tisandros Sohn, den Vorzug, sowohl wegen seines mannhaften Wesens, wie auch, weil er von Hause aus mit den Kypseliden in Korinth verwandt war.

Als nun der entscheidende Tag für die Hochzeitsfeier und für die Erklärung des Kleisthenes selbst, wen er aus allen wähle, gekommen war, da brachte Kleisthenes ein Opfer von hundert Rindern dar und gab den Freiern, wie auch allen Einwohnern Sikyons, einen festlichen Schmaus. Wie sie nun mit dem Mahle fertig waren, ließen sich die Freier um die Wette in musikalischen und sonstigen Vorträgen hören. Während das Trinken weiterging, rief Hippokleides, der durchaus den Ton angab, dem Flötenspieler zu, er solle ihm eine Tanzweise blasen, und als dies geschah, tanzte er. Und er selbst mochte sich im Tanzen recht wohl gefallen; Kleisthenes aber sah das ganze Treiben mit scheelen Augen an.

Darauf nach einer Weile befahl Hippokleides, man solle einen Tisch hereintragen. Der wurde gebracht, und nun führte er darauf erst spartanische Tänze auf, danach andere und zwar attische, zum dritten aber stellte er sich mit dem Kopf auf den Tisch und hantierte mit den Beinen in der Luft. Schon bei den Tänzen der ersten und zweiten Art wies Kleisthenes mit Abscheu den Gedanken von sich, daß etwa Hippokleides noch sein Eidam werden solle, so schamlos fand er das Getanze; doch hielt er sich noch zurück, um nicht gegen ihn loszubrechen. Wie er ihn aber so mit den Beinen hantieren sah, konnte er sich nicht mehr halten und rief: „O Sohn des Tisandros, nun hast du richtig die Heirat vertanzt!", worauf Hippokleides flugs: „Das ist dem Hippokleides Wurst". Daher kommt diese Redensart. Kleisthenes aber gebot Schweigen und sprach zu ihnen allen also: „Ihr Männer, die ihr um meine Tochter freit, ich muß euch alle loben und möchte, wenn es möglich wäre, gern euch allen gefällig sein und mich weder für einen Auserwählten entscheiden noch die übrigen verwerfen. Aber es ist ja nicht möglich, wo nur für eine Jungfrau die Entscheidung zu treffen ist, nach dem Sinne aller zu handeln; so geb ich denen von euch, die von dieser Heirat Abstand nehmen müssen, je ein Talent Silber zum Geschenke, für den hohen Sinn, der sie antrieb, eine Tochter aus meinem Hause zu freien, und zur Entschädigung für das Fernsein vom Hause. Aber dem Megakles, Alkmeons Sohn, verlobe ich meine Tochter Agariste nach den Gesetzen der Athener." Und nachdem Megakles das Jawort gegeben, war die Heirat von Kleisthenes abgeschlossen.



SKYTHENBILDER

Das war der Hergang bei der Freierwahl; und so wurden die Alkmeoniden berühmt über ganz Hellas hin.

19. VOM URSPRUNG DER SKYTHEN

Die Griechen, so am Schwarzen Meere wohnen, berichten folgendes vom Ursprung der Skythen. Als Herakles die Rinder des Geryones wegtrieb, kam er auch in das Land, das heute die Skythen bewohnen, damals eine menschenleere Wüste. Vom Winter und eisiger Kälte überfallen, wickelte er sich in sein Löwenfell und schlief so ein. Während dieser Zeit aber verschwanden durch göttliche Schickung seine Pferde, die er, ins Joch des Wagens gespannt, hatte weiden lassen. Nach dem Erwachen suchte Herakles die Pferde durchs ganze Land hin und kam schließlich in das sogenannte Waldland „Hylaia" [so hieß ein Landstrich am linken Ufer des heutigen Dnjepr]. Dort fand er in einer Höhle eine Schlangenjungfrau, ein Doppelwesen, das oberhalb des Gesäßes ein Weib, unterhalb eine Schlange war. Verwundert über ihren Anblick fragte er sie, ob sie etwa verlaufene Pferde gesehen hätte, worauf sie erwiderte, sie habe sie selber und werde sie ihm erst zurückgeben, wenn er bei ihr geschlafen habe. Das tat denn Herakles um dieses Lohnes willen; sie aber schob die Rückgabe der Pferde noch weiter hinaus, denn sie wünschte sich des Umgangs mit dem Helden möglichst lange zu erfreuen. Schließlich aber, als er darauf bestand, die Pferde heimzunehmen und abzuziehen, gab sie ihm diese mit den Worten: „Da sind die Pferde, ich habe sie dir, als sie mir zugelaufen waren, gerettet, du aber hast mir den Lohn dafür gewährt, denn ich habe drei Söhne von dir. Nun lehre mich, was ich tun soll, wenn die groß geworden sind. Soll ich sie hier ansiedeln (denn ich allein habe die Gewalt über dieses Land) oder dir zuschicken?" So sagte sie, er aber erwiderte darauf: „Wenn du siehst, daß die Knaben zu Männern erwachsen sind, so wirst du wohl mit folgendem das Richtige treffen. Schaue auf die Söhne, und welcher von ihnen diesen Bogen so spannt und mit diesem Gürtel sich gürtet, den mache zum Bewohner dieses Landes. Welcher aber die von mir anbefohlenen Werke mangelhaft vollbringt, den sende aus dem Lande fort. Wenn du also tust, wirst du selbst Freude haben, und meinen Willen erfüllen." Darauf spannte Herakles den einen seiner Bogen (denn bis dahin trug er zweie), und

wies ihr seinen Gürtel vor, alsdann übergab er ihr den Bogen und den Gürtel, der ganz oben am Schluß eine flache goldene Trinkschale hatte; hierauf zog er ab. Als aber die Söhne, die sie bekam, zu Männern herangewachsen waren, gab sie ihnen Namen, den ältesten nannte sie Agathyrsos, den folgenden Gelonos und den jüngsten Skythes. Dann vollzog sie jenen Auftrag nach der Vorschrift, die sie sich wohl gemerkt hatte. Und in der Tat, zwei von den Söhnen, Agathyrsos und Gelonos, waren nicht imstande, das aufgegebene Stück zu vollbringen, die mußten außer Landes gehen, von der Mutter verstoßen; der jüngste aber, Skythes, brachte es fertig, und verblieb im Lande. Und von Skythes, des Herakles Sohn, stammen alle Könige der Skythen von jeher. Auf jene Trinkschale aber geht es zurück, daß die Skythen bis zum heutigen Tage Schalen am Gürtel tragen.

Dies erzählen die Griechen, so am Schwarzen Meere wohnen.

AUS DEN ALEXANDERGESCHICHTEN DES CHARES VON MYTILENE

20. ODATIS UND ZARIADRES

Hystaspes hatte einen jüngeren Bruder Zariadres, beide waren nach der Sage ihrer Landsleute Söhne der Aphrodite und des Adonis. Hystaspes herrschte über Medien und die angrenzenden Länder, Zariadres über das Land oberhalb der Kaspischen Tore bis zum Don. Über die Marather jenseits dieses Stromes herrschte ein König Homartes, der eine Tochter namens Odatis hatte. Diese erblickte, wie in den Geschichtsbüchern aufgezeichnet ist, einst den Zariadres im Traume und verliebte sich in ihn, und ganz ebenso erging es ihm mit ihr.

Beide verzehrten sich von dem Augenblicke an, da sie die Erscheinung im Traum gesehen hatten, in Sehnsucht nacheinander, denn Odatis war die schönste aller Jungfrauen Asiens, aber auch Zariadres war ein schöner Mann. Nun sandte Zariadres Botschaft an Homartes und warb mit allem Ernste um die Hand der Jungfrau. Homartes aber verweigerte seine Einwilligung, weil er keine Söhne hatte, er wollte sie deshalb einem seiner Verwandten geben. Und bald darauf lud er die Großen seines Reiches, seine Freunde und Verwandten zusammen ein, um die Hochzeit zu feiern, sagte aber

dabei nicht vorher, wem er seine Tochter geben wolle. Als nun das Zechgelage in vollem Gange war, rief der Vater die Odatis in den Kreis der trunkenen Gesellschaft und sagte, so daß alle Gäste es hörten: „Jetzt feiern wir deine Hochzeit, meine Tochter Odatis. Schau dich also hier im Kreise um und betrachte dir alle, dann nimm eine goldene Schale, fülle sie und gib sie, welchem du willst: dessen Frau wirst du werden und seinen Namen tragen." Da blickte sie alle im Kreise an und ging weinend davon; denn sie hatte voll Sehnsucht erwartet, den Zariadres zu erblicken, dem sie Botschaft gesandt hatte, daß ihre Vermählung bevorstehe. Er aber hatte sich aus seinem Heerlager am Don ganz heimlich aufgemacht und den Fluß überschritten, und war niemand bei ihm denn ein Wagenlenker; noch in der Nacht war er aufgebrochen und durcheilte auf seinem Wagen eine große Strecke Landes, gegen achthundert Stadien [140 km] weit. In der Nähe des Dorfes angekommen, in dem die Hochzeitsfeier stattfand, ließ er den Lenker samt dem Wagen irgendwo zurück und zog selbst in skythischer Tracht weiter. So kam er in den Hof, erblickte Odatis, die am Schenktisch stand und unter Tränen langsam den Trank in der Schale mischte, trat zu ihr hin und sagte: „Odatis, so bin ich denn bei dir, wie du gewünscht hast: ich bin Zariadres." Wie sie des schönen fremden Manns gewahr wurde, der dem im Traume Gesehenen so ganz glich, da gab sie hocherfreut ihm die Schale; darauf entführte er die Odatis in Eile, brachte sie zu seinem Wagen und floh mit ihr davon. Die Pagen und Dienerinnen, die um die Liebe ihrer Herrin wußten, waren verschwiegen, und als der Vater von ihnen Auskunft forderte, erklärten sie, sie wüßten nicht, wohin sie sich begeben hätte.

Die Geschichte dieser Liebe ist bei den Barbaren in Asien wohlbekannt und vielbewundert, und in Tempeln und Königshallen so gut wie in Bürgerhäusern finden sich Gemälde, die sie darstellen. Und die meisten Fürsten geben ihren Töchtern den Namen Odatis.

TIMAIOS

21. DER TRINKER MEERFAHRT

In Akragas[1] heißt ein Haus die „Trireme“ [„zum Dreiruderer“], und zwar aus folgendem Grunde. In diesem Hause hatten einige Jünglinge so wacker gezecht, daß sie schließlich sinnlos betrunken waren. Sie glaubten nun im Rausche, sie führen auf einem Schiff und hätten gegen schweren Seegang zu kämpfen. Deshalb warfen sie alle Gefäße und alle Polster zum Fenster hinaus „ins Meer“, denn sie glaubten die Stimme des Steuermanns zu vernehmen, der befahl, man müsse das Schiff möglichst erleichtern. Vor den Fenstern sammelte sich allmählich eine Menge Volks, das alles Hinausgeworfene schleunigst davonschleppte. Aber auch das tat der Raserei der Jünglinge keinen Eintrag. Am andern Tag kamen die Behörden ins Haus, um dem Spektakel nachzuforschen und fanden die Jünglinge gänzlich seekrank am Boden liegen. Auf Befragen erklärten sie, der Sturm habe ihrem Schiff so zugesetzt, daß sie genötigt gewesen seien, alles überflüssige Gepäck ins Meer zu werfen. Als die Beamten noch über die Raserei der Jünglinge ganz verwundert waren, sprach einer, der, wie es schien, von ihnen der Älteste war, also: „O, ihr gebenedeiten Tritonen, ich habe mich vor Angst in der untersten Kammer des Schiffs am Boden versteckt.“ Die Behörden verziehen ihnen nun ihren offenbaren Wahnsinn und wiesen sie nur an, sich nicht weiter so mit Wein voll zu pumpen. Die Jünglinge erklärten, sie würden sich dankbar erweisen. „Wenn wir erst einmal diesen wilden Strudeln entronnen und glücklich in einem Hafen gelandet sind, so werden wir euch, als unsern Rettern, in unserer Vaterstadt auf dem Markte Bildsäulen neben denen der Seegötter errichten. Denn ihr seid im rechten Augenblick erschienen, uns zu retten.“ — Daher hat jenes Haus den Namen die Trireme.

22. VON DER WEICHLICHKEIT DER SYBARITEN

Ein Sybarit ging einst aufs Land. Als er dort die Tagelöhner das Land mit großer Mühe umgraben sah, bekam er vom Zusehen selbst einen Bruch. Als er das einem andern erzählte, sagte der: „Und ich habe allein vom Zuhören schon Seitenstechen.“

Alle Sybariten legten es darauf an, ein lockeres und üppiges Le-

ben zu führen, von ihnen allen aber brachte es doch Smindyrides in der Weichlichkeit am weitesten. Denn einst bettete er sich auf ein Lager von Rosenblättern und schlief die Nacht durch auf ihnen. Am andern Morgen aber behauptete er, er habe von diesem harten Lager Schwielen bekommen.

APPIAN

23. SELEUKOS UND ANTIOCHOS

Antiochos, des Königs Seleukos Sohn, verfiel in Liebe zu Stratonike, seiner Stiefmutter, des Seleukos Gattin, die diesem auch bereits einen Sohn geboren hatte. Da er sich aber des Frevelhaften dieser Leidenschaft bewußt war, tat er keinen Schritt zu ihrer Befriedigung und erklärte sich nicht, sondern lag krank danieder und siechte willig dem Tode entgegen. Auch der hochberühmte Arzt Erasistratos, der gegen sehr hohen Lohn des Seleukos Leibarzt war, konnte die Krankheit zunächst nicht bestimmen. Als er aber festgestellt hatte, daß keine körperliche Störung vorliege, vermutete er ein seelisches Leiden. Denn der Körper empfinde es mit, wenn die Seele krank oder gesund sei. Weiter wußte er, daß man Betrübnis, Zorn und ähnliche Affekte wohl eingesteht, daß aber ein vornehm empfindender Mensch eine Liebesleidenschaft verbirgt. Da nun Antiochos auf alle seine Fragen schwieg, versuchte er insgeheim hinter die Sache zu kommen. Er setzte sich an das Krankenlager und beobachtete, wie die verschiedenen Besuche auf das körperliche Befinden des Kranken einwirkten. Er fand nun, daß bei allen andern Besuchen der Körper stetig, wie schon in der Auflösung begriffen, weiter zu verfallen schien, wenn aber Stratonike kam, um nach Antiochos zu sehen, dann war dieser zwar seelisch infolge der Scham und des Schuldbewußtseins aufs höchste erregt und hüllte sich in Schweigen, sein Körper aber blühte wie in neuer Lebenskraft wieder auf. Ging jedoch Stratonike fort, so versank er wieder in die alte Schwäche.

Da ging er zu Seleukos und sagte ihm: „Dein Sohn ist unheilbar krank!“ Wie nun der König vor Schmerz laut aufschrie, fuhr er fort: „Das Leiden ist Liebe, Liebe zu einer Frau und aussichtslose Liebe.“ Da wunderte sich Seleukos, wie das denkbar sei, daß er, der König

von Asien, nicht eine Frau durch Bitten, Gold und andere Geschenke sollte bestimmen können, diesen seinen herrlichen Sohn zu heiraten. Die ganze Herrschaft gehe ja doch einst auf den über, der jetzt so schwer darnieder liege, ja sie solle zum Dank für seine Errettung ihm sogleich überlassen werden, wenn das gefordert würde. In dieser Zuversicht verlangte er nur noch den Namen dieser merkwürdigen Frau zu wissen. Da sprach Erasistratos: „Er liebt mein Eheweib." „Und du," sagte Seleukos, „der in solchem Maße Gunst und Freundschaft von mir genießt, ein Mann, der an Kunst und Weisheit kaum seinesgleichen hat, du willst mir den jungen königlichen Helden nicht retten? Ihn, den Sohn deines Freundes und deines Königs, ihn, der noch in seinem Unglück die vornehme Gesinnung bewahrt und das Leiden nicht enthüllt, sondern sich lieber selbst den Tod wählt? So wenig liegt dir an Antiochos, so wenig auch an mir selbst, dem Seleukos!" Der Arzt sagte zu seiner Verteidigung das scheinbar unwiderlegliche Wort: „Auch du, der du doch sein Vater bist, würdest dem Antiochos nicht deine Gemahlin abtreten, wenn er diese liebte." Da aber schwur Seleukos bei allen Göttern, die seine Herrschaft stützten, daß er das von freien Stücken und gern tun würde. „So könnte ich ein schönes Beispiel von väterlichem Wohlwollen meinem Sohn gegenüber geben, der züchtig seine Leidenschaft beherrscht und sein trauriges Los nicht verdient." Er führte noch viele ähnliche Reden und war gewissermaßen aufgebracht darüber, daß er nicht selbst der Arzt des Unglücklichen werden könne, sondern dazu des Erasistratos bedürfe. Als nun dieser aus der Erregung des Königs sah, daß es ihm ernst sei und nicht bloß Schauspielerei, da enthüllte er ihm des Sohnes wahre Leidenschaft und erzählte ihm auch, wie er dahinter gekommen sei. Seleukos aber war hocherfreut. Jedoch kostete es ihm viele Mühe, seinen Sohn zu seinem Vorhaben zu überreden und ebensoviele Mühe bei seiner Frau.

Als er sie aber überredet hatte, berief er das Heer zusammen, das schon eine Ahnung hatte von dem, was vorging. Vor diesem zählte er alle seine Taten auf und wie er sich ein größeres Reich geschaffen habe, als alle andern Diadochen. Deshalb falle ihm auch bei seinem Alter die Größe der Herrschaft bereits lästig. „Und darum," fuhr er fort, „will ich das große Reich teilen, damit ihr alle für die

Zukunft unbesorgt sein könnt, und will einen Teil schon jetzt meinen liebsten Freunden geben. Ihr alle aber, die ihr erst durch Alexander und dann durch mich zu solcher Macht und solchem Ansehn erhoben seid, müßt mich dabei in allem unterstützen. Meine liebsten Freunde nun und am meisten der Herrschaft würdig sind unter meinen Kindern mein bereits erwachsener Sohn und dann meine Frau. Sie sind noch jung und werden wohl bald selbst Kinder bekommen, die weitere Stützen für eure Vormachtstellung wären. So verbinde ich sie denn miteinander in eurem Interesse und schicke sie als König und Königin zu den Völkern im Norden meines Reichs. Und es ist kein Gesetz der Perser oder sonstiger Barbarenvölker, das ich euch jetzt verkünde, sondern ein allgemein gültiges: was der König gebietet, ist immer gerecht." So sprach er. Das Heer aber begrüßte ihn mit jubelnden Zurufen als den größten aller Könige nach Alexander und den besten aller Väter.

Nachdem dann Seleukos der Stratonike und seinem Sohn die gleichen Weisungen erteilt hatte, schloß er ihre Ehe und schickte sie in ihr Königreich. Und damit hat er eine Tat vollbracht, die gewaltiger ist und rühmenswerter als alle seine Kriegstaten.

LEGENDEN UND BALLADEN VON BAKCHYLIDES

I. KROISOS

Ja, dreimal glücklich preise ich Hieron,
dem Zeus, der Mächtige, gnädig verliehen
das herrlichste Reich hellenischer Zunge.
Denn er versteht es, die Berge des Reichtums
Nicht neidisch in dunkle Schleier zu hüllen.
Es drängt am Festtag opfernd zum Tempel sich
das Volk, es wogt in den Straßen die Gästeschar,
und glänzend spiegelnd bricht sich die Sonne
im Gold der herrlichen Weihgeschenke,
die vor dem Tempel im tiefen Haine
des Phöbos stehen, wo die kastalische
Quelle die Delpher fromm behüten.
O spendet, spendet dem Gotte Gaben!
Schöneren Reichtum gibt es nimmer.
So hat der rossezähmenden Lyder
Beherrscher einst, den Kroisos, Apollo,
der Bogenträger, gnädig errettet,
als, wie's im Rat der Götter beschlossen,
am Schicksalstage die Perserheere
die ragende Burg von Sardes stürmten.
Als dieser Tag, der nimmer erhoffte,
erschienen war, beschloß er die Knechtschaft,
die tränenreiche, nicht zu ertragen.
Im Hof des ehernen Herrscherhauses
befahl er den Holzstoß aufzutürmen
und mit der trauten Gattin, den
schönlockigen Töchtern stieg er hinauf nun.
Die Hände zum hohen Himmel breitend
rief laut er aus: „Allwaltender Dämon,
wo bleibt der Dank der Götter? Apollo,
wo deine Macht? Es liegen in Pytho[1]
gehäuft die goldnen Opfergaben,
die seit den Tagen des Alyattes

Aus Furtwängler-Reichhold, Griech. Vasenmalerei
Verlag von F. Bruckmann A. G., München



THESEUS BEI AMPHITRITE

in frommem Sinne die Väter weihten.
Und nun? dem Perser dienet die Lyderstadt,
von Blut gerötet rauscht der Paktolos.
Unziemlich zerrt der Perser die Frauen
fort aus den festgefugten Gemächern,
das sonst Verhaßte ist jetzt willkommen,
sei, Tod, gepriesen!"
Er sprach's und winkte dem Habrobates,
den holzgefügten Bau zu entzünden.
Aufschrien die Mädchen und streckten die Hände
verzweifelnd empor zur lieben Mutter.
Nie scheint der Tod den Menschen verhaßter,
als wenn er sichtbar an uns herantritt.
Doch wie des Feuers lodernde Gluten
hell auf nun sprühten — siehe, da türmte
Zeus rings schwarzschattende Wände von Wolken —
und löschte in Fluten die rötliche Lohe.
Wo Götter walten, ist nichts unglaublich.
Apollo, der Herr von Delos, entrückte
in ferne Lande den greisen König
mitsamt der Schar schlankfüßiger Mädchen.
So fand den Lohn der frommen Gesinnung,
der mehr als einer der Sterblichen Gaben
gesandt nach Pythos heiliger Stätte.

2. DES THESEUS MEERFAHRT[2]

Durchs kretische Meer hin rauschte des Schiffes
blaustrahlender Bug. Den Theseus trug es
und sieben Paare ionischer Jugend.
Gewaltig fielen die nördlichen Winde
ins weithinleuchtende Segel, sie sandte
die herrliche, kampfesfrohe Athena.

Da plötzlich ergriffen die Gluten der Kypris,
der anmutreichen, das Herz des Minos,
so daß er die Hand von der weißen Wange
des lieblichen Mädchens nicht lassen mochte.

Da rief Eriboia den Enkel Pandions,
den Helden an, im ehernen Panzer.
Und Theseus sah es mit finsteren Blicken;
ein heftiger Schmerz durchzuckte das Herz ihm.
Er sprach: „Du Sohn des Zeus, des gewaltigen,
du lenkst nicht mehr im Zaum der Zucht
die rasche Begierde. Von schnöder Gewalttat
laß ab, o Held! Was die mächtigen Götter,
die Wage des Rechts uns zugewogen —
wir werden's erfüllen am Tage des Schicksals
Doch bändige du die gemeine Begierde!
Wenn dich, dem Zeus am Gipfel des Ida
in Liebe sich nahend, die Tochter Phönikiens
gebar als herrlichsten unter den Helden,
so hat dem Gotte des Meeres Poseidon
mich Pittheus' liebliche Tochter geboren,
und Nereus' dunkelgelockte Töchter
brachten der Braut einen goldenen Schleier.
Deshalb gebiete ich: König von Knossos,
hemme die Lust, daß sie Leid nicht schaffe.
Nicht länger begehr' ich das liebliche Licht
des Tages zu schauen, wenn du dich vergreifest
an einem der Kinder. Ich weise dir lieber
die Kraft meiner Arme. Ein Gott entscheide!"

So sprach der speergewaltige Jüngling.
Die Schiffer staunten über des Helden
trotzige Kühnheit. Aber der Eidam
des Phoibos ergrimmte, und ränkesinnend
begann er: „Erhöre mich, o gewaltiger
Allvater Zeus! Wenn anders in Wahrheit
von dir mich einst die weißarmige Tochter
Phönikiens geboren — wohlan, so sende
mir jetzt vom Himmel ein deutliches Zeichen:
die flammende Ähre des zuckenden Blitzes!
Und wenn dich einst die trözenische Aithra
dem Erderschüttrer Poseidon geboren,

sieh hier den Ring, den Schmuck meines Fingers:
Auf, stürz dich hinab in das Reich des Vaters
und hole zurück aus Meerestiefen
den leuchtenden Schmuck! Gleich wirst du erfahren,
ob meinem Gebete Gewährung schenke
der Gott der Blitze, der Allbeherrscher."

Und Zeus erhörte, der Herr der Welten,
den verwegenen Wunsch. Er wollte dem Sohne
vor aller Augen die Ehre geben
und sandte den Blitz. Mit fröhlichem Mute
sah jener das Wunder und hob frohlockend
zum Himmel die Hände, der reisige Held.
„Nun, Theseus," sprach er, „du siehst hier deutlich
des Zeus Geschenk. Jetzt stürze hinunter
ins brausende Meer, damit der Kronide,
dein Vater Poseidon, dir Ruhm bereite,
so weit die Erde mit Bäumen bedeckt ist."

Er sprach's. Und Theseus wankte mit nichten.
Zur festen Brüstung trat er und schwang sich
hinab in die Tiefe, sanft empfangen
vom grünen Walde der Meereswogen.
Da freute sich Minos und weiter zu steuern
befahl er das Schiff mit dem günstigen Winde.
Doch anders waren die Wege des Schicksals.

Wohl schoß in raschem Fluge das Fahrzeug
dahin, denn mächtig wehte der Nordwind —
es zagte die Schar der Athenerkinder,
da rasch der Held in die Fluten hinabsprang:
sie sahen dem bittersten Lose entgegen.
Doch sicher trugen den Helden Theseus
hinab die Delphine, die Meerbewohner,
ins Haus des Vaters, des Rossegebieters.
Er trat in die Halle der Götter. Doch wie er
des Nereus liebliche Kinder, die hehren
Meermaide, sah, da schrak er zusammen.

Denn heller Glanz umstrahlte die Glieder
wie leuchtendes Feuer, und durch die Locken
wehten goldgeflochtene Bänder.
Sie wandten fröhlich im Tanze die schönen
geschmeidigen Glieder. Er sah des Vaters
liebe Gemahlin, die mächtigen Augen
der Amphitrite im schönen Palast.
Sie hüllte in einen Purpurmantel
den Knaben und drückte in seine Locken
ihm einen Kranz tiefglühender Rosen,
die Wundergabe, die Aphrodite
ihr selbst gespendet am Hochzeitstage.

Verständigem Sinne ist nichts unglaublich,
was Götter bewirken: neben dem schlanken
Buge des Schiffes erschien er wieder.
Ha, wie da plötzlich die stolzen Träume
des Herrn von Knossos zu nichts zerstoben,
als unbenetzt, ein Wunder für alle,
der Held den Wassern entstieg. Es strahlten
von seinem Leibe die Gaben der Götter.
Ihm jubelten zu von bunten Sitzen
in frischer Freude die Mädchen, und brausend
wogte die See. Die Knaben erhoben
um ihn mit lieblicher Stimme den Päan[8].

Doch du, Apollo, am Reigen der Koer
erfreue dein Herz und sende uns allen
vom Sitze der Götter herrliches Glück!

3. HERAKLES UND MELEAGER IM HADES

. . . Den preis ich glücklich, dem der Götter Huld
am Schönen Anteil gab, der viel beneidet
in Reichtums Fülle lebt: denn volles Glück
ward keinem Sterblichen zuteil.
So mußte auch des Zeus gewalt'ger Sohn,
der aller Städte Tore siegreich brach,
ins Reich der lieblichen Persephone

hinuntersteigen, um den Höllenhund,
ihn, der Echidna[4] scharfgezahnte Brut,
heraufzuholen. Da erschaute er
am Ufer des Kokytos[5] der unglücklichen
verstorbnen Menschen Seelen. Wie der Wind
die Blätter wirbelt auf des Ida Triften,
so schwankten sie einher.

Doch mächtig stand
Meleagers Bild, des kühnen Lanzenschwingers,
in ihrem Kreis. Alkmenens starker Sohn
sah seiner Waffen Glanz. Hellklirrend zog
die Sehne er am Bogen fest, er schob
den Deckel fort vom Köcher und entnahm
aus ihm den schweren, erzgespitzten Pfeil.
Doch Meleagers Schattenbild trat vor
und sprach, ihn wohl erkennend: „Sohn des Zeus,
besänftige deinen Grimm und halte ein!
Entsende nicht den bittern Pfeil umsonst
auf eines Toten Schatten! Fürchte nichts!"
Und staunend rief der Sohn Amphitryons:
„Sprich, welcher Gott, sprich, welcher Mensch erzeugte
so wunderbaren Sproß? In welchem Land
wardst du geboren? Wer hat dich gefällt?
Auch diesen treibt der schönen Hera Groll
nun gegen mich? Drum, blonde Pallas, hilf!"

Da brach in Tränen Meleager aus:
„Ach ganz vergebens sucht der schwache Mensch
der Götter Sinn zu wenden! Hätte sonst
mein Vater Oineus nicht, der reisige,
den Zorn der hehren Artemis besänftigt,
der weißgearmten, blütenkranzgeschmückten?
Er brachte Hunderte von Ziegen ihr
und starker Stiere rötlichbraune Rücken
zum Opfer dar. Doch unversöhnten Grolls
entsandte sie ins liebliche Gefild
von Kalydon des wüsten Ebers Wut

den unbezwungenen, gräßlich rasenden.
Der wilden Kraft vertrauend, mähte er
mit seinen Hauern unsre Reben nieder,
die Herden samt den Hirten, die ihm nahten.
Doch wir bestanden ihn in grimmer Fehde.
Sechs Tage kämpften ohne Unterlaß
die besten Helden des gesamten Hellas.
Wie endlich uns der Gott den Sieg verlieh,
begruben wir die Wackern, die der Eber
mit Wutgebrüll anstürmend, hingestreckt,
auch Agelaos, meiner Brüder besten,
den in des Oineus herrlichem Palast
Althaia, meine Mutter, ihm geboren.

Doch weiter rast der grimmen Gottheit Fluch,
und weitre Opfer fordert Artemis.
Denn um des Ebers dunkelbraunes Fell
begann ein heißer Kampf mit den Kureten.
Es kennt der wilde Ares im Gewühl
des Kampfes Freund ja nicht von Feind.
Blind fahren die Geschosse in die Reihen
der Streiter: wen der Gott erkürt, der fällt.
Und so erschlug im Kampf ich Iphikles
und Aphareus, der Mutter hurtige Brüder.
Doch dies bedachte meine Mutter nicht,
des Thestios kluge Tochter. Harten Sinns,
zu jeder Tat bereit, beschloß sie mir
den Untergang, das unglückselige Weib.
Rasch aus der Truhe langte sie das Scheit,
an das die Parze einst mein Lebenslos
geknüpft — und in des Herdes Flammen warf
sie es mit lautem Schrei.
Ich zog den Speer
gerade aus der Brust des Klymenos,
den ich vor Pleurons Feste hingestreckt, —
da riß der Lebensfaden ab. Ich fühlte,
wie meine Kraft dahinschwand und vergoß

die letzten Tränen, von dem Leben scheidend
und meiner Jugend kurzen Traum beklagend."

Das war das einzige Mal, so sagen sie,
daß Herakles, dem Recken ohne Furcht,
die Wimper feucht ward. So erbarmte ihn
des Helden traurig Schicksal. Und er sprach:
„Niemals geboren werden, nie das Licht
der Sonne schaun zu müssen — ja, das wäre
von allen noch das beste Menschenlos.
Jedoch: das Klagen ändert kein Geschick,
laß uns der Zukunft denken! Sprich, erwuchs
in deines kriegsberühmten Vaters Haus,
dir eine Schwester, die noch unvermählt
und dir an Wuchse ähnlich ist? Zur Gattin,
zur vielgepries'nen, möcht ich die erwählen."

Und Meleagers stolze Seele sprach:
„Es weilt daheim die schöne Deianeira,
in frischer Jugend lieblich aufgeblüht.
Noch hat der Aphrodite süßer Zauber
ihr kindlich Herz nicht angerührt." —

Hier hemme deines Liedes stolze Bahn,
weißarmige Kalliope[6], und singe
zum Preise nun des Göttervaters Zeus....

4. DEIANEIRA[7]

...
Nun deckt die Asche mit trübem Grau
Oichalias ragenden Wunderbau,
und stolzen Schrittes zieht davon
der Held, Amphitryons mutiger Sohn.
Er steigt an Kenaions Felsenwand
hinab zum brausenden Meeresstrand
und bringt von der Beute am Altar
den waltenden Göttern Opfer dar.
Neun brüllende Stiere fallen heut



THESEUS' HELDENTATEN

stets zum Kampf bereite Scharen,
Sohn Pandions und Kreusens!

Aigeus

Eben kam die lange Straße
von dem Isthmos her ein Herold,
wunderbare Heldentaten
eines kühnen Recken kündend.
Er erschlug den Sohn Poseidons,
ihn, den übermütigen Sinis,
dem bisher kein Krieger standhielt.
Er erschlug im Tal Krommyon[8]
jene mörderische Wildsau.
Er erschlug den wilden Frevler
Skeiron. Er schloß die Palästra
Kerkyons, der alle Wandrer
zwang zum Ringkampf. Dem Prokrustes
fiel des Hammers Kraft zur Erde,
als zum erstenmal im Kampfe
er an ihm den Meister fand.
Ja, ich bange, wie dies endet.

Chor

Sprich, wie nennt man ihn? Von wannen
stammt er? Wie ist seine Rüstung?
Kommt er wie zum Krieg gewappnet
an der Spitze eines Heeres?
Oder zieht er einsam, wehrlos,
wie ein Wandrer in der Fremde?
Der so kraftvoll und so mutig
beugte dieser trotzigen Riesen
Übermacht — von Gott begeistert
wahrlich übt er an den Frevlern
nun Vergeltung. Denn das Schlimme
muß zuletzt mit Schlimmem enden.
Alles weitre lehrt die Zukunft.

Aigeus

Zwei Begleiter, heißt es, schreiten
ihm zur Seite. Von der Schulter
blinkt ein Schlachtschwert. In den Händen
trägt er zwei gewaltige Speere.
Um die feuerfarbnen Locken
schließt sich ein lakonscher Sturmhelm,
um die Brust ein Purpurleibrock
und thessalischer Wollenmantel.
Seine Augen sprühen helles
Feuer wie der Berg auf Lemnos*.
Noch im Glanz der ersten Jugend
steht er, doch es gilt sein Sinnen
nur des Ares keckem Kampfspiel
und der Schlachten Waffendröhnen.
Doch sein Blick, so heißt es, richtet
sich zum strahlenden Athen.

VERWANDLUNGSMÄRCHEN VON OVID

1. DAS GOLDENE ZEITALTER

Die goldene Zeit stand an der Welten Anfang.
Sie kannte keinen König, kein Gesetz,
denn Treu und Recht galt ohne jeden Zwang,
und keine Strafe übte ihren Schrecken.
Die Donnerworte der Gesetzestafeln
bestanden nicht, und nirgends blickte bang
zum Richter auf die Schar der Angeklagten.
Noch war am Bergeshang die Fichte nicht
gefällt und in die Flut hinabgestiegen,
damit das Schiff nach fremden Landen fahre,
ein jeder kannte nur die eigne Küste.
Noch schirmten tiefe Gräben nicht die Stadt
und feste Mauern, keine Kriegsdrommete,
kein Horn erhob den schauerlichen Klang,
kein Helm erglänzte und kein Schwert — der Krieg
war unbekannt und störte nicht die Ruhe
der Menschen, die in süßer Muße lebten.
Noch war die Erde frei, noch nicht zerfleischt
vom Eisenzahn des Pfluges, gab sie gern
freiwillig ihre Gaben. Und zufrieden
mit solcher Nahrung, die von selbst sich darbot,
las man die duftige Frucht des Erdbeerbaums,
die wilden Kirschen[1] und der Brombeersträuche
rings dornumhegte Beeren wie die Eicheln,
die von des Zeus breitschattigem Baume fielen.
Bald trug auch Korn die ungepflügte Erde,
und nicht bestellt erglänzt das Ackerland
weithin im fahlen Scheine schwerer Ähren.
Ströme von Milch und Ströme Nektars flossen,
und goldnen Honig träufelten die Eichen.

2. DAPHNE[2]

Der Daphne galt Apollos erste Liebe.
Doch nicht der Zufall, nein, Cupidos Groll

zwang ihn zu dieser Wahl. Von Stolz geschwellt,
weil er den Drachen Pytho überwunden,
verhöhnte einst Apoll den Liebesgott,
wie jenen er den Bogen spannen sah.
„Was soll die Heldenwaffe, üppiges Kind,
bei dir, die besser meinen Schultern paßt?
Ich weiß das Wild, ich weiß den Feind zu fällen.
Auf hundert Hufen Landes hingestreckt
liegt jetzt des Drachen giftgeschwollner Leib,
den ich erlegt' mit ungezählten Pfeilen.
Sei du zufrieden mit der Fackel, die
mir unbekannte Liebesbrände schafft,
und maße dir nicht meine Waffen an!"
Der Sohn der Venus aber sprach: „Apoll!
Du triffst, wen dir beliebt — ich treffe dich.
Und gleich wie noch kein Schütze dich erreichte,
so wird dein Ruhm vor meiner Kunst erblassen."

Er sprach's und schwang mit hurtigem Flügelschlag
sich auf den breiten Rücken des Parnaß.
Dort hält er Rast und wählt aus seinem Köcher
zwei Pfeile sehr verschiedner Wirkung aus:
der eine schafft, der andre scheucht die Liebe.
Beim einen glänzt die scharfe Hakenspitze,
der andere ist plump und schwer wie Blei.
Mit diesem trifft der Gott die scheue Nymphe,
doch jener senkt sich tief ins Herz Apolls:
er glüht vor Liebe, und sie flieht die Liebe.
Durch Wälder streift sie auf des Wildes Fährte
und freut der Beute sich Dianen gleich.
Ein Band durchschlingt die ungepflegten Locken.
Gar mancher wirbt um sie, doch sie verschmäht
die Freier, streift im wilden Wald und mag
nichts von der Liebe, nichts von Ehe wissen.
„Du schuldest, Tochter, einen Eidam mir,
Du schuldest mir, o Tochter, liebe Enkel",
so sprach der Vater oft, doch hold errötend

umschlingt sie seinen Nacken mit den Armen
und fleht ihn an: „O teurer Vater, laß
mich immer Jungfrau bleiben. Dies Geschenk
erhielt Diana einst vom Himmelsvater!"

Der Vater zwar gibt nach. Doch, schöne Nymphe,
dein eigner Liebreiz kämpft mit deinem Wunsch,
und Phöbus Auge sah, wie schön du bist.
Er wünscht und hofft, und er betrügt sich selbst
mit günstigen Orakeln. Denn so wie
das Stoppelfeld nach eingebrachter Ernte,
so wie der Zaun am Weg in Flammen steht,
wo in der Früh ein Wandrer seine Fackel
unachtsam wegwarf — so entbrannte Phöbus
und schürt den Brand durch aussichtsloses Hoffen.

Er sieht das schlichte Haar den Nacken zieren
und denkt: Wie gerne schmückte ich dies Haar!
Er sieht die Augen hell wie Sterne funkeln,
er sieht den Mund — und ach, er möchte mehr
als nur gesehn ihn haben! Er bestaunt
die Hand, den Arm, kurz, was die Jägertracht
ihn sehen läßt, und findet alles schön —
und schöner glaubt er das, was sich verbirgt.

Doch schneller als der Windeshauch enteilt
das Mädchen ihm und hört nicht auf sein Flehn.
„O bleibe, Nymphe! Wie den Wolf das Schaf,
den Leu die Hindin und den Aar die Taube,
so fliehst du mich! Ich folge nicht als Feind,
es ist die Liebe, die mich folgen heißt.
Ich bange mich um dich! O falle nicht!
Du ritzst an Dornen dich durch meine Schuld.
O eile nicht, o mäßige deine Flucht,
und ich will mäßiger deinen Schritten folgen.
Vernimm doch erst, vor wem du fliehst, und wer
in dich entbrannt ist! Höre doch: ich bin
kein Jäger hier vom Berge, auch kein Knecht,

der hier um kargen Lohn die Herden hütet.
Du weißt nicht, wen du fliehst, und nur deshalb
fliehst du, o Törin! Delphi nennt mich Herrn,
mir huldigt Klaros, Tenedos, Patara[3].
Mein Vater ist der große Zeus. Was ist,
was war, was sein wird, künde ich der Welt.
Des Liedes stolze Kunst ist mein Geschenk.
Des Bogens Meister bin ich — aber, ach,
noch niemals traf mein Pfeil so gut wie der,
der mir im unberührten Herzen haftet.
Der Heilkunst Schöpfer heiße ich — o weh,
noch fand kein heilend Kraut sich für die Liebe,
und keine Kunst hilft mir, dem Herrn der Künste!"

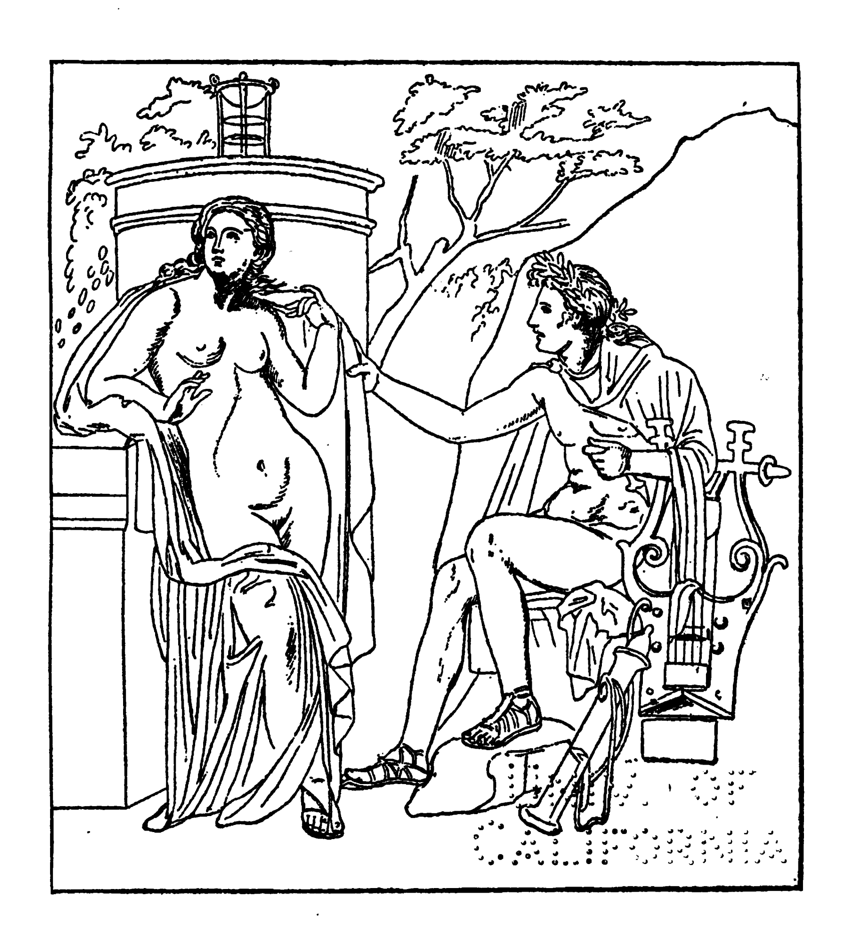
Er will noch mehr ihr sagen. Aber scheu
entflieht die Nymphe ihm und seinen Worten.
Doch auch die Flucht erhöht nur ihren Reiz.
Um ihre Glieder flattert das Gewand,
und in den losen Locken spielt der Wind.
Der jugendliche Gott will länger nicht
umsonst ihr schmeicheln. Mit der Götterkraft
der Liebe eilt beflügelt er ihr nach.
So flieht der Hase, um sein Leben bang,
den gallischen Jagdhund angstvoll auf der Flur,
so folgt der Hund, des baldigen Siegs gewiß,
schnappt langgestreckt nach ihm mit gierigem Mund
— schon gibt der Flüchtling selbst sich fast verloren
und reißt sich blutend doch noch einmal los:
so flieht die Jungfrau, und so folgt der Gott,
getrieben von der Furcht und von der Hoffnung.
Doch dem Verfolger gibt die Liebe Kraft,
er ist der schnellere, gönnt ihr keine Rast —
und schon fühlt seinen Atem sie im Nacken.
Der Jungfrau Kräfte sind erschöpft, sie wankt,
und totenbleich ruft ihren Vater sie,
den Flußgott, an: „O hilf mir, Vater, hilf!
O Erde, tu dich auf, verschlinge mich!

Und wollt ihr's nicht, o so verwandelt denn,
ihr Götter, die Gestalt, die meines Leids
unschuldige Quelle ist!"
Noch sprach sie so,
da fühlt sie ihre Glieder schon erstarren.
Die Rinde schlingt sich um den zarten Leib,
zum Aste wird der Arm, das Haar zu Laub,
der flüchtige Fuß ist festgebannt als Wurzel,
und auch das Haupt hüllt sich in lichtes Grün.
Doch bleibt dem Baum der Schönheit heller Glanz,
es bleibt ihm Phöbus' Liebe. Auf den Stamm
legt er die Hand und fühlt der Nymphe Herz
noch durch die Rinde schlagen. Er umarmt
die Zweige, ihre Arme. Ja er küßt
den Baum, der auch als Baum sich seinem Kuß
entwindet, und es spricht der Gott:
„Als Weib
kann ich dich nicht besitzen. Doch du wirst
als Baum mir stets geweiht sein, Lorbeer! Stets
will ich im Haar, am Bogen, an der Leyer
den Lorbeer führen. Wenn in Rom dereinst
die Helden Latiums Triumphe feiern,
wirst du sie schmücken, wenn sie sieggekrönt
zum Kapitol das Volk im Zug geleitet.
An des Augustus Pforten[4] wirst du einst
den Eichenkranz, ein treuer Wächter, hüten.
Und wie der Locken Zier von meinem Haupt,
so soll der Blätter Zier dir niemals schwinden,
denn du wirst stets in Jugendfrische grünen."

3. LATONA UND DIE LYKISCHEN BAUERN[5]

In Lykien sah ich einst, begann mein Freund,
inmitten eines Teiches einen Altar,
der schwarz gebrannt erschien von vielen Opfern.
Als wir dem Schilf, das ihn umgab, uns nahten,
da blieb mein Führer stehn, hob fromm die Hände
empor und sprach in Andacht: „Sei uns gnädig!"

Und ich auch sprach in Andacht: „Sei uns gnädig!“
Dann aber fragte ich ihn, ob dem Faun,
ob den Najaden oder einer Gottheit
des Lands der Altar heilig sei. Er sprach:
„Hier ehrt man keine Gottheit unsrer Berge,
hier ehrt man sie, der einst die Himmelsherrin
die Welt verschloß. Nur Delos nahm sie auf,
die Irrende, das selbst noch auf dem Meer
irrend umhertrieb. An der Pallas Palme
gebar Latona dort — sie rief umsonst
die Juno an, die Göttin der Geburten —
in schweren Wehen ihre Zwillingskinder.
Dann floh sie weiter vor der Feindin Fluch
und barg am Busen ihre beiden Kinder,
die kleinen Götter. So erreichte sie
das heiße Lykien, der Chimära[6] Heimat,
auf dessen Flur die Sonne grimmig brannte,
und hemmte durstgequält den Schritt. Die Kleinen,
die längst der Mutter Brüste leer gesogen,
begannen auch vom Durst gequält, zu wimmern.
Da sah die Göttin in des Tales Grund
in einem kleinen Teiche frisches Wasser.
Die Bauern waren ringsherum beschäftigt,
im Röhricht schwanke Binsen sich zu brechen.
Sie trat hinzu, sie bog das Knie zur Erde
und wollte schon das kühle Naß genießen,
da wehrten's ihr die Bauern. Doch die Göttin
begann: „Wie könnt ihr mir das Wasser wehren?
Gemeinsam ist das Wasser, wie das Licht
und wie die Luft es ist. Es eignet keinem.
Und dennoch bitt ich flehend euch um das,
was allgemein ist. Ich begehre nicht,
die müden Glieder in der Flut zu baden,
nein, nur den Durst zu stillen. Ach, es klebt
die Zunge mir am trocknen Gaumen. Kaum
vermag ich noch zu sprechen. Nektar wird
mir dieses Wasser scheinen, und ich will



APOLL UND DAPHNE

euch dankbar meines Lebens Retter preisen.
O gebt mit diesem Wasser mir das Leben,
gebt es den Kleinen, die von meiner Brust,
um euch zu rühren, ihre Arme strecken."
Und wirklich hoben sie die kleinen Arme.
Wen hätte nicht der Göttin Schmeichelwort
gerührt? Doch ungerührt bestehen sie darauf,
vom Teich sie fernzuhalten, und sie drohn
sogar mit wüsten Flüchen, wenn sie nicht
sofort von hinnen weiche. Ja selbst das
genügt der rohen Schar nicht, sie beginnt
mit Fuß und Hand den klaren Teich zu trüben,
sie springt mit frechem Lachen selbst hinein
und wühlt den Schlamm im tiefsten Grunde auf.

Da läßt der Zorn die Qual des Dursts verschwinden,
und nicht mehr länger fleht die Himmlische
die Frechen an. Sie führt die Sprache wieder,
die einer Göttin würdig ist. Sie hebt
die Hände auf zum Himmel und befiehlt:
„So lebt auf ewig denn in diesem Sumpf!"
Und sieh — der Wunsch der Göttin wird erfüllt.
Sie stürzen voll Vergnügen in den Teich
und tauchen jetzt hinunter bis zum Grund,
jetzt strecken sie den Kopf heraus — bald schwimmen
sie oben auf der Flut, bald steigen sie
zum Uferrand und springen unverzagt
von neuem in den Teich. Doch immerzu
bewegen sie dabei ihr Lästermaul
und quängeln weiter — quängeln, quängeln noch
am Grund des Wassers. Doch die Stimme tönt
nun rauh und heiser. Auch der Hals schwillt an
vom lauten Kreischen, und das Maul wird breit.
Der Hals verschwindet, an den Kopf schließt gleich
der Rücken an, den grüne Farbe deckt,
der breite Bauch glänzt weiß: es tummelt sich
im Pfuhl der Frösche neugeschaffnes Volk.

4. PYRAMUS UND THISBE

In jener Stadt, um die Semiramis
dereinst den Wall gebrannter Mauern türmte,
in Babylon, erwuchsen Wand an Wand
als Nachbarskinder Pyramus und Thisbe —
der schönste Jüngling er und sie von allen
den schönen Mädchen Asiens die Schönste.

Die Nachbarschaft schon lehrte sie sich kennen
und bald auch lieben — und die Liebe wuchs
im Lauf der Zeiten. Doch der Väter Spruch
verbot der Hochzeitfackeln schönen Glanz,
doch nicht verbieten konnte er, daß hell
in beider Herzen loderte die Glut
der Leidenschaft. Denn um so stärker brennt
ein Feuer ja, je mehr verdeckt es brennt.
Sie hatten keinen Helfer, keinen Freund.
Mit Blicken nur und Winken sprachen sie
einander zu. Doch durch die Mauer, die
gemeinsam beiden Häusern war, lief schon
seitdem sie stand, ein dünner Spalt. Im Lauf
der langen Jahre, ja Jahrhunderte
entdeckte niemand diesen Fehl. Jedoch
ihr, Liebende, bemerktet ihn — was merkt
die Liebe nicht? Ihr machtet ihn zum Weg
für eure Stimme. Leis und unbemerkt
drang so das Liebeswort von Mund zu Ohr.

Oft, wenn auf einer Seite Pyramus
und Thisbe auf der andern stand und sie
das leise Flüstern gierigen Ohres tranken,
dann klagten sie: „o neidische Wand, warum
trennst du die Liebenden? Was klaffst du nicht
so weit, daß wir uns in die Arme schließen,
daß wir, wenn dies zu viel, uns küssen könnten?
Doch sei'n wir dankbar: dein ist das Verdienst,
daß unser Wort zu lieben Ohren dringt."

Wenn so getrennt sie lang umsonst geklagt,
so schieden sie zur Nacht und jeder gab
der Wand die Küsse, die den lieben Mund
des andern nicht erreichen sollten. Ging
die Sonne dann von neuem strahlend auf,
vertrieb die Nacht und trocknete den Tau,
so standen beide schon am alten Platz
und klagten flüsternd sich ihr Leid.

Zuletzt
beschließen sie, den Wächtern zu entrinnen.
Sie wollen in der stillen Nacht das Haus
und auch die Stadt verlassen. Doch um nicht
im Dunkeln ziellos durch die Flur zu irren,
bestimmen sie als Ziel des Ninus Grab.[7]
Dort ragte hoch ein Maulbeerbaum empor,
an dessen Zweigen weiße Früchte glänzten,
und nah dabei floß eine kalte Quelle.
Der Plan gefiel den beiden und es schien
die Sonne diesmal allzuspät zu sinken.

Nun öffnet Thisbe leis das Tor, entrinnt
geschickt den Ihrigen und eilt, gehüllt
in ihren Schleier, durch die Nacht zum Grab
und lagert sich am Fuß des Maulbeerbaums.
Die Liebe gab ihr Mut. Doch sieh, da naht
mit blutbefleckten Maule eine Löwin,
die eben erst im Rindermord geschwelgt,
um an der Quelle ihren Durst zu löschen.
Wie Thisbe sie von fern im Strahl des Monds
erblickte, floh sie eilig voller Angst
in eine dunkle Höhle und beim Fliehen
entgleitet ihr der Schleier. Als das Tier
den Durst gestillt hat und zum Walde kehrt,
trifft es zwar Thisben nicht, doch ihr Gewand
und reißt mit blutigem Maule es entzwei.

Zu spät erscheint jetzt Pyramus und sieht
im tiefen Sand des Untiers sichre Fährte.

Er schrickt zusammen. Doch, wie er nun gar
den blutigen Schleier findet, ruft er aus:
„So töte diese Nacht zwei Liebende.
Sie war des Lebens wert wie keine sonst,
und mich, mich trifft die Schuld an ihrem Tod.
Ich hieß an diesen schauervollen Ort
zur Nacht dich kommen und ich kam nicht selbst
zuerst hierher. Zerreißt, ihr Löwen, denn,
die ihr in diesen Felsen haust, auch mich,
zerreißt den schuldigen Leib mit wilden Bissen!
Doch ist es feig, den Tod sich nur zu wünschen."
Er sprichts und nimmt den Schleier Thisbes auf
und trägt ihn zu dem wohlbekannten Baum.
Er überströmt mit Tränen ihn, küßt ihn
und ruft: „So trinke du denn auch mein Blut!"
Dann reißt er von der Seite sich das Schwert,
bohrt tief es in die Brust und reißt es rasch
im Todeskampf noch aus der heißen Wunde.
Wie er nun rücklings daliegt, schießt das Blut
in hohem Bogen in die Luft, wie wenn
aus einer Röhre durch ein kleines Loch
das Wasser stoßweis in die Höhe steigt
und zischend einen weiten Bogen spannt.
Des Maulbeerbaumes Früchte färben sich
vom dunkeln Blut getroffen purpurrot.

Inzwischen kehrt auch Thisbe noch voll Angst
zurück zum Baum, um ihren Pyramus
nicht zu enttäuschen. Ihre Augen spähn
und die Gedanken nach dem Jüngling aus,
dem sie so gern erzählte, welcher Not
sie klug entronnen. Wie sie nun den Ort
erkennt und den ihr so vertrauten Baum,
läßt sie der Früchte dunkle Farbe zweifeln,
ob sie am rechten Platze sei. Doch wie
den blutigen Körper sie in wilden Stößen
den Boden schlagen sieht, fährt sie zurück.

Dem fahlen Buchsbaum gleicht ihr blasses Antlitz,
und sie erstarrt, so wie der Meeresspiegel,
den keines Windes Lufthauch mehr bewegt.
Wie nun allmählich den Geliebten sie
erkennt, da schlägt sie ihre arme Brust,
zerrauft das Haar sich, schlingt um ihn den Arm
und ihre Tränen mischt sie in sein Blut.
Sie küßt den kalten Mund. „Mein Pyramus",
ruft sie, „welch ein Geschick entriß dich mir?
Antworte, Pyramus, denn Thisbe ist's,
die Liebste, die dich ruft! O, höre mich!
Erhebe deinen Blick!" Und Pyramus
erhob beim Namen Thisbe seinen Blick,
den todesstarren, und dann schloß er ihn
für ewig. Nun erkennt den Schleier sie
und sieht: das Schwert fehlt in der schmucken Scheide.
„Die Liebe", sprach sie, „und die eigne Hand
gab, Armer, dir den Tod. Auch meiner Hand
gibt meine Liebe Mut zu gleicher Tat.
Ich folge dir und werde deines Tods
Genossin sein, wie seine Schuld ich war.
Der Tod allein vermochte dich von mir
zu scheiden und auch er vermag es nicht.
Doch eine Bitte richten wir an euch,
Unselige, die ihr unsere Eltern seid:
laßt uns, die treue Liebe — wenn auch erst
im Tod — geeint, in einem Grabe ruhn.
Und du, o Baum, der du den armen Leib
des einen deckst mit deinen Zweigen und
bald beide bergen wirst, behalte du
als Denkmal unsres Tods für alle Zeit
die dunkle Trauerfarbe deiner Frucht."
Sie sprachs und stieß das Schwert, das warm vom Blut
des Liebsten war, sich in die eigne Brust.

Gerührt von ihrem Flehn bewilligten
die Eltern und die Götter ihren Wunsch:

des Maulbeerbaums Früchte sind nun schwarz,
wenn sie herangereift sind, und der Staub
von beiden Körpern ruht in einer Urne.

5. BACCHUS UND DIE SEERÄUBER[8]

Mäonien[9] war meiner Jugend Wiege,
begann der Fremde furchtlos, und man nennt
Akoetes mich. Als armer Leute Kind
gab mir der Vater keine stolzen Rinder,
die eines Landguts schwere Schollen pflügten,
zum Erbteil, oder auch schönwollige Schafe.
Er selbst war arm. Doch wußt' er mit der Angel
die flinken Fische in der See zu fangen,
und diese Kunst war seine ganze Habe.
Er lehrte mich die Kunst und sprach: „Nimm denn
mit dieser Angel hier all meine Schätze."
Er hinterließ im Tod mir nur — das Meer.
Das Meer ist mein als meines Vaters Erbteil.
Doch lernte ich, um nicht am gleichen Strand
stets festzukleben, bald die Seefahrt auch.
Ich prägte mir die Bilder der Gestirne
fest ein, ich lernte auf die Winde achten
und kannte bald die Häfen unsrer Küste.

Einst landete mein Schiff bei günstigem Wind
nach Delos fahrend an dem Strand von Chios.
Mit raschem Sprunge glitt ich in den Sand
und schlief die Nacht dort. Als Aurora schon
den Himmel glühend färbte, sprang ich auf
und hieß die Mannschaft an dem nahen Quell
Trinkwasser schöpfen. Unterdes bestieg
ich einen Hügel, um den Wind zu prüfen.
Rückkehrend rufe ich nach den Genossen.
„Hier sind wir schon", antwortet mir Opheltes
und schleppt als gute Beute, wie ihm scheint,
zum Ufer mit sich einen schönen Knaben
von mädchenhaften Formen, den am Strand

auf einem öden Acker er gefunden.
Der Knabe schien von Schlaf und Wein befangen
und folgte taumelnd. Wie ich seinen Schritt,
sein Antlitz, seine Haltung mir betrachte,
da seh ich, daß er nicht von Menschenart.
Ich warnte die Genossen. „Welcher Gott
in diesem Leibe wohnt, das weiß ich nicht.
Doch sicher wohnt ein Gott in diesem Leib.
O sei uns gnädig," sprach ich dann zu ihm,
„beschütze unsre Fahrt und — o vergib,
was diese taten!" „Bitte nicht für uns",
ruft Diktys aus, der flink wie keiner sonst
die Raaen zu ersteigen und am Tau
herabzugleiten pflegte. „Nicht für uns!"
so stimmen Libys und Melanthus ein,
der vorn am Kiel die Wache hatte. Auch
Alkimedon fällt bei und auch Epopeus,
der uns mit heller Stimme stets den Takt
beim Rudern gab und die Erschlafften antrieb.
So johlt die ganze Schar von Beutelust
erfaßt. „Ich aber dulde niemals, daß
mein Schiff von euch durch diese heilige Last
geschändet wird — und ich bin hier der Herr!"
So ruf ich aus und stell' mich in den Weg.
Da faßt mich Lykabas, den Blutschuld einst
aus der etrurischen Heimat flüchten hieß,
mit wildem Griffe an der Kehle. Wenn
das Tauwerk mich Besinnungslosen nicht
zurückgehalten hätte, wäre ich
ins Meer gestürzt. Die gottverlassne Schar
schreit lauten Beifall.

Aber jetzt erhebt,
als wäre von dem Lärmen er erwacht
und aus des Weins Betäubung aufgeschreckt,
Bacchus die Stimme, Bacchus, denn er war's.
„Was wollt ihr, Schiffer?" fragte er. „Welch ein Lärm!
Wie kam ich hierher? Wohin bringt ihr mich?"

„Sei ohne Furcht," entgegnet Proreus ihm,
„nenn' uns den Hafen, wo du landen willst,
und sicher kommst du hin." „So lenkt die Fahrt
nach Naxos, meiner Heimat, reicher Lohn
wird euch dort werden." Und sie schwören ihm
beim Meer, bei allen Göttern so zu tun.
Mich heißen sie die Segel setzen. Rechts
lag Naxos, und nach rechts drum lenke ich
des Schiffes bunten Kiel. „Was treibst du, Tor?"
ruft da Opheltes. „Welche Raserei!"
Sie winken mir, sie flüstern: „Steure links!"
Ich aber starr vor Schrecken sage mich
von jeder Mitschuld bei der Schandtat los
und spreche: „Gut, so mag ein andrer steuern!"
Das Schiffsvolk murrt, und manche fluchen laut.
Doch höhnend spricht Aethalion: „Du glaubst,
wir wären hilflos ohne dich?", er tritt
an meine Stelle, setzt die Segel um —
und weit von Naxos ab führt unsre Bahn.

Nun tut der Gott, als merkte er erst jetzt
den schändlichen Betrug und läßt vom Heck
den Blick wie suchend übers Wasser schweifen.
Er spricht mit tränenschwerer Stimme: „Nicht
in dieses Land verspracht ihr mich zu führen.
Wodurch verdient' ich das? Scheint's rühmlich euch
wenn viele Männer einen Knaben täuschen?"
Ich weinte längst. Jedoch die rohe Schar
verhöhnt nur unsre Tränen und durchfährt
mit flinkem Schlag die schaumbekränzte Flut.
Bei Bacchus selbst, der wie kein andrer Gott
allgegenwärtig ist, beschwöre ich,
o König, wahr ist, was du jetzt vernimmst,
so unwahrscheinlich auch die Kunde klingt:
auf hoher See hält plötzlich unser Schiff,
als führ' der Kiel auf flachem Grunde auf.
Mit Staunen sehn's die Schiffer, und sie werfen



DIONYSOS DAS MEER DURCHSEGELND

mit neuer Kraft sich auf die Ruder, hissen
noch neue Segel, um den Lauf zu fördern.
Jedoch die Ruder stocken, denn es schlingen
sich Efeuranken um sie, klettern lustig
am Maste zu den Segeln auf und schmücken
mit Blütendolden rings das weiße Linnen.
Der Gott erhebt sich. Von der Stirn erglänzt
ein Rebenkranz mit reifen Trauben. Reben
umhüllen seinen hocherhobnen Speer.
Doch um ihn drängen Tiger sich und Luchse
— so scheint's — und buntgefleckte Panther. Da
springt auf die freche Schar, von Graun gepackt,
von Zauberkraft gefesselt.

Nun beginnt
Zuerst sich Medon plötzlich schwarz zu färben,
und rundlich krümmt auf einmal sich sein Rücken.
„Was Wunders wird mit dir?" ruft Lykabas,
und, wie er ruft, verbreitert sich sein Mund,
die Nase wölbt sich, seine Haut erstarrt
und wandelt sich in Schuppen. Libys will
zum Ruder greifen — doch die Hände schwinden
und wandeln sich in Flossen. Proreus, der
mit seinem Arm die Taue lösen will,
hat plötzlich keine Arme mehr. Er schnellt
mit krummem Leib sich in die Höh als Fisch
mit schön gespaltenem Schweife, dessen Enden
des jungen Mondes sanfter Sichel gleichen.
Und nun schnellt alles lustig in die Flut.
Sie tauchen unter, tauchen wieder auf
und schießen blitzschnell durch den Schaum dahin,
sie überschlagen sich und spielen wie
ein Rudel Knaben um das Schiff. Sie saugen
das Wasser ein, um es in hohem Strahl
dann durch die Nüstern wieder auszuspeien.

Von zwanzig Menschen, die das Schiff einst trug,
blieb ich allein noch übrig. Totenbleich

fiel ich dem Gott zu Füßen. Doch er sprach:
„Sei ohne Furcht und fahre mich nach Dia[10]."
Dort aber trat ich an des Gottes Altar
und feire fromm seitdem die Bacchusfeste.

6. CEŸX UND ALKYONE[11]

Um seines Bruders Schicksal zu erkunden,
beschloß, von schlimmen Träumen oft gequält,
Ceÿx Apolls trostspendendes Orakel
in Klaros aufzusuchen, denn den Weg
nach Delphi sperrten damals Räuberbanden.
Vor allem teilt er nun Alkyone,
der teuren Gattin, diese Absicht mit.
Doch sie erzittert bis ins tiefste Mark,
ihr Antlitz wird so bleich wie Wachs, und Tränen
benetzten ihre Wangen. Sie versucht
dreimal vergeblich den Gemahl zu bitten,
doch Tränen hemmen ihre Stimme. Dann
bestürmt sie so sein Ohr: „Sprich, welche Schuld,
Geliebtester, hat mir dein Herz entfremdet?
So ruhigen Sinns vermagst du es zu scheiden,
und nur von fernher willst du in Gedanken
dich wenden an Alkyone, die nie
bisher von dir verlassen war? So weit
hinweg von mir führt plötzlich dich dein Weg?
Doch hoffe ich, du nimmst den Weg zu Land,
dann will ich mich nur grämen, doch nicht fürchten;
doch Furcht erregt des Meeres grauses Bild.
Erst neulich spülte es geborstne Planken
ans Land, und mit Entsetzen las ich oft
an leeren Gräbern toter Schiffer Namen.
O denke nicht, weil du des Aeolus,
des Herrn der Winde, Eidam bist, du brauchtest
die Winde nicht zu fürchten. Aeolus
vermag sie wohl im Kerker einzuschließen
und so das Meer zu stillen. Aber sind
sie ihrer Bande ledig, gibt es nichts,

was ihnen heilig wäre. Meer und Land,
ja selbst den Himmel mischen sie in eins,
und aus der sturmgepeitschten Wolke schießt
verderblich dann des roten Blitzes Strahl.
Wer je der Winde wahre Art erkannt
— und mir sind sie bekannt von Jugend an —,
der fürchtet sie. — Doch ist dein Plan gefaßt
und läßt sich deine Reise nicht verhindern,
so nimm mich mit, mein teurer Gatte. Laß
der gleichen Wellen Wut uns beide treffen,
und meine Angst wird kleiner sein als hier;
denn was auch kommt, wir tragen es zugleich."
Der Gattin Wort, der Gattin Tränen rühren
wohl Ceÿx' Herz, das ihre Liebe teilt,
doch will er weder auf die Fahrt verzichten,
noch sie der Reise Schrecken teilen lassen.
Mit vielen Worten sucht er ihre Angst
zu bannen, doch umsonst ist sein Bemühn.
Ein Wort allein gewährt ihr Trost: „Ich weiß,"
so sprach er, „jede Trennung fällt uns schwer.
Doch höre meinen Schwur beim hellen Licht
des Morgensternes, der mein Vater ist:
Gewähren Heimkehr mir die Götter, dann
sollst du mich wiedersehn, bevor der Mond
zweimal den Lauf erneut hat!"

Dieses Wort
weckt ihre Hoffnung. Nun befiehlt er rasch
das Schiff vom Strand hinab ins Meer zu stoßen
und auszurüsten. Wie sie dieses sieht,
erbebt Alkyone von neuem. Ein Gefühl
des nahen Unheils läßt laut weinend sie
des Gatten Hals umschlingen. Tiefbetrübt
spricht sie mit dumpfer Stimme: „Lebe wohl!"
und bricht ohnmächtig an dem Strand zusammen.

Wohl möchte Ceÿx säumen, doch das Schiff
durchschneidet rasch die Flut, in gleichem Takt

von starker Ruderer Faust dahingetragen.
Und wie Alkyone die Augen öffnet,
sieht sie den Gatten, der vom schwanken Heck
des Schiffs ihr winkt. Sie winkt zurück
und schaut ihm nach. Nunmehr erkennt
sie den Geliebten nicht mehr, nur das Schiff,
ja bald das helle Segel nur am Mast.
Sie schaut noch immer, bis auch dies verschwunden.
Dann kehrt sie traurig heim. Im Schlafgemach
wirft sie sich weinend auf das Ehebett.
Doch das Gemach, wie das verlassne Lager
erinnern sie aufs neue, wer ihr fehlt,
und stets aufs neue fließen ihre Tränen.

Das Schiff, das Ceÿx trägt, hat unterdes
die hohe See gewonnen, und mit Macht
trifft von der Seite es der Wind. Sie legen
die Ruder fest und spannen an der Raa
die Segel auf, die Brise zu benützen.
Sie hatten fast die Hälfte ihrer Fahrt
zurückgelegt, und weit noch war das Land,
als mit der Abenddämmrung weiße Kämme
sich auf den Fluten türmen, und der Ost
gewaltig einsetzt. „Nehmt die Raaen ab
und bindet alle Segel fest am Mast!"
so ruft der Schiffsherr, doch der Sturm verschlingt
sein Wort und hindert, dem Befehl zu folgen.
Die einen retten rasch die Ruder — andre
verstopfen rings die Luken — jene wollen
die Segel bergen — dieser schöpft das Meer,
das über Bord schlägt, wirkungslos in Eimern
ins Meer zurück — ein andrer holt die Raaen
herab: doch ohne Ordnung, ach, und ohne Nutzen
ist ihr Bemühn. Wildbrausend wächst der Sturm,
von allen Seiten fällt er auf die Flut
und türmt sie wütend auf. Erschreckt bekennt
der Schiffsherr, daß er nicht zu raten weiß,

daß solchem Unheil keine Kunst gewachsen.
Die schwarze Flut scheint bald zum Wolkenhimmel
hinaufzuschlagen, bald mit grimmer Wut
den grauen Sand der Tiefe aufzuwühlen,
und hilflos auf den Fluten schwankt das Schiff.
Bald schaut es hoch von einem Wellenberg
hinunter in der Hölle grause Tiefen,
bald schaut es kaum zum Himmel noch empor,
ins tiefe Wellental hinabgezogen.
Und trifft die See es seitwärts, dann erdröhnt es,
wie wenn der Sturmbock eine Mauer trifft
und schwere Schleudern eine Bresche reißen.
Die Planken biegen sich, die Wachsschicht reißt,
die alle Fugen schließt — es klafft ein Leck:
der Weg ist frei den mörderischen Wellen.

Zugleich erschließt der Himmel seine Pforten,
der Regen fällt mit unerhörter Macht
und mischt sich mit der Meeresflut. Kein Stern
erhellt die Nacht — ja dunkler noch als Nacht
erscheint der Sturmwind. Nur der Blitze Leuchten
läßt hell die weißen Wogenkämme schimmern.
Die Flut dringt ein, und alle Hoffnung schwindet,
denn jede neue Welle bringt den Tod.
Die Männer weinen oder stehn erstarrt.
Man preist den glücklich, den auf festem Land
ein Grab erwartet. Dieser fleht den Gott
an mit Gelübden und erhebt die Arme
zum unsichtbaren Himmel, Hilfe heischend,
der Eltern denkt ein andrer, der Geschwister,
der teuren Heimat und der lieben Kinder.

Nur an Alkyone denkt Ceÿx, nur
ihr Name schwebt auf seinen Lippen, und
so sehr er sie vermißt, mehr freut es ihn,
daß sie nicht bei ihm ist. Noch einmal will
nach seiner Heimat er die Blicke wenden,

doch er vermag die Richtung nicht zu finden,
so furchtbar treibt die Flut das Schiff im Kreis,
und pechschwarz deckt die Wolkenwand den Himmel.
Doch jetzt zerbricht der wilde Sturm den Mast,
er bricht das Steuer gleichfalls. Im Triumph
steigt nun die Flut zu so gewaltiger Höh',
als hätt' ein Gott den hohen Athosberg
vom festen Land herab ins Meer gestürzt.
Mit solchem Schwall trifft sie von oben her,
mit solcher Wucht das Schiff, daß es zerbricht.
Es schießt zum Grunde, und mit ihm versinkt
der größre Teil der Mannschaft, um zum Licht
nicht mehr zurückzukehren. Wenige sind's,
die an des Wracks zerspaltnen Trümmern hängen.
Des Ceÿx Hand, die einst das Zepter führte,
umklammert jetzt ein armes Trümmerstück.
Er ruft den Schwiegervater Aeolus,
den Vater Lucifer — er ruft umsonst.
Vor allem aber tönt Alkyones,
der teuren Gattin Name, bis zuletzt
von seinen Lippen. An Alkyone
denkt er auch noch im Tode, und er wünscht,
vor ihren Augen möge ihn die Flut
ans Land hinspülen, daß die treue Hand
der lieben Gattin ihm ein Grab errichte.
„Alkyone!" so ruft er schwimmend aus.
„Alkyone!" so murmelt er versinkend,
denn eine finstre Woge trifft sein Haupt
und reißt ihn in die Tiefe. — Lucifer
erschien an diesem Tage nicht der Welt.
Wohl an den Himmel bannte ihn die Pflicht,
doch er verhüllte sich in dichten Wolken.

Die ahnungslose Gattin zählt indes
die Nächte, bis er wiederkehrt, und rüstet
bereits für ihn und sich das Festgewand.
An den Altären aller Götter opfert

sie für des Gatten Heimkehr. Doch vor allen
fleht sie an Junos Altar für das Heil
des Gatten, der schon nicht mehr ist. Sie fleht,
daß er bald komme und daß seine Liebe
nie einer andern gelte — ach, nur dies
gewährten ihr die Götter. Aber Juno
kann es nicht dulden, daß sie Tag für Tag
um eines Toten willen mit Gebeten
gerufen wird, daß eine Unglückselige
durch ihre Nähe ihren Tempel schände.
Sie spricht zur Iris: „Treue Botin, geh
hinab ins Haus des Schlafs, des Schlummerspenders.
Er soll ein Traumbild, das dem Ceÿx gleicht,
ins Haus der Gattin senden, daß von ihm
sein Schicksal sie erfahre." Iris zieht
den bunten Bogen schimmernd durch die Luft
und dringt hinab ins dunkle Reich des Schlafs.
Als nun der Schlafgott den Befehl vernahm,
wählt aus den tausend Geistern seines Reichs
er Morpheus aus. Denn keiner weiß wie er
den Gang, die Miene, ja die Stimme selbst
der Menschen nachzuahmen. Er vermag
so wie die Tracht sogar die Lieblingsworte,
die jedem eigen sind, sich anzumaßen.
Der fliegt mit leisen Flügeln durch die Nacht.
Bald ist sein Ziel erreicht, und er vertauscht
das Flügelkleid mit der Gestalt des Ceÿx.
So tritt er totenbleich und gänzlich nackt
zum Lager der unseligen Gattin. Feucht
erscheint sein Bart, und Wasserströme rieseln
aus seinem Haar. So lehnt er sich ans Bett
Alkyones und spricht mit heißen Tränen:
„Erkennst du, Ärmste, wohl den Ceÿx noch?
Hat nicht der Tod mein Angesicht entstellt?
Schau hier den Schatten, der dein Gatte war.
Laß alle Hoffnung schwinden! Dein Gebet,
Alkyone — es hat mich nicht gerettet.

Auf hoher See erfaßte uns der Süd
und brach mit Donnerkrachen unser Schiff,
und meinen Mund, der deinen Namen rief,
verschloß die Flut. O zweifle nicht daran!
Kein trügerisch Gerücht verkündet dir's,
ich melde selbst, leibhaftig, meinen Tod.
Drum stehe auf, beweine mich und bringe
in Trauerkleidern Totenopfer dar.
Laß mich nicht unbeklagt zum Orkus wandern!"
Dies sagte Morpheus, und er sagte es
mit jener Stimme, die einst Ceÿx hatte.
Er schluchzte laut und hob die Hände, wie
sie Ceÿx einst erhoben. Weinend hob
nun auch Alkyone im Schlaf die Arme,
ihn zu umfassen, doch der Schatten schwindet
aus ihren Händen. „Bleibe!" ruft sie aus.
„Wo eilst du hin? Laß uns gemeinsam scheiden!"
Die eigne Stimme weckt sie aus dem Schlaf,
und auf der Herrin Stimme hin erscheinen
mit Licht die Sklaven. Wirr blickt sie umher
und sucht nach ihm, der eben bei ihr war.
Doch wie sie ihn nicht findet, reißt sie sich
von ihrer Brust die Kleider, schlägt die Brust,
zerrauft das schöne Haar und jammert laut.
Wie nun die Amme fragt: „Was klagst du so,
Alkyone?" entgegnet sie: „O sprich
nicht von Alkyone! Sie starb zugleich
mit ihrem Ceÿx. O, laß jeden Trost!
Er starb im Schiffbruch und erschien mir jetzt
leibhaftig. Ich erkannte ihn und streckte
die Hände aus, ihn festzuhalten. Ach,
sein Schatten war es nur, und er verschwand.
Und doch, es war des Teuren Schattenbild.
Zwar strahlte nicht wie sonst sein schönes Antlitz,
nein, nackt und bleich und elend stand er hier
mit feuchtem Haar, an dieser Stelle hier" —
sie schaute hin, ob sich noch Spuren zeigten.

„Das also sagte mir mein ahnend Herz,
als ich ihn bat, den Winden nicht zu traun.
O hättest du, als du zum Tode gingst,
mich mitgenommen! Nie im Leben dann
und nicht im Tod wär ich von dir geschieden.
Nun sterb ich fern von dir, und fern von dir
wird meine Leiche auf den Wellen treiben.
Denn härter als die See erschien ich mir,
wollt' ich nach solchem Schmerze weiter leben.
Ich will es nicht und folge dir, du Armer,
auf deiner Bahn. Und wenn das Grabmal nicht
die Aschenurnen von uns beiden zeigt,
soll es vereint doch unsre Namen zeigen."
Der Schmerz erstickte ihre Stimme. Doch
in lauten Klagen, jammervollen Seufzern
schafft er sich Bahn.

Noch früh am Morgen war's.
In tiefer Trauer schreitet sie hinaus
zum Strand, an jene Stelle, wo sie ihn
zum letztenmal gesehn. Sie schaut hinaus
und sieht dort draußen auf der hohen See
ein ungewisses Etwas treiben. Was
es ist, vermag sie nicht zu sagen. Nun
kommt es schon näher und ist — eine Leiche.
Noch weiß sie nicht, um wen sie weint, doch, weil
er Schiffbruch litt, weint sie um ihn.
„Wer du auch seist, weh deiner armen Gattin!"
Nun treibt die Flut ihn näher, und je näher
er antreibt, um so lauter pocht ihr Herz.
Nun ist er nah am Land, und sie erkennt,
es ist — ihr Gatte. „Ja, er ist's!" so ruft
sie jammernd aus, zerreißt ihr Haar, ihr Kleid,
schlägt sich die Brust und streckt die Arme aus
zum toten Ceÿx. „So, so kehrst du heim,
mein teurer Gatte!" stöhnt sie

Um die Macht
der Flut zu brechen, war ein hoher Damm

vom Ufer vorgetrieben. Jetzt — es schien
ein Wunder — schwang sie sich auf ihn empor.
Und wohl ein Wunder war es. Denn sie fliegt
mit neugewachsenen Flügeln durch die Luft
als Vogel zu den Meereswogen nieder,
und während sie die Wellenkämme schneidet,
ertönt die Stimme aus dem feinen Schnabel
wie eine dumpfe Totenklage. Nun
hat sie den stummen Totenleib erreicht,
umschlingt ihn mit den Flügeln und berührt
mit ihrem Schnabel seinen kalten Mund.
Am Ufer stritt man, ob die Wellen nur
zufällig Ceÿx' Antlitz aufgerichtet,
ob er der Gattin Kuß gespürt: er hatte
in Wahrheit ihn empfunden. Denn die Götter
erbarmten sich der Armen, und auch er
ward nun zum Vogel. Aber ihr Geschick
und ihre Liebe bleibt auch jetzt die gleiche.
In treuer Ehe nisten sie, und wenn
Alkyone auf ihren Eiern brütet,
so regt in Winters Mitte sieben Tage
kein Lufthauch sich[12], und ruhig treibt das Nest
auf unbewegten Wellen. Aeolus
schließt in den Kerker alle Stürme ein,
und Meeresstille gönnt er seinen Enkeln.

7. NIOBE[13]

Ganz Lydien hallte von der Kunde wider,
und auch in Phrygiens großen Städten sprach
man nur vom Los Arachnes[14]. Niobe
vernahm es auch, als sie als Mädchen noch
am Sipylus verweilte. Doch sie ließ
sich durch das Los Arachnes nicht belehren,
den Göttern nicht mit stolzem Wort zu trotzen.
Gar vieles hob ihr Selbstgefühl: die Kunst
des Gatten, beider hohe Abkunft
und ihres Reiches Macht. Doch alles dies

erhob sie nicht zu solchem Stolze wie
die Scharen ihrer Kinder — ach, sie wäre
der Mütter glücklichste gewesen, hätte
sie sich nicht selbst als glücklichste gepriesen.

Durch Thebens Gassen schritt, vom Gott begeistert,
Manto, die Seherin, Teiresias' Tochter,
und rief mit lauter Stimme: „Auf, ihr Fraun!
Bekränzt mit Lorbeer euer Haar und bringt
Latona Opfer dar und ihren Kindern.
Aus meinem Munde spricht die Gottheit selbst!"
In frommem Eifer flochten alle Fraun
sich Lorbeerreiser in das Haar, und rings
hört man Gebete, sieht man Flammen steigen
und Weihrauchdüfte die Altäre krönen.

Doch, siehe da, es naht sich Niobe,
umdrängt von einem stattlichen Gefolge.
Von Gold erglänzt das stolze Purpurkleid,
das tiefe Haar umwallt den weißen Nacken,
und auch im Zorne noch erscheint sie schön.
Nun bleibt sie stehn und spricht, indes ihr Auge
mit strengem Blick den Kreis durcheilt: „Ihr rast!
Was ehrt ihr Götter, die ihr niemals saht,
und ehrt die nicht, die euch so nahe sind?
Wo steht der Altar, den ihr mir geweiht?
Ich bin aus Tantalus' Geschlecht, der einst
der Götter Gast sich nannte. Atlas ist
der Vater meiner Mutter, der den Bau
des Himmels trägt auf den gewaltigen Schultern.
Mein Vater stammt von Zeus und ebenso
Amphion, mein Gemahl. Als Königin
der Phryger reichte ich die Hand zum Bund
dem König, dessen Saitenspiel die Mauern
der Kadmusstadt einst wunderbar gefügt.
An seiner Seite herrsche ich. Der Schatz
der Könige von Theben gilt mit Recht
für unerschöpflich. Und nun seht mich selbst!

Seh ich nicht leibhaft einer Gottheit gleich?
Bedenkt dazu der Kinder stolze Schar,
der Töchter sieben und der Söhne sieben,
und bald die Scharen noch der Enkelkinder.
Bedenkt das alles, und ihr wißt, worauf
ich stolz sein darf. Und ihr, ihr wagt es noch,
Latona, des Titanen Köus Tochter,
den niemand kennt, mir vorzuziehn? Hat nicht
die Erde ihr den kleinsten Platz verweigert,
als sie mit ihren Kindern schwanger ging?
Nicht Himmel und nicht Erde und nicht Meer
nahm damals dieser Göttlichen sich an.
Die Welt verschloß sich ihr, bis Delos sprach:
‚So unstet irrst du auf dem Land wie ich
im Reich der Wellen irre[15]. Komm zu mir!'
Und dort auf diesem schwanken Sitz gebar
sie dann zwei Kinder — just der siebte Teil
von meiner Leibesfrucht. Drum seht mich an.
Ja, ich bin glücklich! Leugnet ihr's etwa?
Und glücklich werd' ich bleiben. Leugnet ihr
vielleicht auch das? Die Fülle meines Glücks
verleiht mir Sicherheit. Ich bin zu groß,
als daß Fortunas Neid mir schaden könnte.
Will sie mir etwas nehmen, gut: sie muß
mir immer mehr doch lassen als sie nahm.
Mein Glück kennt keine Furcht mehr. Nehmet an,
es stürbe mir ein Teil der Kinderschar,
so werde ich, soviel man mir auch raubt,
doch nie auf zwei beschränkt sein, zwei, wie sie
Latonas ganzer Reichtum sind. Erscheint
sie euch nicht selbst so gut wie kinderlos?
Drum legt den Lorbeer aus dem Haar und geht!
Genug des Opfers war's für diese Göttin,
für eine Mutter von zwei Kindern. Geht!"
Voll Angst gehorcht man ihr. Das Opferfest
wird unterbrochen. In der Stille nur
steigt leises Flehn der Fraun zum Himmel auf.

Die Göttin aber spricht in edlem Zorn
zu ihren Kindern auf des Kynthus[16] Spitze:
„Hört ihr es wohl? Man leugnet meine Gottheit,
verachtet mich, die ich so stolz auf euch,
die keiner Göttin außer Hera weicht!
Von den Altären, wo Jahrhunderte
hindurch man meine Gottheit fromm verehrt,
vertreibt mich Niobe. Und, hört, sie fügt
zur frechen Tat noch freche Worte. Euch
wagt sie die eignen Kinder vorzuziehn,
und mich — o laßt das kecke Wort sie selbst
jetzt treffen — nennt sie kinderlos! So spricht
des Vaters freche Sprache sie, die Tochter
des Tantalus!“ Apollo wehrt dem Flehn
der Mutter: „Halte ein, denn jedes Wort
verzögert nur die wohlverdiente Strafe.“
So spricht auch Artemis, und schnellen Flugs,
in dunkle Wolken eingehüllt, erreichen
sie Thebens Burg.

Vor seinen Toren lag
ein weiter Spielplatz, wo der Rosse Hufe
die Erde locker stampften. Dort besteigen
die Pferde eben sieben von den Söhnen
Amphions, und auf roten Purpurdecken
mit goldenen Zügeln sprengen sie einher.
Ismenus, seiner Mutter ältster Sohn,
will seinen schaumbedeckten Renner just
nach Reiterart in schönem Kreise wenden,
da ruft er plötzlich: „Weh mir!“ denn ein Pfeil
hat ihm die Brust durchbohrt. Die Zäume fallen
ihm aus der Hand, und langsam gleitet er
tot von des Pferdes rechtem Bug herab.
Sein Bruder Sipylus vernahm den Ton
der angespannten Bogensehne. Wie
der Schiffer, der ein Wetter flieht, am Mast
die Segel alle aufspannt, um auch noch
das kleinste Lüftchen zu erhaschen, so

sprengt mit verhängten Zügeln er davon.
Doch unvermeidlich trifft Apolls Geschoß.
Im Nacken wiegt sich zitternd schon der Schaft,
und aus der Kehle dringt des Pfeiles Spitze.
Vornüber, über seines Pferdes Mähne
stürzt er zur Erde, die von seinem Blut
gerötet wird. Zwei andere, Phädimus
und Tantalus, der des unseligen Ahnen
verruchten Namen trug, beschlossen schon
mit einem Ringkampf dieses Tages Übung.
Sie hielten Brust an Brust gedrängt sich fest
umarmt, da trifft in der Umarmung sie
der Todespfeil. Sie stöhnen beide auf,
sie fallen beide schmerzgekrümmt zu Boden,
zum Himmel richten beide ihre Blicke
zum letztenmal und sterben beide so.
Das sah Alphenor, und die junge Brust
mit Fäusten sich zerschlagend, eilt er rasch
herbei, die kalten Körper zu erwärmen.
Doch mitten in dem frommen Liebeswerk
sinkt er zu Boden. Denn tief in das Herz
war ihm der mörderische Pfeil gedrungen,
und wie er ihn herausreißt, flieht das Blut
und flieht zugleich das Leben in die Lüfte.
Der Knabe Damasichthon trug das Haar
in langen Locken noch. Ihn traf ins Knie
ein Pfeil, und wie er ihn herauszuziehn
sich müht, durchfährt ein zweiter ihm den Hals,
ein Blutstrom stößt den Pfeil hinaus und schießt
in weitem Bogen durch die Luft. So war
von allen Söhnen nur Ilioneus,
der jüngste, noch am Leben. Er erhob
Die Arme im Gebet empor und sprach:
„O schonet mein, ihr Götter alle!" — denn
er wußte nicht, daß ihm nicht alle grollten.
Des Knaben Unschuld rührte selbst Apoll.
Der Pfeil ist zwar der Sehne schon entflohn,

doch starb er an der kleinsten Wunde. Denn
nicht tief stak ihm der Pfeil im jungen Herzen.

Des Volkes Klage und der Töchter Jammer
verkünden rasch der Mutter ihren Sturz.
Sie staunte, daß die Götter dies vermocht,
sie grollte, daß die Götter dies gewagt,
daß sie so furchtbar ihre Macht gezeigt.
Sie stand allein in ihrer Mädchenschar —
Amphion hatte mit dem eignen Schwert
dem Leid ein Ziel gesetzt und auch dem Leben.
O wahrlich, wahrlich, diese Niobe
glich nicht der Niobe von früher mehr,
der Königin, die herrisch vom Altar
Latonas fromme Dienerinnen scheuchte.
Auf jene hatten, schritt sie durch die Stadt,
die Ihrigen mit stillem Neid gesehn,
doch diese weckte Mitleid selbst beim Feinde.
Sie warf sich auf der Söhne kalte Leichen
und küßte wahllos sie zum letztenmal,
dann hob empor sie die zerfleischten Arme
und rief: „Nun weide dich an meinem Schmerz,
grausame Feindin, denn du hast gesiegt!
In sieben Leichen trägt man mich hinaus
zur Totenstätte. Laß dein wildes Herz
sich sättigen am Triumph — du hast gesiegt!
Doch — nein! Du siegtest nicht! Im Elend selbst
bin ich noch reicher jetzt als du im Glück.
Trotz dieser Leichen bin ich Siegerin!"
Noch sprach sie so. Da tönte durch die Luft
der angespannten Bogensehne Klang,
der alle zittern machte bis auf sie.
Ihr gab ihr Unglück Mut.
Ein Trauerchor
mit schwarzen Kleidern, aufgelöstem Haar,
so standen um die Brüder sieben Schwestern.
Wie nun die eine aus des Bruders Leiche

SCHWÄNKE UND NOVELLEN

AISCHINES / DER FALSCHE GOTT ALS BRÄUTIGAM[1]

Laß mich dir erzählen, welchen Frevel Kimon verübte — in jeder Stadt, an jedem Strand, er, der keinen heiligen Brauch scheut und kein Gesetz. Ich war nach Ilion gekommen, um das Land dort zu beschauen und das Meer. Unendliches gäbe es von dem zu erzählen, was ich dort sah. Aber laß mich davon schweigen, denn ich fürchte, du hältst mich für geschmacklos, wenn mich die Redseligkeit der Dichter überfällt. Drum zurück zu Kimon: nicht zehn Zungen reichten aus, um seinen maßlosen Frevel genügend zu schildern.

Wir verweilten also schon viele Tage in Ilion und konnten uns an den Gräbern der Heroen nicht satt sehen; ich hatte nämlich die Absicht, so lange zu bleiben, bis ich am Grabe jedes einzelnen Helden die Verse gelesen hätte, die in der Ilias von seinen Taten berichten. Da fiel gerade in unseren Aufenthalt jener Tag im Jahre, an dem sich die ilischen Mädchen, die das Alter erreicht haben, zur Ehe weihen. Und es gab gerade damals dort viele mannbare Mädchen. Nun besteht im troischen Lande der Brauch, daß die mannbaren Mädchen an diesem Tage zum Skamander gehen, sich in ihm baden und dann die heilige Formel sprechen: „So nimm denn, o Skamander, meine Jungfernschaft!" Damals nun kam unter den anderen Jungfrauen auch Kallirrhoe, ein stattliches Mädchen, wenn auch keinem vornehmen Geschlecht entsprossen, zum heiligen Bade. Es ist aber üblich, dem Festzug und dem Bade der Jungfrauen von fern her zuzuschauen. Dort in der Ferne also standen auch wir unter den Angehörigen der Mädchen und dem übrigen Volk. Unser wackerer Kimon aber verbirgt sich währenddes am Skamanderufer im Gebüsch und bekränzt sich mit Schilf. Offenbar hatte er sich schon seit geraumer Frist diesen Anschlag gegen die schöne Kallirrhoe ausgedacht. Wie nun das Mädchen badete und — ich konnte es nicht hören, erfuhr es aber später — die übliche Formel sprach: „So nimm denn, o Skamander, meine Jungfernschaft!" da sprang Kimon-Skamander aus dem Gebüsch und rief: „Nun wohl, so sei es! Ich, der Skamander, nehme dich an, o Kallirrhoe, und will dir viel Gutes erweisen." Und mit diesen Worten zieht er das Mädchen mit sich fort und entschwindet den Blicken der Zuschauer.

Aber was nicht verborgen blieb, das war seine Freveltat. Vier Tage später zogen, wie das der heilige Brauch will, die nunmehr Neuvermählten in feierlicher Prozession zum Tempel der Aphrodite. Wir aber standen wieder unter dem Volk und sahen der Prozession zu. Wie aber das Mädchen den Kimon sah, der neben mir stand, als ob er sich keiner Schuld bewußt wäre, da warf es sich demütig vor ihm nieder und sprach zu der Amme, die neben ihr ging: „Siehe da, o Amme, den Skamander, dem ich meine Jungfernschaft dahin gab." Als aber die Amme das hörte, schrie sie laut auf, und so ward die Tat ruchbar. Wie ich dann wieder nach Hause kam, treffe ich dort den Kimon und behandle ihn, wie er es verdient. Ich nenne ihn einen gottlosen Frevler, der uns alle ins Unglück gestürzt habe. Der aber zeigte gar keine Furcht und auch keine Scham über seine Tat. Im Gegenteil, er erzählte lange Märchen von solchen, die anderswo ähnliche Taten verübt, deretwegen sie den Tod auf dem Rad verdient hätten. So habe in Magnesia ein Jüngling von dort genau dieselbe Geschichte am Mäander ausgeführt, und deshalb bilde sich noch heute der Vater des Athleten Attalos ein, sein Sohn sei nicht sein eigener Sproß, sondern der des Flußgottes, und deswegen stehe er so gut im Fleisch und habe so starke Knochen. Wenn der nun in einem Wettkampf versagt und weidlich verprügelt zurückkommt, so meint der Vater, der Gott grolle ihm, weil Attalos sich, wenn er siegt, nicht als Sohn des Mäander ausrufen lasse. So hat denn dieser Glückliche auch im Falle einer Niederlage eine Ausrede. Ebenso sei in Epidamnos der Musikus Karion in seiner Dummheit völlig davon überzeugt, daß Herakles der Vater seines Kindes sei, das in Wirklichkeit einem Ehebrecher sein Dasein verdanke. „Ich aber," so fuhr Kimon fort, „habe doch kein Kind erzeugt, sondern nur ein Schäferstündchen gefeiert mit einem zur Liebe schon überreifen Mädchen, das ich mit seiner Amme im Bade betraf. Außerdem erschien es mir angebracht, am Skamander so etwas wie eine Komödie in Szene zu setzen, damit wir uns nicht ganz in der furchtbaren Tragik der Iliade verlieren." Ich wollte meinen Ohren kaum trauen und stand da stumm wie ein Stein und wartete nur, wann diese unverschämte Rederei ein Ende nähme. Der aber setzte gerade dazu an, mir eine dritte Verführungsgeschichte — unter der Maske des Apollo oder Dionysos oder wer weiß welches Gottes — zu erzählen, da sah ich,

daß sich ein Volkshaufe unserer Türe näherte. „Da kommen sie schon," rief ich, „um uns bei lebendigem Leibe zu verbrennen!" und nun ging's auf und davon, durchs Hinterhaus zum Melanippides und von da abends ans Meer und dann hinaus in die Weite. Ein ungastlicher, stürmischer Wind trug uns hinweg, dem sich wohl keiner anvertraut hätte, der nicht vor einem „kimonischen Frevel"[2] floh.

Diese meine Leiden wollte ich dir schreiben, in der Hoffnung, du werdest dem Kimon noch mehr zürnen als ich. Aber vielleicht lachst du ja nur von Herzen darüber.

AUS DEN WUNDERGESCHICHTEN DES PHLEGON VON TRALLES / „DIE BRAUT VON KORINTH"[1]

[So hat sich auch in Amphipolis am Strymon eine Geschichte zugetragen, die beweist, daß Tote ihren Gräbern entsteigen und mit Lebenden Umgang pflegen können. Sie ist bezeugt durch einen Brief eines gewissen Hipparchos, den Philippos Arrhidaios, des Königs Philippos Sohn, als seinen Stellvertreter in Amphipolis eingesetzt hatte, an eben diesen Philippos Arrhidaios. Es ist außerdem noch der Bericht des Philippos Arrhidaios an seinen Vater über diesen Vorfall bekannt. Aber ich glaube, es genügt, wenn ich nur den ersten Brief mitteile. Dieser aber lautet so:

Hipparchos grüßt den Philippos.

Es ist in unserer Stadt ein wunderbares Ereignis vorgefallen, das sicherlich durch das Gerücht bald überallhin verbreitet werden wird. Damit Du nun in der Lage bist, dem Könige, Deinem Vater, Auskunft zu geben, will ich Dir den Vorgang ausführlich berichten.

Es lebt hier in unserer Stadt ein reicher Bürger Demostratos, der von seiner Frau Charito eine Tochter Philinnion hatte. Diese Philinnion war, wie Du vielleicht gehört hast, mit Krateros[2] vermählt, starb aber kaum fünf Monate nach der Hochzeit. Sie wurde seinerzeit mit allen üblichen Gebräuchen bestattet, und die Familie lebte seitdem in Trauer. Aber schon damals munkelte man in der Stadt, das Mädchen sei von den Eltern zur Heirat mit einem ungeliebten Manne gezwungen worden, während es selbst einen anderen geliebt habe. Dies Gerücht hat nunmehr eine überraschende Bestätigung gefunden. Denn es ereignete sich in voriger Woche folgendes.

Seit alten Zeiten steht das Haus des Demostratos mit dem des Polyneikes in Pella in gastfreundlicher Verbindung. Der Sohn dieses Hauses nun, Machates, ging neulich auf Reisen und kam auch in unsere Stadt. Er war schon einmal hier gewesen und seit jener Zeit hatte Philinnion eine leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt. Der Jüngling scheint damals nichts davon gemerkt zu haben und wußte auch jetzt weder etwas von der Heirat noch von dem Tode der Philinnion. So begab er sich, als er spät abends hier eintraf, unverzüglich in das Haus des Demostratos. Er ward von dem Vater freundlich aufgenommen und in das Gastzimmer geleitet, wo Demostratos der alten Schaffnerin, die einst Philinnions Amme gewesen war, für den Jüngling gut zu sorgen befahl. Diese ließ ihm durch Sklaven ein reichliches Mahl auftragen. Aber der ermüdete Jüngling berührte die Speisen kaum und schickte auch die Sklaven bald fort. Eben wollte er sich zum Schlaf aufs Lager werfen, als ihn ein Geräusch um sich blicken ließ. Da stand mitten im Gemach ein Mädchen von hoher Schönheit in weiße Gewänder gehüllt, das ihn mit glühenden Augen ansah. Erstaunt trat Machates zu ihr und fragte sie, wer sie sei. „Ich bin Philinnion, dieses Hauses Tochter," entgegnete sie, „die ein finsteres Geschick von diesem Orte verbannt hat. Heute hat mich ein gütiger Dämon an diese Stelle zurückgeführt, da du hier weilst, zu dem ich heiße Liebe empfinde, seitdem ich dich vor Jahren hier gesehen habe." So sprach sie ohne Erröten, und zugleich ergriff sie den Becher, der noch voll Wein auf dem Tisch stand, und trank ihn gierig leer. Dann lagerte sie sich am Tische und forderte den Jüngling auf, ein gleiches zu tun. Es schien ein magischer Zauber von ihr auszugehen, dem sich Machates nicht zu entziehen vermochte. Sie scherzte und lachte und ließ sich die Liebesschwüre des rasch entflammten Jünglings gern gefallen. Er reichte ihr als Gabe einen schlichten Fingerring von Eisen und ein leicht vergoldetes Trinkgefäß, das er auf Reisen mit sich zu führen pflegte. Sie gab ihm ihrerseits einen goldenen Ring und verbrachte die Nacht mit ihm. Als sie sich im Morgengrauen seinen Armen entwand, versprach sie ihm auf seine Bitten am Abend zurückzukehren. Machates freute sich des holden Abenteuers und eilte am Abend bald auf das Gastzimmer, wo die Sklaven auf sein Geheiß eine Mahlzeit gerüstet hatten, wie am Tag vorher. Es war noch

frühe, und er mußte so lange warten, daß er schon daran verzweifelte, das Mädchen wiederzusehen. Plötzlich aber stand sie wieder mitten im Gemache. Nun nahm das Abenteuer denselben Verlauf wie die Nacht vorher, und wieder versprach sie ihm ein neues Zusammensein in der dritten Nacht. Aber die Sklaven waren inzwischen darauf aufmerksam geworden, daß in dem Gastzimmer nachts etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. So paßten sie diesmal auf und als sie Stimmen aus dem Gemache hörten, spähten sie durch die Türritze und bemerkten, daß der Fremde drinnen ein Mädchen bewirtete, das ihrer verstorbenen Herrin Philinnion ganz wunderbar glich. Sie wußten lange nicht, was sie tun sollten. Endlich kamen sie überein, es der Schaffnerin zu melden, die ja einst Philinnion groß gezogen hatte. Die Alte fuhr sie erst höhnisch an und verlachte sie als Gespensterseher, die sich durch eine von der Straße aufgelesene Dirne täuschen ließen. Aber ihre wiederholten Versicherungen, es sei Philinnion, machten doch endlich solchen Eindruck auf sie, daß sie sich entschloß, sich selbst zu überzeugen, was geschehen sei.]

Sie eilte zur Tür des Gastzimmers und sah beim Schimmer des Lichtes das Mädchen neben Machates sitzen. Da ertrug sie den wunderbaren Anblick nicht lange, sondern lief zur Mutter und rief mit lauter Stimme: „O Charito und Demostratos, erhebt euch und kommt mit mir zu eurer Tochter. Durch Götterfügung ist sie wieder zum Leben erwacht und sitzt bei dem Gastfreund im Gastzimmer.“ Als Charito diese wunderbare Botschaft hörte, wurde sie erst von der Aufregung der Amme angesteckt und ganz verwirrt. Dann aber erinnerte sie sich wieder daran, daß ihre Tochter gestorben sei, und brach in Tränen aus. Schließlich aber schalt sie die Alte eine rasende Törin und hieß sie sich davonmachen. Als aber die Amme leidenschaftlich widersprach, sie sei ganz gesund und bei Sinnen, und es sei bloß Angst, wenn Charito ihre Tochter nicht sehen wolle, da ließ sich Charito nach und nach von der Amme überreden und ging mit an die Türe des Gastzimmers, um wenigstens zu erfahren, was eigentlich vorliege. Es war aber darüber viel Zeit verflossen — mehr als eine Stunde — und so kam Charito zu spät, denn jene hatten sich schon zur Ruhe gelegt. Die Mutter beugte sich vor und spähte durch die Türritzen. Die Kleider und auch die Umrisse

der Gestalt glaubte sie zu erkennen, aber da sie die Wahrheit so nicht ermitteln konnte, beschloß sie sich ruhig zu verhalten. Denn sie hoffte, das Mädchen am Morgen zu überraschen, wenn es weggehe. Käme sie auch dazu zu spät, so wollte sie den Machates nach allem ausfragen. Denn sie konnte sich nicht denken, daß er sie bei einer so ernsten Sache belügen werde. Deshalb ging sie schweigend davon. Als es aber dämmerte, verschwand das Mädchen, sei es durch göttliche Fügung, sei es aus eigenem Antrieb, ehe jemand es merkte. Nun kam die Mutter und verlangte leidenschaftlich Aufklärung von dem Jüngling. Sie erzählte ihm alles von Anfang an und bat ihn mit Tränen, ihr die Wahrheit zu sagen und ihr nichts zu verhehlen. Machates war anfangs verwirrt und kämpfte einen Kampf mit sich selber. Endlich aber ließ er sich den Namen entschlüpfen, ja, es sei Philinnion gewesen. Nun erzählte er, wie sie zu ihm hereingekommen sei und ihm ihre Liebe gestanden habe und auch, daß sie ohne Mitwissen ihrer Eltern zu ihm komme. Um seine Worte glaubhaft zu machen, öffnete er sein Reisebündel und nahm die Dinge heraus, die er von ihr besaß, den goldenen Ring, den er von ihr empfangen hatte und ein Brustband, das sie in der letzten Nacht verloren hatte. Als aber Charito diese Zeichen sah, schrie sie laut auf, zerriß ihre Kleider, löste das Haarnetz und raufte sich die Haare. Sie fiel zur Erde nieder, umfaßte die Andenken an ihre Tochter und klagte, als sei ihr Philinnion eben erst entrissen worden. Als der Fremdling das sah und bemerkte, wie alle Anwesenden leidenschaftlich in die Klage einstimmten, als ob man das Mädchen eben erst bestatten wollte, da geriet er in Erregung, sprach ihnen zu und bat sie einzuhalten. Er versprach, ihnen das Mädchen zu zeigen, wenn es wiederkäme. Die Mutter ließ sich überreden und ging wieder in ihre Gemächer, nachdem sie ihn beschworen hatte, ihre Hoffnung nicht zu täuschen. Wie es nun Nacht wurde und die Stunde da war, in der Philinnion zu dem Gastfreund zu kommen pflegte, warteten alle auf sie. Sie erschien auch wirklich; sie kam zur gewohnten Stunde und lagerte sich am Tisch. Machates ließ sich nichts anmerken und war entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen. Es schien ihm nämlich ganz unglaublich, daß er eine Tote umarmt haben sollte, die so voll Lebenslust immer zur gleichen Stunde erschienen wäre.

Wie sie so miteinander speisten und sie ihm zutrank, erschien ihm die Sache immer unwahrscheinlicher. Er vermutete, Räuber hätten das Grab erbrochen und die Kleider und den Goldschmuck der Philinnion dem Vater des Mädchens verkauft. Um nun Gewißheit zu erhalten, gab er heimlich den Sklaven einen Wink, sie solten die Eltern rufen. Sofort erschienen Demostratos und Charito. Als sie das Mädchen sahen, waren sie zunächst sprachlos und wie gelähmt von dem Wunder. Dann aber schrien sie laut auf und wollten die Tochter in die Arme schließen. Philinnion aber sprach: „O Mutter und Vater, warum mißgönnt ihr mir, daß ich drei Tage mit dem Gastfreund im Vaterhause zusammenkam? Das ist schlecht von euch gehandelt, denn ich habe ja dabei Niemand ein Leid angetan. Um eurer Neugier willen werdet ihr jetzt den Schmerz der Trennung von neuem fühlen, ich aber gehe weg an den mir bestimmten Ort. Denn nicht ohne göttliche Fügung kam ich hierher." Als sie so gesprochen, ward sie zur Leiche — vor aller Augen lag der Körper lang ausgestreckt und totenstarr auf dem Lager. Mutter und Vater warfen sich über sie und klagten, das ganze Haus geriet in Aufruhr über dies unerhörte Wunder, und das unbegreifliche Ereignis wurde bald in der ganzen Stadt berühmt.

So kam die Nachricht auch an mich. Ich ließ das Haus absperren und die Nacht durch bewachen, damit das Gerücht nicht gar noch zu Unruhen Anlaß gäbe. Aber schon bei Morgengrauen füllte sich das Theater[3]. Dort ward die Angelegenheit nach allen Seiten hin durchgesprochen. Man beschloß zunächst, wir sollten das Grab öffnen und feststellen, ob die Leiche noch auf ihrem Lager ruhe oder ob der Platz leer sei. Denn es war noch nicht ein halbes Jahr seit dem Tode des Mädchens verflossen. Als wir nun die Gruft öffneten, in der die Mitglieder der Familie der Reihe nach beigesetzt waren, fanden wir auf den andern Steinbänken die Körper der Verstorbenen oder von den schon länger Abgeschiedenen doch noch die Gebeine. Auf dem Lager aber, wo Philinnion beigesetzt worden war, lag nur der eiserne Ring des Fremdlings und der vergoldete Becher, den sie von Machates am ersten Tage erhalten hatte. Nun eilten wir voll Schrecken und Verwunderung wieder zu Demostratos, um festzustellen, ob der Leichnam des Mädchens wirklich noch dort sei. Wir fanden ihn noch am Boden liegen und

gingen dann von neuem zur Volksversammlung. Denn die Begebenheit erschien uns sehr wichtig und fast unglaublich. Zuerst tobte das junge Volk so, daß man zu keiner Entscheidung kommen konnte. Dann aber erhob sich Hyllos, der bei uns für den besten Seher, den klügsten Deuter aller Vorzeichen und auch sonst in allem für einen Meister in seiner Kunst gilt. Der befahl, das Mädchen außerhalb der Grenzen unseres Landes zu verbrennen, denn das tue nicht gut, wenn man sie wieder innerhalb unserer Landesgrenzen bestatte. Dann müsse man dem Hermes Chthonios und den Eumeniden[4] ein Sühnopfer darbringen, daß sie von uns wichen. Das ganze Volk müsse entsühnt werden, die Heiligtümer müßten neu geweiht werden, und die üblichen Feiern für alle Gottheiten der Unterwelt müßten abgehalten werden. Das sagte er laut vor dem Volke. Mit mir aber sprach er insgeheim, was im Namen des Königs und von Staats wegen geschehen müsse. Man müsse dem Hermes opfern, dem Zeus als Schützer des Gastrechts und dem Ares. Und das alles müsse sehr ernst genommen werden. Als er uns so seine Meinung kundgetan, vollzogen wir alle seine Weisungen. Inzwischen aber hatte sich der Fremdling Machates, der, den das Gespenst heimgesucht hatte, selbst getötet; denn er war überzeugt, daß er doch nicht am Leben bleiben würde.

Bist Du nun der Meinung, daß über diese Dinge dem König Bericht erstattet werden soll, so schreibe mir sofort, damit ich Dich über die Persönlichkeiten, die dabei in Betracht kommen, genauer informiere. Lebe wohl.

AUS DEN BRIEFEN DES ARISTAINETOS

1. DER NEUE PARIS

Als ich gestern abend singend durch ein enges Gäßchen bummelte, nahten sich mir lächelnd mit Liebe verheißenden Blicken zwei schöne Mädchen — wären es nicht bloß zwei gewesen, so hätte ich sie für die Grazien gehalten. Sie führten in ungeschminkter Ehrlichkeit einen Liebeswettstreit untereinander auf und fragten mich folgendermaßen aus: „Deine schönen Lieder haben das grimme Geschoß des Liebesgottes in unsern Herzen haften lassen. Sage uns also bei deiner schönen Kunst, die unsere Herzen ent-

zückt hat wie unsere Ohren: wem zu Ehren singst du? denn jede von uns beiden behauptet, daß du sie liebst und unser eifersüchtiger Streit ist schon so weit gediehen, daß wir uns öfters deinetwegen in die Haare gekommen sind." „Beide seid ihr gleich schön", antwortete ich, „nur liebe ich keine von euch. Geht also, liebe Kinder, besänftigt euren Groll und streitet euch nicht länger. Ich liebe eine andere und eile zu ihr." „Hier in der Nähe", sagten sie, „wohnt kein schönes Mädchen und da willst du behaupten, du liebtest eine andere! Du lügst offenkundig! Schwöre, daß du keine von uns begehrst!" Da mußte ich lachen und rief aus: „So wollt ihr mir denn gegen meinen Willen einen Eid abzwingen?" „Mit Mühe und Not", sagten sie, „ist es uns gelungen, eine Gelegenheit zu finden, um auf die Straße herunter zu kommen. Und nun stehst du müßig da und verlachst uns! Aber du sollst uns nicht entrinnen und uns um unsere großen Hoffnungen betrügen!" Mit diesen Worten zogen sie mich in ihre Arme, ich aber ließ mir diese süße Nötigung gern gefallen. — Bis hierher klingt die Geschichte ganz gut und kann von jedermann angehört werden. Den Schluß jedoch kann ich nur andeutungsweise erzählen. Ich habe keine von ihnen beleidigt, indem ich ein improvisiertes Liebeslager fand, das jedoch den Anforderungen des Augenblicks genügte.

2. WEIBERLIST

In der Vorstadt feierte man ein Götterfest und überall gab es Gastmähler. So hatte denn auch Charidemos seine Freunde bestimmt dorthin zu einem Schmaus zu gehn. Mit den Gästen kam so auch ein Weib — auf ihren Namen kommt nichts an —, das Charidemos selbst — du kennst ja seine verliebte Art — sich geangelt hatte. Sie war auf dem Markt vor ihm hergegangen, und er hatte sie sofort angesprochen und überredet an dem Gelage teilzunehmen. Wie nun alle Gäste beieinander waren, kommt auch der Goldmensch von Gastgeber und bringt einen Alten mit sich, der auch mit uns eingeladen war. Wie jenes Weib nun diesen von ferne kommen sieht, entwischt sie schneller als man sich denken kann in ein Nebengemach. Dorthin läßt sie dann den Charidemos rufen und sagt ihm: „Da hast du in deiner Ahnungslosigkeit mir etwas Schönes angerichtet. Jener Alte ist mein Mann und hat sicher

auch meinen Mantel, den ich drinnen abgelegt und jetzt liegengelassen habe, sofort erkannt. Nun ist er natürlich voller Argwohn. Wenn du mir aber den Mantel heimlich zuschickst und einige Reste von der Mahlzeit beilegst, so will ich ihn dennoch an der Nase herumführen. Ich werde seine Gedanken, die jetzt in höchster Aufregung über mich sind, schon irreleiten." Als sie die Dinge erhalten hatte, eilte sie nach Hause zurück und kam auf irgendeinem Wege in rascher Flucht ihrem Mann zuvor. Dann ließ sie eine Freundin aus der Nachbarschaft kommen, und die beiden verabredeten nun, wie sie den Alten foppen wollten. Der kam denn auch sofort und stürmte mit Wutgebrüll ins Gemach. Er beschuldigte sie laut schreiend der Buhlerei und rief: „du sollst mein Ehebett nicht länger frech schänden!" Auf Grund des Mantels, den er gesehen hatte, hielt er sie des Ehebruchs für überführt und suchte schon in seiner Raserei nach einem Schwert. Da erschien gerade zur rechten Zeit die Nachbarin. „Hier, Liebste", sprach sie, „hast du dein Gewand zurück. Ich habe mein Gelübde dargebracht und es handelte sich, bei den Göttern, um etwas sehr Ernsthaftes. Ich bin dir von Herzen dankbar; so nimm denn auch etwas von den Speisen, die man uns vorsetzte." Bei diesen Worten kam der jähzornige Alte zur Besinnung und seine Leidenschaft legte sich. Sein Argwohn verging, und statt voll Zorns war er nun einmal voller Milde. Ja er entschuldigte sich sogar bei seiner Gattin. „Verzeihe mir, Frau," sprach er, „ich war von Sinnen, wie ich gestehen muß. Aber durch deine Keuschheit bewogen hat irgendeine gütige Gottheit uns freundlich diese hier zugesandt, die durch ihr Dazwischentreten uns beide gerettet hat."

LUKIAN

1. DER LÜGENFREUND

(Tychiades [= Lukian] erzählt dem Philokles eine Unterhaltung, die er am Krankenbett des Wunderpriesters Eukrates mit diesem, seinen Besuchern, den Philosophen Kleodemos, Deinomachos und Ion, und dem Arzte Antigonos gehabt hat. Die Unterhaltung war auf Wundergeschichten gekommen, und alle suchten den ungläubigen Tychiades durch selbsterlebte oder wohlbezeugte Wunder zu ihrem Glauben zu bekehren.)

... „Die Geschichte von der Bildsäule", fuhr Eukrates fort, „kannst du von meiner ganzen Familie hören. Denn sie ist allen meinen Hausgenossen, jung wie alt, in unzähligen Nächten erschienen." „Von welcher Bildsäule?" fragte ich. „Hast du nicht beim Hereinkommen in unseren Hof eine prachtvolle Bildsäule gesehen, das Werk des Demetrios, den sie den Menschenschöpfer[1] nennen?" „Den Diskuswerfer, der sich ganz nach der Vorschrift beim Losschleudern niederbückt und nach der Hand zurücksieht, mit der er die Scheibe abschleudern will? Das eine Knie ist etwas eingebogen, und man glaubt schon zu sehen, wie er sich nach dem Wurfe wieder aufrichten wird." „Den nicht," antwortete Eukrates, „das ist ja der Diskobol des Myron. Auch den Jüngling neben ihm meine ich nicht, der sich die Binde ums Haupt schlingt, das schöne Werk des Polyklet. Und auch nicht die Standbilder rechts vom Eingang, die Tyrannenmörder des Kritios und Nesiotes. Aber vielleicht hast du neben dem plätschernden Brunnen eine andere Gestalt gesehen, mit etwas vorhängendem Bauch, halbnackt, nur mit einem übergeworfenen Mantel, mit im Winde flatternden Barthaar und hervortretenden Adern — eine ganz individuelle Schöpfung. Es soll Pelichos, der Feldherr aus Korinth sein." „Beim Zeus," sprach ich, „ich sah so einen, rechts neben der Statue des Kronos. Es hängen Ehrenbänder an der Bildsäule und vertrocknete Kränze, und an ihre Brust sind goldene Blätter angeklebt." „Jawohl," sagte Eukrates, „ich habe ihn so vergolden lassen, da er mich zum drittenmal rettete, als ich am Fieber zu sterben drohte." „So war also der treffliche Pelichos auch Arzt?" fragte ich. „Spotte nicht, sonst wird er bald hinter dich kommen. Ich weiß, was diese von dir verlachte

Bildsäule vermag. Glaubst du nicht, daß er auch imstande ist, ein Fieber zu schicken, wenn er es zu vertreiben vermag?" „Nun wohl," sagte ich, „so möge die Bildsäule uns gnädig sein und wohlgesinnt, wenn sie so mächtig ist. Was habt ihr Hausbewohner alle sie denn nun aber eigentlich treiben sehen?"

„Sobald es Nacht wird", sagte jener, „steigt sie von ihrem Sockel herunter und durchkreist das Haus. Wir alle sind ihr schon gelegentlich begegnet und haben sie singen hören; sie hat aber noch niemandem ein Leid getan. Man muß ihr nämlich nur aus dem Wege treten, dann geht sie vorbei und tut denen nichts, die sie gesehen haben. Oft badet sie sich auch und amüsiert sich die ganze Nacht im Brunnen, so daß man das Wasser nur so klatschen hört." „Sieh nur zu," sagte ich, „daß es nicht etwa Talos, der Sohn des Minos aus Kreta[2] ist, und nicht Pelichos. Denn auch jener, der Umwandler Kretas, war aus Bronze. Wäre die Bildsäule aber nicht aus Erz, sondern aus Holz, so könnte sie gerade so gut ein Werk des Daidalos[3] sein wie eines des Demetrios. Denn sie läuft, wie du behauptest, ja ebenso von ihrer Basis davon." „Sieh nur zu, Tychiades," versetzte er, „daß dich dein Spott nicht noch einmal reut. Denn ich weiß nur zu gut, was jenem widerfuhr, der ihr die Obolen[4] raubte, die wir ihr alle Neumond zu opfern pflegen." „Solch ein Tempelschänder verdiente auch die allerschlimmste Strafe," fiel Ion ein. „Aber erzähle, wie sie ihn strafte, Eukrates. Ich möchte es gern hören, mag auch Tychiades noch so ungläubig sein."

„Es lagen," erzählte der nun, „viele Obolen zu ihren Füßen, außerdem waren Silbermünzen und silberne Blätter mit Wachs an ihrer Hüfte angeklebt als Votivgaben oder Dankgeschenke für Heilung von solchen, die vom Fieber befallen und von ihr davon befreit worden waren. Nun hatten wir als Pferdeknecht einen gottverfluchten libyschen Sklaven. Der wollte das alles nachts stehlen und nahm es weg, als er sah, daß die Bildsäule einmal schon von ihrem Sockel herabgestiegen war. Nun aber paß auf, wie Pelichos sich rächte und den Libyer entlarvte, als er bei seiner Rückkehr merkte, daß er bestohlen war. Die ganze Nacht irrte jener in unserem Hof im Kreise umher und konnte den Ausgang nicht finden, wie wenn er in ein Labyrinth geraten wäre. Am frühen Morgen wurde er dann mit seinem Raube in der Hand ertappt. Er erhielt dann eine tüchtige Tracht

Prügel und starb auch nicht lange nachher eines elendiglichen Todes. Denn er wurde von da an, wie er berichtete, jede Nacht geprügelt, so daß man am Morgen noch die Striemen sah. — So, nun verspotte den Pelichos, Tychiades, und sage, ich rede sinnloses Zeug, da ich so alt sei wie König Minos." „Aber Eukrates," sagte ich, „solange das Erz Erz ist und Demetrios von Alopeke es gegossen hat, der ein Menschenbildner war, aber keine Götter schuf, werde ich mich vor der Bildsäule des Pelichos nicht fürchten. Denn ich hätte mich nicht einmal vor dem lebenden Pelichos gefürchtet, wenn er mir gedroht hätte."

Danach sagte der Arzt Antigonos: „Auch ich, Eukrates, habe einen ehernen Hippokrates, ungefähr von der Höhe einer Elle. Der rumort aber nur im ganzen Hause herum, wenn die Lampe vor ihm erloschen ist. Er wirft meine Büchsen um, gießt die Heilmittel ineinander und stößt die Türe ein, namentlich, wenn wir das Opfer vergessen, das wir ihm alljährlich darzubringen pflegen." „So verlangt also auch schon der Arzt Hippokrates," sagte ich, „sein Opfer und wird zornig, wenn er nicht zur rechten Zeit wie eine Gottheit ersten Ranges sein vollwertiges Opfermahl erhält! Der könnte doch zufrieden sein, wenn man ihm ein gewöhnliches Totenopfer aus Honig und Wein darbrächte oder sein Haupt bekränzte."

„Nun höre folgendes Gesicht", sagte Eukrates, „das ich vor fünf Jahren hatte. Ich habe Zeugen dafür. Es war zur Herbstzeit, und ich hatte die Winzerknechte um die Mittagsstunde entlassen und ging eben allein in den Wald, um etwas im stillen zu überlegen. Als ich nun tiefer im Wald drinnen war, hörte ich zunächst Hundegebell und meinte, mein Sohn Mnason amüsiere sich und jage mit seinen Freunden im Dickicht, wie er das oft zu tun pflegte. Dem aber war nicht so. Denn kurz darauf entstand ein Erdbeben, eine Donnerstimme erscholl, und ich sah ein furchtbares Weib sich nahen, das beinahe ein halbes Stadion [300 Fuß] hoch war. Sie trug eine Fackel in der Linken und in der Rechten ein zwanzig Ellen langes Schwert. Unten war sie schlangenfüßig, und oben sah sie der Gorgo[5] gleich, so fürchterlich war ihr Blick und Antlitz. Statt der Haare ringelten sich ihr Schlangen um Haupt und Hals oder hingen von den Schultern über die Arme herab. Merkt ihr nicht, Freunde, wie mich

jetzt noch bei der Erzählung der Schauder packt?“ Mit diesen Worten zeigte uns Eukrates, daß selbst die Härchen an seinem Arme sich vor Schrecken emporsträubten. Ion, Deinomachos, Kleodemos und ihr Anhang starrten ihn vornübergebeugt mit aufgerissenen Mäulern atemlos an und verrichteten in der Stille ein Stoßgebet zu diesem unglaublichen Koloß einer Frau von 300 Fuß Höhe, diesem Riesenpopanz. Ich aber dachte bei mir: „Was sind das doch für Leute, die unsere Jugend ihrer Weisheit wegen aufsucht, und die die Menge bewundert! Sie unterscheiden sich ja doch nur durch ihr graues Haar und den langen Philosophenbart von den kleinen Kindern, ja sie sind der Lüge noch zugänglicher als diese.“ Deinomachos aber sprach: „Sage mir doch, Eukrates, wie groß waren die Hunde der Göttin?“ „Größer als indische Elefanten, auch schwarz wie diese, mit struppigem, schmutzigen Zottelpelz. Bei diesem Anblick blieb ich stehen, erhob die Hände und drehte zugleich den Siegelring, den mir der arabische Zauberer geschenkt hatte, nach der Innenfläche der Hand. Hekate aber, denn sie war es, stampfte mit ihren Schlangenfüßen auf den Boden, und sogleich tat sich ein gewaltiger Schlund auf, so groß wie die Unterwelt selbst. Gleich darauf sprang sie selbst hinein und verschwand. Ich aber faßte mir ein Herz und beugte mich über den Rand, indem ich mich an einem Baum in der Nähe festhielt, damit mir nicht schwindlig würde und ich kopfüber hinabstürzte. Da sah ich den ganzen Hades, den Feuerstrom, den Totensee, den Kerberos, die Toten, — so deutlich, daß ich einzelne Personen erkennen konnte. Auch meinen Vater sah ich ganz genau; er hatte noch die Kleider an, in denen wir ihn bestatteten.“ „Was aber taten die Toten?“ fragte Ion. „Was denn anderes, als daß sie nach Stämmen und Sippen geordnet sich mit Freunden und Verwandten auf der Asphodeloswiese gelagert die Zeit vertrieben.“ „Und da sollen,“ triumphierte Ion, „die Epikuräer weiter dem heiligen Platon und seinem Phaidon widersprechen! Sahst du nicht den Sokrates selbst und den Platon unter den Toten?“ „Den Sokrates ja, aber nicht so recht deutlich. Ich erriet ihn nur an seinem vorhängenden Bauch und seinem Kahlkopf. Den Platon aber erkannte ich nicht. Denn man muß den Freunden gegenüber, meine ich, die Wahrheit sagen. Gerade hatte ich das alles genau in Augenschein genommen, da schloß sich der Schlund wieder, und es kamen

auch einige meiner Diener, um mich zu suchen. Auch Pyrrhias, der dort steht, war dabei, und sie kamen gerade an, als die Kluft sich noch nicht ganz geschlossen hatte. Sag an, Pyrrhias, ob ich nicht die Wahrheit rede." „Ja, beim Zeus," sagte Pyrrhias, „ich habe auch noch Hundegebell aus dem Schlund heraufgehört, und es schien mir auch ein Feuerschein wie von Fackeln daraus hervorzuleuchten." Da mußte ich lachen über den Zeugen, der uns von freien Stücken noch Hundegebell und Fackelschein darein gab.

Kleodemos aber sagte: „Das ist durchaus nichts Unerhörtes, was du da schautest, und nichts, was nicht auch schon andere gesehen hätten. Auch ich habe, als ich vor nicht langer Zeit krank lag, ein ganz ähnliches Gesicht gehabt. Es behandelte mich damals hier unser Freund Antigonos. Es war der siebente Tag, und die Fieberglut ärger als der Scirocco. Alle hatten mich verlassen und die Türe hinter sich geschlossen und warteten draußen. So hattest du es angeordnet, Antigonos, um zu versuchen, ob ich nicht einschlafen könnte. Da tritt plötzlich, während ich wach daliege, ein wunderschöner Jüngling in weißem Gewand an mich heran, heißt mich aufstehen und führt mich durch einen Erdschlund in den Hades. Ich merkte das sofort, als ich den Tantalos, Tityos und Sisyphos sah und viele andere, die ich jetzt nicht aufzählen will. Als ich aber zur Stätte des Gerichts kam — Aiakos war da und Charon und die Moiren[7] und Erinyen —, saß da ein königlicher Mann, es war wohl Pluto, und verlas die Namen derer, die sterben sollten, weil sie den Termin ihres Lebens überschritten hatten. Der Jüngling, der mich hergebracht hatte, stellte mich nun vor ihn. Pluto aber wurde ärgerlich und sagte: ‚Weg mit ihm! Sein Faden ist noch nicht abgesponnen. Hole lieber den Schmied Demylos, der lebt schon über seine Spindel hinaus!' Ich sprang freudig auf und war sofort des Fiebers ledig. Nun verkündete ich allen, daß Demylos sterben werde, der in unserer Nachbarschaft lebte und, wie ich erfuhr, auch krank lag. Und richtig, nach kurzer Zeit hörten wir, wie die Seinen die Totenklage um ihn anstimmten."

„Was ist da Wunderbares dabei?" sagte Antigonos. „Ich kenne einen, der zwanzig Tage nach seiner Beerdigung wieder aufstand. Ich habe den Mann vor und nach seinem Tode behandelt." „Und wie war denn das möglich," fragte ich, „daß der Mann während

zwanzig Tagen nicht verweste und auch nicht Hungers starb? Du mußt da ja geradezu einen zweiten Epimenides[8] in Behandlung gehabt haben!"

Während dieser Unterhaltung kamen die beiden Söhne des Eukrates aus der Ringschule heim. Der ältere war schon über das erste Jünglingsalter hinaus, der andere aber etwa 15 Jahre alt. Sie begrüßten uns und setzten sich dann neben ihren Vater. Nun begann Eukrates wieder, wie wenn ihm beim Anblick der Söhne etwas eingefallen wäre. „So wahr ich Freude an diesen beiden erleben will" — und dabei legte er seine Hand auf sie —, „so wahr ist das, Tychiades, was ich dir jetzt erzählen will. Wie sehr ich meine selige Frau, die Mutter dieser Kinder, liebte, wissen alle, und ich habe es auch durch mein Verhalten gegen sie zu ihren Lebzeiten und auch nach ihrem Tode bewiesen. Denn damals habe ich ihren ganzen Schmuck und ihr Lieblingskleid mit ihr verbrannt. Sieben Tage nun nach ihrem Tode lag ich auf diesem Ruhebett so wie jetzt und suchte mich über meinen Kummer zu trösten, indem ich in der Stille Platons Phaidon las. Da kommt plötzlich die Demainete leibhaftig herein und setzt sich dahin, wo jetzt Eukratidas" — und damit wies er auf den jüngeren Sohn hin — „sitzt." Der Junge, der schon beim Anfang der Erzählung ganz gelb geworden war, schauderte jetzt nach Kinderart heftig zusammen. „Ich", fuhr Eukrates fort, „umarmte sie unter Jammern und Klagen. Sie aber verbot mir zu weinen und beschwerte sich, daß ich zwar sonst alle ihre Wünsche erfüllt hätte, aber die eine ihrer goldenen Sandalen nicht mit verbrannt hätte. Diese sei nämlich unter die Kleidertruhe gefallen, und deshalb hatten wir sie nicht finden können und nur die andere verbrannt. Während wir uns noch so unterhielten, fing unser verwünschtes Malteserhündchen, das unter dem Ruhebett lag, zu bellen an, und auf dieses Gebell hin verschwand sie. Die Sandale aber fand sich richtig unter der Kleidertruhe und wurde nachträglich verbrannt. Nun, Tychiades, vermagst du so handgreiflichen Tatsachen gegenüber, die sich fast alltäglich ereignen, deinen Unglauben aufrechtzuerhalten?" „Nein, beim Zeus!" entgegnete ich, „vielmehr sollte man die Zweifler, die sich so hartnäckig der Wahrheit verschließen, wie kleine Kinder überlegen und mit einer goldenen Sandale verprügeln!"

Während wir noch so sprachen, trat der Pythagoräer Arignotos ein. Ihr kennt ja den Mann mit dem wallenden Haar und dem feierlichen Gesicht, den sie wegen seiner Weisheit hoch preisen und sogar „den Heiligen" nennen. Als ich den sah, atmete ich auf. Denn der weise Mann, sagte ich mir, wird ihnen mit ihrem Wundergewäsch schon den Mund stopfen und ihre Lügen wie mit einem zweischneidigen Schwert durchhauen. Ja, es ist nicht anders: Fortuna selbst hat ihn mir in ihrer Gnade als einen deus ex machina zugesandt. Kleodemos machte ihm Platz, und er setzte sich und fragte zuerst nach dem Befinden des Kranken. Als ihm Eukrates geantwortet hatte, es gehe ihm schon wieder besser, sagte er: „Ihr waret wohl gerade am Philosophieren? Ich hörte so etwas beim Hereintreten, und die Unterhaltung schien mir gerade ganz interessant zu sein." „Ja," erwiderte Eukrates, „wir wollten gerade diesen Mann mit dem steinernen Herzen" — und damit deutete er auf mich — „davon überzeugen, daß es Geister und Gespenster gibt und daß die Seelen der Abgeschiedenen auf Erden umgehen und erscheinen, wem sie wollen." Ich meinerseits ward nun rot und schlug aus Respekt vor Arignotos die Augen nieder. „Vielleicht," ergriff nun dieser das Wort, „ist Tychiades der Ansicht, bloß die Seelen derer gingen um, die eines gewaltsamen Todes starben, so wenn jemand sich erhängt hat, wenn er enthauptet, gekreuzigt oder auf ähnliche Weise aus dem Leben befördert wurde. Hingegen die nicht, die auf dem üblichen Wege das Dasein verließen. Sagt er nämlich das, so möchte ich ihm nicht so ganz Unrecht geben." „Nein, beim Zeus," antwortete Deinomachos, „er behauptet, so etwas gäbe es überhaupt nicht, und niemand habe dergleichen gesehen."

„Wie?" rief Arignotos aus und sah finster auf mich, „du glaubst nicht an die Existenz von Dingen, die sozusagen die ganze Welt geschaut hat?" „Damit habt ihr meinen Unglauben selbst entschuldigt," gab ich zurück, „ich bin eben der einzige, der nichts der Art gesehen hat. Hätte ich das, so würde ich natürlich ebenso gläubig sein wie ihr." „Nun wohl," sagte Arignotos, „wenn du einmal nach Korinth kommst, so erkundige dich nach dem Hause des Eurybatides. Und wenn man es dir gezeigt hat — es liegt nicht weit vom Kraneion[9] —, so gehe hinein und sage dem Türhüter Tibios, du wollest die Stelle sehen, wo der Pythagoräer Arignotos habe nach-

graben lassen und den Geist ausgetrieben und dadurch das Haus wieder bewohnbar gemacht habe."

„Was war denn das für eine Geschichte, Arignotos?" fragte Eukrates. „Das Haus war lange Zeit unbewohnbar; denn wenn einer dort wohnen wollte, wurde er von einem furchtbaren Gespenst dermaßen erschreckt, daß er sofort floh. Es war daher auch schon am Verfallen; das Dach war eingestürzt, und es fand sich kein Mensch, der den Mut gehabt hätte es zu betreten. Als ich das hörte, packte ich meine Bücher zusammen — ich besitze eine ganze Bibliothek ägyptischer Zauberbücher — und ging um die Schlafenszeit dorthin. Mein Gastfreund widersetzte sich vergebens und suchte mich fast mit Gewalt zurückzuhalten, denn er war überzeugt, daß ich dem Tod in den Rachen liefe. Ich aber nahm ein Licht mit mir und ging ganz allein in das Haus. Im größten Zimmer stelle ich das Licht auf den Boden, setze mich daneben und fange ruhig zu lesen an. Der Geist kommt und meint, er habe es mit einem aus der großen Menge zu tun, der sich leicht werde einschüchtern lassen. Er erscheint mir also in scheußlicher Gestalt, ganz behaart und schwärzer wie die Nacht. Er sucht mir von allen Seiten beizukommen, um mich aus der Fassung zu bringen — bald war er ein Hund, bald ein Stier, bald ein Löwe. Ich aber greife zu meinen schauerlichsten Beschwörungsformeln und setze ihm in ägyptischer Sprache zu. So bannte ich ihn endlich in einen dunkeln Winkel des Hauses. Dann merkte ich mir die Stelle, wo er verschwunden war, und schlief den Rest der Nacht. Am andern Morgen hatten die Leute mich schon aufgegeben und vermuteten mich tot zu finden wie die andern vor mir — da trete ich plötzlich unvermutet in ihre Mitte und bringe dem Eurybatides die frohe Meldung, daß sein Haus gespensterfrei sei und er es künftig ohne Furcht bewohnen könne. Dann führte ich ihn und die vielen andern, die die wunderbare Geschichte hergeführt hatte, an den Ort, wo ich den Geist hatte verschwinden sehen. Dort hieß ich sie nun mit Hacke und Spaten nachgraben. Als sie es taten, fand man eine Klafter tief unter der Erde ein wohlerhaltenes Totengerippe. Wir bestatteten es, und seit der Zeit wird das Haus nicht mehr von Gespenstern heimgesucht."

So sprach Arignotos, ein Mann von übernatürlicher Weisheit, vor dem alle die höchste Ehrfurcht empfanden — und nun war keiner

unter den Anwesenden, der mich nicht für einen ausgemachten Dummkopf gehalten hätte, da ich immer noch an der Wahrheit von Dingen zweifelte, die Arignotos selbst bestätigt hatte. Ich aber ließ mich weder durch seine Prophetenmähne noch durch seinen großen Namen einschüchtern, sondern rief aus: „Ist es möglich! Auch du, Arignotos, auf den die Wahrheit ihre ganze Hoffnung setzte, auch du bist ganz erfüllt von Dunst und Hirngespinsten! Ja, das Sprichwort behält doch recht: Einen Schatz glaubten wir zu finden, und Kohlen fanden wir!" „Nun," entgegnete Arignotos, „wenn du weder mir Glauben schenkst, noch dem Deinomachos oder dem Kleodemos oder auch dem Eukrates selbst, so nenne uns doch einen Mann, der mehr Glauben verdient und der deine Ansicht teilt!" „Beim Zeus," sprach ich, „den kann ich euch nennen. Der von allen hochverehrte Demokrit aus Abdera[10] war fest überzeugt, daß nichts derartiges möglich sei. Er ließ sich in ein Grabmal außerhalb der Stadt einschließen und verbrachte dort seine Zeit, tags wie nachts, schreibend und philosophierend. Nun wollten ihm einige junge Leute einen Streich spielen und ihn in Angst versetzen. Sie legten schwarze Leichengewänder an und setzten sich Totenmasken auf, zogen dann hinaus und tanzten so einen tollen Reigen um ihn herum. Der aber fürchtete sich nicht vor ihrer Maskerade, sondern sah nicht einmal von der Arbeit auf und sagte nur, indem er ruhig weiterschrieb: ‚Nun hört einmal auf mit euren Dummheiten!' So fest war er davon überzeugt, daß die Seele nach ihrer Trennung vom Leibe nicht weiter existiere." „Damit beweist du nur," sagte nun Eukrates, „daß auch Demokrit unverständig war, wenn er diese Ansicht hegte. Ich aber will euch noch eine Geschichte erzählen, die ich nicht vom Hörensagen weiß, sondern die ich selbst erlebt habe. Vielleicht wirst dann sogar du, Tychiades, wenn du sie angehört hast, von ihrer Wahrheit bezwungen werden."

„Als ich mich als junger Mann in Ägypten aufhielt, wohin mich mein Vater Studierens halber geschickt hatte, bekam ich Lust den Nil hinaufzufahren nach Koptos, um den wunderbaren Laut zu hören, den die Memnonsäule bei Sonnenaufgang ertönen läßt. Das habe ich nun auch gehört, und zwar nicht nur einen sinnlosen Laut wie die große Menge, sondern Memnon selbst tat den Mund auf und gab mir ein Orakel in sieben Hexametern, die ich euch rezitieren

würde, wenn uns das nicht zu weit führte. Auf der Rückfahrt nun trug es sich zu, daß ein Mann aus Memphis mit auf dem Schiff war, ein Schriftgelehrter von bewundernswerter Bildung, der die ganze Weisheit Ägyptens kannte. Er soll 23 Jahre in den unterirdischen Grüften gelebt haben und dort von Isis selbst in der Magie unterwiesen worden sein." „Du sprichst von Pankrates[11], meinem Lehrer," unterbrach ihn Arignotos, „einem wahrhaft heiligen Mann. Nicht wahr, er war kahl geschoren, trug leinene Kleider und sprach kein ganz reines Griechisch? Weiter: ernstes Gesicht, lange Gestalt, Hakennase, vorstehende Lippen, etwas dünne Beine?" „Ganz recht, gerade von eben diesem Pankrates. Zuerst wußte ich nicht, was das für ein Mann war. Dann aber sah ich, daß er, so oft das Schiff hielt, allerlei Zaubereien verübte. So ritt er auf den Krokodilen und schwamm mitten unter den Ungeheuern herum, die großen Respekt vor ihm hatten und ihm mit den Schwänzen zuwedelten. Da erkannte ich freilich, daß er ein heiliger Mann war, und erwies ihm allerlei Freundlichkeiten, so daß er mit mir vertraut wurde und mir alle seine Geheimnisse mitteilte. Er überredete mich dann auch, alle meine Diener in Memphis zurückzulassen und mit ihm allein weiterzureisen. An Bedienung solle es uns nicht mangeln, sagte er. Das ging dann folgendermaßen zu.

Wenn wir in ein Wirtshaus kamen, nahm er den Türriegel oder den Besen oder die Mörserkeule, legte dem Ding Kleider an und sprach eine Zauberformel. Von da an schien das Ding allen Leuten ein lebendiger Mensch zu sein. Er ging weg, holte Wasser, kochte das Frühstück und trug es auf und wartete uns auch sonst auf wie der beste Bediente. Hatten wir aber seine Bedienung nicht länger nötig, so sprach mein Mann eine andere Zauberformel, und der Besen wurde wieder zum Besen und die Mörserkeule wieder zur Mörserkeule. Obgleich ich mir nun alle mögliche Mühe gab, gelang es mir nicht, ihm dies Kunststück abzulernen. Denn damit hielt er hinter dem Berge, obgleich er sonst der gefälligste Mensch war. Eines Tages aber trat ich, da es dunkel im Zimmer war, unbemerkt ganz nahe an ihn heran und hörte die Formel, die nur aus drei Silben bestand. Er wollte damals gerade auf den Markt gehen und gab der Mörserkeule noch einen Auftrag.

Am andern Tag nun, als er wieder auf dem Markt zu tun hatte,

verwandle auch ich die Mörserkeule mit den drei Silben zum Diener und befehle ihr Wasser zu holen. Sofort bringt sie einen Krug mit Wasser. „Schön," sage ich, „das genügt, also werde gefälligst wieder zur Mörserkeule." Die aber gehorcht mir nicht, sondern holt weiter Wasser, immer mehr Wasser, bis endlich das ganze Haus im Wasser schwamm. Mir wurde bange bei der Sache. Zudem fürchtete ich, Pankrates könne, wenn er dazu käme, die Geschichte übel nehmen; und das tat er dann auch. So packte ich denn ein Beil und zerhieb die Keule von oben nach unten in zwei Stücke. Aber nun ergriffen beide Teile einen Krug und liefen davon und statt eines Wasserträgers hatte ich nun zwei. In diesem Augenblick kam Pankrates hinzu, sah die Bescherung und gab ihnen wieder die alte Gestalt wie vor der Beschwörung. Dann aber verschwand auch er, und ich weiß nicht, wohin er sich gewandt hat." — „Du aber," fragte Deinomachos, „verstehst auch jetzt noch das Kunststück, aus einer Mörserkeule einen Menschen zu machen?" „Beim Zeus, ja, aber nur zur Hälfte!" entgegnete Eukrates. „Da ich sie jedoch nicht in den alten Zustand zurückversetzen kann, wenn sie erst einmal zum Menschen geworden ist, so liefen wir Gefahr, daß das ganze Haus unter Wasser gesetzt würde."

Da fing mir an die Geduld auszugehn . . .

2. DAS SCHIFF (oder: DIE WÜNSCHE)

(Vier Freunde, Lykinos, Timolaos, Samippos und Adeimantos, kommen vom Piraeus zurück, wo sie ein kolossales Schiff angestaunt und allerlei Betrachtungen über das Glück des Besitzers angestellt haben.)

. . . TIMOLAOS. — Wir haben noch ein tüchtiges Stück Weges bis zur Stadt zurück. Wie wär's, wenn wir den in vier Teile zerlegten und jeder von uns erzählte uns sein Teil lang, was er sich wohl von den Göttern wünschen würde. Dann würden wir die Beschwerden des Weges weniger spüren und hätten das Vergnügen, uns wachend die schönsten Träume zu verschaffen und es uns wohlsein zu lassen, solange wir wollen. Denn jedem steht das Maß seiner Wünsche völlig frei, und wir wollen annehmen, die Götter gewährten uns alles, wenn das auch sonst dem Lauf der Dinge widerspricht. Die Hauptsache dabei ist: man wird erkennen, wer seine Wunschkraft und seinen

Reichtum am besten verwertet. Denn nun wird es sich zeigen, wie er sich als Reicher benehmen würde.

SAMIPPOS. Recht so, Timolaos, ich schließe mich dir an, und wenn die Reihe an mich kommt, werde ich nach Herzenslust drauflos wünschen. Ob Adeimantos einverstanden ist, brauchen wir gar nicht zu fragen, denn der steht schon mit einem Fuße in „seinem" Schiff. Aber auch Lykinos muß zustimmen.

LYKINOS. O, ich werde dem allgemeinen Besten gewiß nicht im Wege stehen. Also schwelgen wir nur im Reichtum, wenn euch das Spaß macht.

ADEIMANTOS. Aber wer wird anfangen?

LYKINOS. Du, Adeimantos. Dann kommt Samippos und dann Timolaos. Wenn ihr mir nur das letzte halbe Stadion vor dem Tor übrig laßt, so will ich euch doch alle mit meinen Wünschen noch überflügeln.

ADEIMANTOS. Nun, ich kann mit meinen Wünschen immer noch nicht von dem Schiffe loskommen. Aber ich will mir, da uns das ja freisteht, noch weiteres dazu wünschen, was Hermes in Erfüllung gehen lassen möge. Also das Schiff wäre mein, mit aller Ausrüstung und der gesamten Ladung, auch den Matrosen und den Frauen, den hübschen Pagen des Kapitäns vor allem inbegriffen. Aber all der Weizen, der im Kielraum liegt, soll zu Gold werden. Für jedes Weizenkorn ein Goldstück!

LYKINOS. Da wird dein Schiff untergehen, Adeimantos. Denn Goldstücke und Weizenkörner wiegen gar ungleich.

ADEIMANTOS. Sei nicht so neidisch, Lykinos! Wenn du daran bist, magst du dir den ganzen Berg Parnes[13] da drüben in Gold wünschen, und ich werde schweigen.

LYKINOS. Ich tat's ja nur der Sicherheit willen, damit wir nicht alle mit dir ertrinken. Und auf uns käme es ja noch nicht einmal so sehr an, aber es wäre doch schade, wenn der hübsche Kleine ertränke, der sicher nicht schwimmen kann.

TIMOLAOS. Nur keine Sorge, Lykinos! Den würden sicher Delphine auf den Rücken nehmen und ans Land tragen.

ADEIMANTOS. Auch du, Timolaos, stimmst in die Witzelei des Lykinos ein, und du hast doch selbst die Sache in Vorschlag gebracht?

TIMOLAOS. Ja du hättest eben die Geschichte etwas glaubhafter machen müssen! Du konntest ja den Schatz unter deinem Bett finden und wärest dann auch der Schwierigkeit überhoben, das Gold vom Schiff in die Stadt zu bringen.

ADEIMANTOS. Da hast du recht. Also der ganze Schatz soll vor dem Steinbild des Hermes in meinem Hof gefunden werden[13], tausend Scheffel geprägten Goldes. Dann ist das erste, wie Hesiod[14] sagt, ein Haus, das ich mir höchst prächtig bauen werde. Weiter kaufe ich mir alle Landgüter um die Stadt herum zusammen und den ganzen Strand von Eleusis. Einiges übrigens auch am Isthmos, falls ich einmal Lust habe, die Spiele dort anzusehen. Aber das Gebiet von Sikyon kaufe ich ganz, und wo es sonst ein baumreiches, gutbewässertes, fruchtbares Gefilde in Hellas gibt — all das soll bald dem Adeimantos gehören. Euch aber lassen wir dann von lauterem Golde speisen, und die Becher sollen nicht so leicht sein wie die des Echekrates, sondern jeder mindestens 2 Talente schwer.

LYKINOS. Da möchte ich den Mundschenken sehen, der dir einen so schweren Becher wohlgefüllt reichen kann, oder dich selbst, wenn du eine solche Sisyphuslast stöhnend emporstemmst.

ADEIMANTOS. Mensch, ich bitte dich, pfusche mir nicht immer in meine Wünsche hinein! Ich will auch Tische und Ruhebetten von schwerem Golde haben, und wenn du nicht still bist, sollen auch die Diener selbst von Gold sein.

LYKINOS. Dann sieh nur zu, daß dir nicht auch Speise und Trank zu Gold wird wie dem Midas und du elend in deinem Reichtum auf die großartigste Weise dich zu Tode hungerst.

ADEIMANTOS. Wenn du nachher dran bist, kannst du ja deine Wünsche logischer gestalten. Ich aber wünsche mir auch purpurne Gewande und die ganze Lebenshaltung so üppig wie möglich. Ich werde schlafen, solange ich will, und dann werden mich meine Freunde umdrängen und mir ihre Bitten vortragen. Alles wird sich vor mir bis zur Erde neigen, und schon frühmorgens wird man vor meinen Türen auf- und abwandeln, um mir seine Aufwartung zu machen. Dann werden auch Kleainetos und Demokritos kommen, die hochnäsigen Herrn, und wenn sie dann vor den andern hineinwollen, dann werden ihnen meine sieben Türhüter, riesengroße Barbaren, die Türe vor der Nase zuwerfen, wie sie es jetzt andern machen. Ich

selbst aber werde, wenn es mir beliebt, wie die aufgehende Sonne hereintreten und für einige von ihnen auch nicht einen Blick übrig haben. Ist jedoch einer unter ihnen, der so arm ist, wie ich es war, ehe ich den Schatz fand, so werde ich ihn freundlich begrüßen und ihn auffordern, nach dem Bade zu der bei mir üblichen Stunde bei mir zu speisen. Die Reichen aber werden vor Neid ersticken, wenn sie meine Pferde und Wagen sehen und all die hübschen Pagen, gegen 2000, die Blüte der gesamten Jugend. Dann wird man wie gesagt auf Gold — denn das gemeine Silber paßt sich nicht für mich — bei mir speisen: Seefische aus Spanien, Wein aus Italien, Öl wieder aus Spanien, Honig von hier, aber er darf nicht mit Feuer geläutert sein, an Wildbret Eber und Hasen von überall her, an Geflügel Fasanen aus Kolchis, Pfauen aus Indien und Hähne aus Numidien. Meine Köche aber sollen die reinen Virtuosen in Kuchen und Saucen sein. Wenn ich einen Becher oder eine Schale verlange, um einem zuzutrinken, so soll der, den ich so auszeichne, austrinken und dann das Gefäß mitnehmen dürfen. Was man jetzt so reiche Leute nennt, die werden gegen mich nur arme Schlucker sein, und namentlich Diorikos wird nicht mehr in der Prozession sein silbernes Schüsselchen und Becherchen vor sich hertragen, wenn er sieht, wie bei mir nur die Sklaven Silbergeschirr berühren. Gegen die Stadt aber will ich mich ausnehmend freigiebig erweisen: jeden Monat lasse ich Geld verteilen, den Bürgern 100 Drachmen [80 Mk.] und jedem Zugezogenen die Hälfte. Dann lasse ich herrliche Theater und Bäder bauen, und das Meer wird in einem ungeheuren Kanal bis ans Doppeltor geleitet. Dort soll der Hafen sein, damit mein Schiff ganz nahe der Stadt ankern kann und schon vom Töpfermarkt aus den Leuten in die Augen fällt. Und was nun euch, meine Freunde, anbetrifft, so werde ich meinem Schatzmeister Befehl geben, dem Samippos 20 Scheffel gemünzten Goldes zuzumessen, dem Timolaos 5 Metzen, dem Lykinos aber nur eine einzige und die knapp gemessen, weil er ein Schwätzer ist und sich unterstanden hat, über meinen Wunsch zu spotten.

Das also wäre das Leben, was ich mir wünschte: reich sein im Übermaß und alle Lüste und Genüsse bis zum Grunde auskosten. — So, nun habe ich gesprochen, und Hermes möge den Wunsch in Erfüllung gehen lassen.

LYKINOS. Weißt du auch, Adeimantos, daß dein ganzer Reichtum an einem dünnen Faden hängt? Der kann leicht reißen, und dann ist es vorbei, und du besitzest, wie man zu sagen pflegt, Kohlen statt eines Schatzes.

ADEIMANTOS. Wie meinst du das, Lykinos?

LYKINOS. Ich meine, daß es sehr unsicher ist, wie lange du bei deinem ganzen Reichtum leben wirst. Wer weiß, ob du nicht, wenn der goldene Tisch schon vor dir steht, ehe du den indischen Pfau oder den numidischen Hahn gekostet hast, dein liebes Seelchen aushauchst und fortmußt, um all das den Raben und Geiern zu überlassen. Soll ich dir all die Leute aufzählen, die wegmußten, ehe sie ihren Reichtum genossen hatten: weißt du nicht auch, daß ein neidischer Dämon andere noch bei Lebzeiten all ihrer Schätze beraubt hat? Hast du nie von Kroisos und Polykrates gehört, die noch viel reicher waren als du und doch in kurzer Zeit alle ihre Schätze verloren? Doch davon einmal ganz abgesehen — wer verbürgt dir denn eine gute und dauerhafte Gesundheit? Siehst du nicht, wie viele Reiche ein elendes Dasein unter Schmerzen dahinschleppen? Die einen sind lahm, die anderen blind oder leiden an einer inneren Krankheit. Daß du z. B. nicht doppelt so reich sein wolltest, wie Phanomachos, wenn es dir ginge wie ihm, der leben muß wie ein gebrechliches Weib, das weiß ich, wenn du es auch nicht eingestehst. Und nun habe ich noch nicht einmal von den Nachstellungen gesprochen, die der Reichtum mit sich bringt, daß du nie vor Räubern und Mördern und vor dem Haß des Pöbels sicher sein wirst.

ADEIMANTOS. Immer mußt du mir widersprechen, Lykinos. Dafür sollst du nun auch nicht einmal eine Metze Gold erhalten, da du meinen Wunsch bis zuletzt verächtlich machst.

LYKINOS. Du handelst schon ganz wie die Reichen, die ihre Versprechungen gewöhnlich nicht halten. Aber nun fange du zu wünschen an, Samippos.

SAMIPPOS. Ich stamme, wie ihr wißt, aus dem Festland, von Mantineia in Arkadien. Daher wünsche ich mir kein Schiff, denn ich könnte ja damit doch nicht vor meinen Mitbürgern renommieren. Andrerseits werde ich auch den Göttern gegenüber nicht so kleinlich sein und sie um einen Schatz bitten, um abgezähltes Gold. Sie

können ja alles, auch was uns das Größte zu sein scheint, und das Gesetz des Timolaos erlaubt uns ja, im Wünschen nicht zaghaft zu sein und anzunehmen, daß sie alles gewähren. Also: Ich will ein König sein, aber nicht wie Alexander, der Sohn des Philipp, oder Ptolemaios oder Mithridates oder sonst einer, der durch Erbfolge ein Reich erhielt. Nein, ich fange als Räuberhauptmann an und wünsche mir nur 30 Spießgesellen, aber beherzte und zuverlässige Leute. Aus diesen 30 sollen dann nach und nach 300 werden, dann 1000 und bald darauf 10 000. So soll es fortgehen, bis ich eine Kriegsmacht von 50 000 Schwerbewaffneten und 5000 Reitern beieinander habe. Ich will ihr Führer sein, für den jeder einzelne gestimmt hat, weil sie mich für den geeignetsten halten, Leute zu kommandieren und jede Gelegenheit richtig auszunutzen. Schon dadurch werde ich mächtiger sein als alle Könige, weil ich von meinem Heere zum Kommando berufen bin wegen meiner eigenen Tüchtigkeit und nicht als der Erbe eines anderen, der sich aus eigener Kraft eine Krone erwarb. Denn sonst stünde meine Herrlichkeit so ungefähr auf der gleichen Stufe wie der Schatz des Adeimantos; auch ist es bei weitem angenehmer, sich selbst seine Machtstellung zu verdanken.

LYKINOS. Alle Wetter, du gibst dich nicht mit Kleinigkeiten ab. Nach freier Wahl von einer Heerschar von 50 000 zum Befehlshaber gemacht werden, das heißt doch noch ein Wunsch! Wunderbar, daß Arkadien[15] so ganz im stillen einen solchen König und Feldherrn hat heranwachsen lassen! Nun wohl — regiere drauf los und ziehe zu Felde mit deinen wohldisziplinierten Massen von Fußvolk und Reiterei. Vorwärts, denn ich möchte gern hören, wo alle diese ehrenwerten Arkadier hinwollen und welchen Unglücklichen ihr erster Besuch gilt.

SAMIPPOS. Also höre, Lykinos — oder besser, ziehe mit uns, ich werde dich zum General meiner 5000 Reiter machen.

LYKINOS. Ich danke für diese Ehre, o großer König, und werfe mich vor dir in den Staub mit auf den Rücken gelegten Händen, wie das die Perser tun, aus lauter Respekt vor deiner hohen Tiara und deinem Diadem. Aber ich muß dich bitten, lieber einen dieser stämmigen Gesellen hier zum Reitergeneral zu machen. Ich tauge verflucht schlecht zum Kavalleristen und habe bisher auch noch niemals

ein Pferd bestiegen. Es wäre wirklich zu befürchten, daß ich beim ersten Trompetensignal vom Roß stürze und von all den Hufen zu Brei zertreten werde. Vielleicht ist auch mein Pferd mutiger als ich, beißt in den Zaum und trägt mich mitten unter die Feinde. Zum mindesten müßte man mich an den Sattel schnallen, wenn ich obenbleiben und die Zügel in der Hand behalten soll.

ADEIMANTOS. Nun, Samippos, dann werde ich deine Reiterei kommandieren, und Lykinos soll auf dem rechten Flügel beim Fußvolk stehn. Es scheint mir auch billig, daß ich das beste Teil kriege, da ich dich mit so viel Scheffeln gemünzten Goldes bedacht habe.

SAMIPPOS. Da müssen wir die Reiter selbst fragen, ob sie dich zum General haben wollen. Ihr Reiter, wer damit einverstanden ist, daß Adeimantos das Kommando erhält, soll die Hand erheben!

ADEIMANTOS. Du siehst, Samippos, sie haben alle für mich gestimmt.

SAMIPPOS. Also gut, führe du die Reiterei und Lykinos den rechten Flügel. Timolaos, du kommst auf den linken Flügel, und ich selbst übernehme die Mitte, denn so machen es auch die Perserkönige, wenn sie persönlich zu Felde ziehen. Laßt uns nun also dem Zeus, dem Beschützer der Könige, ein feierliches Opfer bringen und dann durchs Gebirge auf Korinth vorgehn. Ganz Griechenland bezwingen wir dann ohne Schwertstreich — denn kein Mensch wird es wagen, einer solchen Heeresmacht entgegenzutreten. Dann schiffen wir uns auf Dreiruderern ein und verladen unsere Pferde auf Transportschiffe — im Hafen von Korinth sind die ja stets segelfertig, und dort gibts auch Proviant und was wir sonst noch brauchen — und fahren übers Ägäische Meer nach Ionien. Dort opfern wir der großen Artemis und nehmen die unbefestigten Städte ohne Mühe. Dann setzen wir überall Statthalter ein und marschieren auf Syrien zu durch Karien, dann durch Lykien, Pamphylien, Pisidien und beide Kilikien, bis wir an den Euphrat kommen.

LYKINOS. Mich aber, großer König, mache gefälligst zum Statthalter von Griechenland und laß mich hier bleiben. Ich bin etwas furchtsamer Natur und könnte es auch vor Heimweh nicht aushalten, wenn ich so weit weg müßte. Denn du willst vermutlich gegen die Armenier und Parther ziehen, streitbare Völker, die unangenehm sicher zielen. Daher übergib lieber einem anderen den

rechten Flügel und laß mich deinen Antipater[16] in Griechenland spielen. Denn sonst schießt mich armen Kerl, wenn ich an der Spitze deiner Phalanx einherziehe, sicher bei Susa oder Baktra einer mit seinem Pfeil durch und durch, an einer Stelle, wo ich ungepanzert bin.

SAMIPPOS. Was, Lykinos, du Memme, du willst noch desertieren, nachdem du bereits auf der Stammrolle stehst? Das ist offenbare Fahnenflucht und wird nach dem Gesetz mit dem Tod bestraft. — Also, wir sind jetzt am Euphrat. Wir haben eine Brücke über den Fluß geschlagen und das Land im Rücken ist vollständig sicher. Denn jedes Volk hat von mir seinen Statthalter bekommen, und einige Generale sind auch seitwärts ausgebogen, um uns inzwischen Phönikien, Palästina und Ägypten zu unterwerfen. Also, Lykinos, gehe du zuerst mit dem rechten Flügel über den Fluß, dann komme ich und dann Timolaos. Den Beschluß machst du, Adeimantos, mit der Reiterei. Solange wir durch Mesopotamien zogen, trat uns der Feind nirgends entgegen, sondern die Leute übergaben uns willig die Städte und Burgen ohne Widerstand. So sind wir bis nach Babylon gekommen und befinden uns jetzt unerwartet schon zwischen seinen berühmten Mauern und beherrschen die Stadt. Jetzt aber hat der Großkönig, der bisher in Ktesiphon verweilte, von unserm Anmarsch gehört. Er zieht uns nun wohlgerüstet nach Seleukia entgegen und beordert auch noch ungeheure Massen von Reitern, Bogenschützen und Schleuderern herbei. Unsere Späher melden uns, daß bereits 1000 mal 1000 Mann kampfbereit seien, darunter 200 000 Mann berittene Bogenschützen. Und doch ist der König von Armenien noch nicht eingetroffen und auch die Völker vom Kaspischen Meere und die Baktrer noch nicht, sondern es sind sozusagen nur die Leute aus der Umgegend und den Vorstädten der Residenz. So leicht wird es dem Großkönig, Millionen auf die Beine zu bringen. Es ist also hohe Zeit, daß wir jetzt Kriegsrat halten.

ADEIMANTOS. Meine Ansicht ist, daß ihr mit dem Fußvolk auf Ktesiphon zu vorstoßt und daß wir mit der Reiterei hierbleiben, um Babylon zu decken.

SAMIPPOS. Also auch du wirst zur Memme, wackerer Adeimantos, wenn du der Gefahr ins Antlitz schauen sollst? Was ist deine Meinung, Timolaos?

TIMOLAOS. Mit der ganzen Armee auf den Feind loszugehn! Wir dürfen nicht warten, bis er sich noch besser rüstet und noch mehr Bundesgenossen aufbietet. Nein, während er noch im Anmarsch ist, müssen wir über ihn herfallen.

SAMIPPOS. Wohl gesprochen! Und deine Meinung, Lykinos?

LYKINOS. Das will ich dir sagen. Wir sind jetzt gründlich müde von unserm Spaziergang. Denn wir sind am frühen Morgen zum Piraeus hinuntergegangen, und jetzt sind wir schon wieder 30 Stadien [5 km] gegangen, während die Sonne in voller Mittagsglut am Himmel steht. Deshalb ist meine Meinung, wir setzen uns hier unter die Ölbäume, etwa auf diese umgestürzte Säule, und ruhen uns aus. Später können wir dann den Rest des Wegs vollenden.

SAMIPPOS. Du glaubst also wirklich, mein Bester, du wärest noch in Athen, während du doch vor den Mauern von Babylon, umringt von einem ungeheuren Heer, im Kriegsrat sitzest, um über den Schlachtplan zu beraten.

LYKINOS. Ach, danke schön für die Erinnerung! Ich war wieder nüchtern geworden und wollte meines Herzens Meinung nicht verhehlen!

SAMIPPOS. So laßt uns denn angreifen, wenn's beliebt! Zeigt euch als Männer in der Gefahr und nicht unwürdig der heldenhaften Gesinnung der Vorfahren! Seht, die Feinde rücken schon an! „Ares, der Sturmgott!" laute die Parole. Wenn die Trompete bläst, so schlagt den Speer an den Schild und geht mit Hurrah im Sturmschritt auf den Feind los, daß wir bald in Speerwurfweite kommen und nicht vorher zuviel Leute durch ihre Pfeile verlieren. Seht, wir sind schon mitten im Gefecht! Timolaos auf dem linken Flügel hat seine Gegner schon geworfen, das sind eben Meder. Aber mir gegenüber hält das Zentrum stand — das sind nämlich Perser, und der Großkönig ist bei ihnen. Die ganze Reiterei der Feinde stürzt sich nun auf unsern rechten Flügel. Also Lykinos, zeige ihnen, was ein Held ist, und befiehl den Deinen, die Attacke aufzunehmen.

LYKINOS. Oh, ist das ein Unglück! Muß die ganze Reiterei gerade auf mich einsprengen! Aber wenn es gefährlich wird, so gehe ich zum Feinde über und rette mich da drüben in die Palästra. Ihr könnt dann hierbleiben und weiterfechten, solange ihr Lust habt.

SAMIPPOS. Tu' das ja nicht, denn du siehst, auch deine Leute

sind schon siegreich. Ich aber werde jetzt einen Zweikampf mit dem Großkönig ausfechten. Denn er fordert mich persönlich heraus, und es wäre feige, sich hinter seine Leute zu verkriechen.

LYKINOS. Nun, beim Zeus, du wirst gleich eine Wunde abhaben. Denn es ist ja Ehrensache für einen König, sich beim Kampf um die Krone eine Wunde zu holen.

SAMIPPOS. Da hast du recht! Aber die Wunde ist nur leicht und an einer Stelle, wo sie gut zu verdecken ist, so daß mich auch späterhin die Narbe nicht entstellen wird. Hast du aber gesehn, wie ich auf ihn einsprengte und mit einem Lanzenstoß ihn und sein Pferd durchbohrte?[17] Nun habe ich ihm den Kopf abgehauen und mir die Königskrone aufgesetzt. Seht, wie alle Völker sich vor mir in den Staub werfen und mich anbeten! Das heißt, nur die Barbaren sollen sich in den Staub werfen, über euch herrsche ich nach Hellenenart und beanspruche nur den Titel Oberster Feldherr. Und nun könnt ihr euch selbst sagen, wie viele Städte ich erbauen und nach meinem Namen benennen werde, wie viele andere ich mit Sturm nehmen und von Grund aus zerstören werde, wenn sie gegen meine königlichen Rechte nur im geringsten aufmucken werden. — Vor allem aber werde ich jetzt dem reichen Kydias zu Leibe rücken, der einst mein Nachbar war und an meinem Äckerlein die Grenze immer weiter verrückte, bis mir schließlich gar nichts mehr übrig blieb.

LYKINOS. Nun höre aber auf, Samippos! Denn du wirst nach einem solchen Sieg doch in Babylon ein Fest feiern wollen, und außerdem hast du längst über die Zahl deiner Stadien hinaus geherrscht. Nun ist's an Timolaos, sich zu wünschen, was sein Herz begehrt.

SAMIPPOS. Aber was sagst du zu meinem Wunsche, Lykinos?

LYKINOS. Unstreitig, du herrlichster aller Könige, zeugt er von einer größeren Energie, als der des Adeimantos; aber er brachte dir auch reichliche Mühen. Jener schlemmte und setzte seinen Zechgenossen goldene Trinkgefäße vor, je zwei Talente an Gewicht. Du aber ließest dich im Zweikampf verwunden und lebtest Tag und Nacht in Angst und Sorgen. Denn du mußtest dich ja nicht nur vor den Feinden fürchten, sondern ebenso vor tausend heimlichen Nachstellungen, vor dem Neid und Haß deiner Umgebung. Du sahst ja nur Schmeichler um dich, Leute, die dir Wohlwollen heuchel-

ten, weil sie dich fürchteten, oder etwas von dir erhofften, aber keinen einzigen wahren Freund. Und deshalb kamst du zu keinem rechten Genuß deiner Herrlichkeit. Ein bißchen Ruhm, ein golddurchwirkter Purpurmantel, eine weiße Stirnbinde und Trabanten mit Spießen vor dir her — das ist alles. Sonst aber hast du unendliche Mühe und nichts als unerfreuliche Beschäftigungen. Denn entweder mußt du mit den Abgesandten feindlicher Staaten verhandeln oder deinen Untertanen Recht sprechen oder ihnen neue Steuern aufhalsen. Und dann ist immer noch irgendein Volk im Reich abgefallen und ein anderes von draußen her im Anzuge. So jagt ein Argwohn und eine Befürchtung die andere, und du wirst von allen andern glücklich gepriesen — bloß nicht von dir selbst. Und weiter, empfindest du das nicht auch als eine Demütigung, daß du ebenso krank wirst wie der gemeinste deiner Untertanen, daß das Fieber nicht vor deinem königlichen Leib halt macht und der Tod nicht vor deinen Trabanten? Nein, plötzlich steht er da, wenn es ihm gut scheint, und schleppt dich weg ohne Rücksicht auf dein Wehklagen und ohne Respekt vor deinem Diadem. Und je höher du throntest, desto tiefer stürzest du jetzt herab und wandelst dieselbe Straße wie die große Menge und wirst ebenso vom Tode in der Heerschar der Toten fortgetrieben wie die andern. Höchstens hinterläßt du einen mächtigen Grabhügel mit ragender Säule oder eine Pyramide mit schön regelmäßigen Flächen. Aber was hast du selbst von diesen nachträglichen Ehren? Denn auch die Bildsäulen und die Tempel verfallen, die die Städte errichteten, die dir einen Kult weihten, und auch dein großer Name verhallt in kurzer Zeit, und niemand kümmert sich mehr um all das. Und gesetzt auch, man dächte deiner noch so lange, — was für einen Genuß hättest du davon, da dir jede Empfindung abgeht?

Aber jetzt ist die Reihe an dir, Timolaos, und von deiner Klugheit und Weltkenntnis erwarten wir, daß du die andern weit hinter dir zurückläßt.

TIMOLAOS. Nun denn, sieh zu, Lykinos, ob an meinem Wunsch etwas zu mäkeln ist oder zu bessern. Freilich, einen Goldschatz und Säcke voll Gold oder auch königliche Herrlichkeit, die, wie du richtig einwendest, mit Kriegen und Ängsten erkauft werden muß, werde ich mir nicht wünschen. All das ist so unsicher und so vielen

Anfeindungen ausgesetzt, daß die Last daran bei weitem die Lust übertrifft.

Ich also wünsche, daß mir Hermes zu guter Stunde begegne und mir einige Ringe schenke, die mit Zauberkräften begabt sind. Einer soll machen, daß ich immer kräftig und gesund und unverwundbar und jedem Schmerz unzugänglich bin. Ein weiterer soll die Kraft haben, den Träger unsichtbar zu machen, wie der, den Gyges besaß. Ein anderer soll mir die Kraft von mehr als 10 000 Männern geben, so daß ich allein mit Leichtigkeit eine Last aufheben kann, die diese nur mit Mühe bewegen können. Dann will ich einen, der mich im Fluge hoch über die Erde erhebt. Ein anderer gibt mir die Macht, alle Leute in Schlaf zu versenken und die Türen zu öffnen, allen Schlössern und Riegeln zum Trotz. Der mächtigste aber und mir liebste von allen Ringen soll mich beliebt machen bei schönen Knaben und Frauen, bei ganzen Völkern, ja überhaupt bei allen Menschen. Es soll keinen geben, der mich nicht immer voll Liebe im Munde führt, ja viele Frauen sollen aus Liebesgram um mich sich selbst aufhängen. Ebenso sollen die Knaben um meinethalb in Wahnsinn verfallen, und der soll sich glücklich schätzen, dem ich nur einen Blick zuwerfe, der aber, den ich übersehe, soll ebenfalls aus Liebesgram zugrunde gehn. Kurz, Hyakinthos, Hylas, Phaon[18] sollen gar nichts gegen mich sein. Und diese Zauberkraft will ich nicht nur kurze Zeit genießen, ich will nicht an die Dauer eines Menschenlebens gebunden sein. Nein, ich will 1000 Jahre in steter Jugendfrische leben, indem ich das Alter ungefähr alle 17 Jahre abstreife wie die Schlange die Haut. Dann wird mein Glück vollkommen sein. Denn alles, was andere besitzen, steht mir zur Verfügung, da ich Türen sprengen, Wächter einschläfern und ungesehen eintreten kann. Gibt es aber bei den Indern oder den Hyperboräern[19] etwas Wunderbares zu sehen, etwas Herrliches zu erwerben oder etwas Schönes zu essen oder zu trinken, so brauche ich mir das nicht erst kommen zu lassen, sondern ich fliege selbst hin und genieße alles nach Herzenslust. Wer könnte sich außer mir rühmen, den indischen Greifen gesehen zu haben oder den Vogel Phönix? Ich wäre der einzige, der über die Quellen des Nils Bescheid wüßte, und darüber, wieviel Land auf der Erde noch unbewohnt ist. Ich wüßte auch, ob in der Tat Antipoden die südliche Erdhälfte bewohnen. Weiter könnte

ich die Natur der Gestirne, der Sonne und des Mondes näher sehen, da ich vom Feuer nicht zu leiden hätte. Den größten Spaß aber würde es mir machen, wenn ich noch am gleichen Tag in Babylon melden könnte, wer diesmal in Olympia gesiegt habe. Habe ich Lust, so kann ich in Syrien frühstücken und in Italien zu Abend essen. Hätte ich einen Feind, so könnte ich mich an dem rächen, indem ich ihm unsichtbarerweise einen ordentlichen Felsblock auf den Kopf fallen ließe, der ihm den Schädel zerschmetterte, meinen Freunden aber zeigte ich mich erkenntlich, indem ich ihnen, während sie schlafen, Geld vors Bett regnen ließe. Wenn ich irgendwo einen übermütigen Frevler oder einen reichen Tyrannen wüßte, so kriegte ich den beim Schopfe und ließe ihn aus einer Höhe von beiläufig 12 Stadien [2000 m] auf Felsen herunterfallen. Meine Liebschaften könnte ich ganz ungestört aufsuchen, ich käme ungesehen zu ihnen und schläferte alles ein — bloß sie nicht. Und was denkt ihr von dem Vergnügen, außer Schußweite von oben herab einer Schlacht zuzusehen! Wenn es mir paßt, so ergreife ich die Partei der Besiegten, schläfere die Sieger ein und gebe denen, die eben noch flohen, einen vollständigen Sieg. Um es kurz zu sagen, die ganze Menschheit wäre ein Spielzeug in meiner Hand, alles wäre mein, und alle hielten mich für einen Gott. Das wäre die höchste Glückseligkeit, die mir niemand rauben noch mindern könnte und die ich in einem langen Leben mit Gesundheit genießen wollte.

Nun Lykinos, was hast du an diesem Wunsche auszusetzen?

LYKINOS. Nichts, Timolaos. Es wäre ja auch zu gefährlich, mit einem Manne anzubinden, der fliegen kann und stärker ist, als unser zehntausend. Bloß eine Frage erlaube mir. Hast du in allen den Völkern, über die du hinwegflogst, einen einzigen Mann gesehen, der so verrückt war, daß er bei deinen Jahren auf einem kleinen Ringe reiten, Berge mit seiner Fingerspitze versetzen und mit deinem Glatzkopf und deiner Stülpnase alle Welt in sich verliebt machen wollte? Und weiter, warum genügt zu dem allen nicht ein Ring? Warum überlädst du dich so mit Zauberringen, daß deine linke Hand der Last nicht mehr gewachsen ist und du auch noch die rechte zu Hilfe nehmen mußt? Und doch fehlt dir noch der wichtigste von allen Zauberringen, nämlich einer, der dir dein krankes Hirn gehörig ausputzte. Oder glaubst du, ein besonders scharfer Trank Nießwurz[40] tut's auch?

TIMOLAOS. Zum Glück mußt du ja auch einen Wunsch aussprechen. Nun werden wir ja wohl von dir, der uns alle so schikaniert hat, erfahren, was ein wirklich untadliger Wunsch ist.

LYKINOS. Wie, ich? Ich bin des Wünschens quitt. Seht, hier sind wir am Doppeltor. Du, trefflicher Samippos, mit deinem Zweikampf vor Babylon und du, Timolaos, mit deinem Frühstück in Syrien und deinem Abendessen in Italien, habt die mir bestimmten Stadien mit draufgehn lassen, und ich bin euch dankbar dafür. Denn mir würde es wenig Spaß machen, wenn mein windiger Reichtum so rasch verflöge und ich wieder ärgerlich in mein trocknes Brot beißen müßte. So aber wird es nunmehr euch gehen, wenn ihr aus euren königlichen Schatzkammern herausgetreten seid und eure Diademe abgelegt habt. Ihr werdet wie aus einem holden Traum erwachen und die rauhe Wirklichkeit sehr unangenehm empfinden, wie Schauspieler, die auf dem Theater Könige gespielt haben und zu Hause gewöhnlich hungern müssen. Und doch waren sie eben erst Kreon und Agamemnon. Natürlich werdet ihr jetzt über euer Tageslos klagen und schelten. Namentlich dir, Timolaos, wird es zumute sein wie dem Ikaros, als ihm die Flügel abschmolzen und er vom Himmel auf die Erde stürzte, wenn dir die Zauberringe von den Fingern gleiten und du wieder zu Fuß gehen mußt. Mir aber ist das mehr wert als alle Schätze und ganz Babylon, daß ich so herzlich über eure Wünsche lachen durfte. Wahrlich, meine Freunde, die ihr euch für Philosophen ausgebt, ihr habt mich schwer enttäuscht.

3. WAHRE GESCHICHTE

Ich schiffte mich einmal bei den Säulen des Herakles (Gibraltar) ein und fuhr bei günstigem Winde hinaus in den westlichen Ozean. Der eigentliche Grund und Zweck dieser Reise lag nur in meinem Fürwitz, es gelüstete mich neue Dinge kennenzulernen, und ich wollte gerne wissen, wo der Ozean aufhört und was für Menschen jenseits desselben wohnen. In dieser Absicht hatte ich sehr viel Proviant und einen genügenden Vorrat Trinkwasser an Bord genommen und hatte mir fünfzig meiner Altersgenossen, die ebenso dachten wie ich, zugesellt; für eine große Menge Waffen war gesorgt, und gegen hohen Lohn hatte ich mir den besten Steuermann,

den ich finden konnte, verpflichtet; dazu war mein Schiff, ein Schnellsegler, in Erwartung einer langen und gefahrvollen Fahrt besonders stark gebaut.

Den ersten Tag und die erste Nacht, solange das Land noch in Sicht blieb, ging es bei günstigem Winde in ziemlich ruhiger Fahrt voran; kaum aber war am nächsten Morgen die Sonne aufgegangen, da wurde der Wind stärker, die Wogen gingen immer höher, der Himmel verfinsterte sich, und wir waren nicht einmal mehr imstande das Segel einzuziehen. So mußten wir das Schiff gänzlich vom Winde treiben lassen und wurden volle neunundsiebzig Tage lang vom Sturme umhergeworfen. Am achtzigsten Tage aber brach auf einmal die Sonne durch, und wir sahen in geringer Entfernung eine hohe, bewaldete Insel vor uns liegen, um welche die Wogen, deren Ungestüm sich fast ganz gelegt hatte, friedlich anplätscherten. Wir hielten nun auf sie zu, gingen an Land und froh, nach so langer Not endlich gerettet zu sein, blieben wir lange Zeit dort am Strande liegen. Erst nach geraumer Zeit erhoben wir uns wieder, jedoch teilten wir uns jetzt: dreißig Mann wurden ausgesondert und mußten als Wächter beim Schiffe bleiben, die andern zwanzig sollten sich mit mir aufmachen, um das Innere der Insel zu erkunden.

Wir waren etwa drei Stadien (gegen 600 m) weit vom Meer weg durch einen Wald vorgedrungen, als wir einer ehernen Säule mit einer Inschrift in griechischen, aber halb erloschenen und verwitterten Buchstaben ansichtig wurden. Sie lautete: „Bis hierher sind Herakles und Dionysos gekommen." Auch fanden sich in der Nähe zwei Fußspuren im Felsboden, die eine ein Plethron (30 m) lang, die andere etwas kürzer, diese rührte meines Erachtens von Dionysos, jene größere von Herakles her. Da fielen wir andächtig auf die Knie und beteten, ehe wir unseren Weg fortsetzten. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als wir vor einem Flusse standen, der statt Wassers einen dem Chier ganz ähnlichen Wein führte, und zwar strömte er so voll und tief dahin, daß man ihn sogar da und dort hätte mit Schiffen befahren können. Um so mehr waren wir jetzt geneigt, der Inschrift jener Säule Glauben zu schenken, da wir so augenscheinliche Beweise vor uns sahen, daß Dionysos hier gewesen. Da ich nun auch den Ursprung

des Flusses erkunden wollte, verfolgte ich seinen Lauf gegen die Quelle hin, fand aber diese nicht, sondern nur eine Menge großer Weinstöcke, die voll Trauben hingen. Unten an jedem Stock rann der Wein in helleuchtenden Tropfen herab, und aus diesen vielen kleinen Rinnsalen bildete sich dann der Fluß. Auch viele Fische waren in dem Flusse zu sehen, die ganz die Farbe und den Geschmack des Weines hatten. Wir fingen einige, aßen sie und wurden davon ganz berauscht: kein Wunder! Denn als wir sie aufschnitten, fanden wir sie innen voller Hefe. Später jedoch kamen wir auf den Gedanken, andere, im Wasser lebende Fische mit diesen Weinfischen vermischt zu genießen, wodurch denn das Übermaß des Weingenusses gemildert war.

Nachdem wir hierauf an einer seichten Stelle den Fluß überschritten hatten, stießen wir auf Reben von ganz wunderbarer Art: der Teil am Boden, der Stamm, war aus dickem, starkem Holze, weiter aufwärts aber waren es Frauen, die bis auf die Hüften herab alles in der größten Vollkommenheit zeigten, etwa wie unsere Maler die Daphne darstellen, wie sie in dem Augenblick, da Apoll sie festhalten will, zum Baume wird. Aus ihren Fingerspitzen aber sproßten Zweige, die voller Trauben hingen, und sogar um ihre Köpfe wanden sich statt der Haare Ranken mit Weinlaub und Trauben. Und wie wir näherkamen, begrüßten sie uns und hießen uns willkommen, wobei die eine lydisch, die andere indisch, die meisten jedoch griechisch sprachen. Sie küßten uns auch auf den Mund, wer aber einen solchen Kuß bekam, war auf der Stelle berauscht und wie von Sinnen. Die Früchte aber wollten sie sich nicht abpflücken lassen, sondern schrien vor Schmerz laut auf, wenn man etwa eine abreißen wollte. Einige bezeugten sogar Lust sich mit uns in Liebe zu einen, und zwei meiner Gefährten, die sich mit ihnen eingelassen hatten, konnten sich nicht wieder losmachen, sondern blieben in der peinlichsten Stellung an ihnen haften und wuchsen und wurzelten dergestalt mit ihnen zu einem Stocke zusammen, daß auch ihnen die Finger in Zweige ausliefen und Weinranken sie umgaben und fast gar auch sie schon Trauben trugen. Da verließen wir sie und flüchteten auf das Schiff, wo wir unsern zurückgelassenen Gefährten alles erzählten, besonders auch, wie übel den beiden Freunden die Liebelei mit den Rebenjungfrauen bekommen war.

Hierauf nahmen wir Krüge, holten Wasser und schöpften zugleich auch Wein aus dem Flusse, und nachdem wir die Nacht in der Nähe am Strande zugebracht hatten, lichteten wir am andern Morgen bei mäßigem Winde die Anker. Aber um die Mittagszeit, als die Insel bereits unseren Blicken entschwunden war, überfiel uns plötzlich ein Wirbelsturm, der das Schiff im Kreise herumdrehte und wohl 3000 Stadien (über 500 km) hoch in die Lüfte emporhob, es aber nicht wieder auf dem Meer absetzte, vielmehr fuhr, wie es hoch oben in den Lüften schwebte, ein neuer Windstoß daher, der das Schiff mit geblähten Segeln eilends davonführte. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte diese Luftfahrt, bis wir endlich am achten eine Art großer Erde in der Luft erblickten, die gleich einer glänzenden, kugelförmigen Insel mit hellem Lichte leuchtend vor uns lag. Wir fuhren auf sie zu, legten an und gingen ans Land; und als wir uns näher umsahen, fanden wir, daß die Insel bewohnt und wohl angebaut war. Bei Tag konnten wir von dort aus nichts weiter sehen, aber sobald die Nacht einbrach, zeigten sich noch viele andere Inseln in der Nähe, größere und kleinere und alle feuerfarb; und unten in der Tiefe lag eine andere Erde mit Städten, Flüssen, Meeren, Wäldern und Bergen — vermutlich also die von uns bewohnte Erde.

Schon waren wir entschlossen noch weiter vorzudringen, als wir auf eine Anzahl *Roßgeier*, wie sie dort heißen, stießen, die sich sogleich unserer Personen bemächtigten. Diese Roßgeier sind Männer, die auf riesigen Geiern reiten und diese Vögel wie Pferde zu lenken wissen; die Geier selbst sind wahre Riesentiere und haben gewöhnlich drei Köpfe, wie groß sie sind, mag man daraus abnehmen, daß jede ihrer Schwanzfedern länger und dicker ist als der Mastbaum eines Frachtschiffes. Diese Geierreiter haben den Auftrag, das ganze Land zu umfliegen und jeden Fremden, den sie etwa antreffen, festzunehmen und vor den König zu führen. So erging es natürlich auch uns. Wie der König uns sah, schloß er aus unserem Äußeren und unserer Kleidung, was für Landsleute wir wären, und so war seine erste Frage: „Die Herren sind Griechen?“ Wir bejahten. „Wie habt ihr es denn gemacht, fuhr er fort, eine so gewaltige Strecke in der Luft zurückzulegen und zu uns heraufzukommen?“ Da erzählten wir ihm den ganzen Verlauf unserer

Reise, worauf er wieder das Wort nahm und auch seine Geschichte erzählte, er sei ebenfalls ein Mensch namens *Endymion* gewesen, aber einstmals im Schlafe von unserer Erde entführt und auf diese hier versetzt worden, wo er nun als König herrsche. Und zwar sei diese Erde dieselbe, die uns da unten als *Mond* erscheine. Übrigens sollten wir guten Mutes sein und keine Gefahr besorgen; man werde uns mit allem versehen, was wir nötig hätten. „Wenn ich erst den Krieg, den ich eben gegen die Einwohner der Sonne zu führen im Begriffe bin, glücklich beendigt habe, sollt ihr bei mir das glücklichste Leben führen, das sich nur immer denken läßt. Wenn ihr aber Lust habt, an dem Kriegszuge, den ich jetzt vorhabe, teilzunehmen, so werde ich jedem von euch einen Geier aus dem königlichen Marstalle und die sonstige Ausrüstung zur Verfügung stellen. Morgen rücken wir ins Feld." „Gut", sagte ich, „wir machen mit, dieweil du es für gut findest."

(Nachdem unsere Reisenden an dem abenteuerlichen und wechselvollen Kriege zwischen den Mondleuten und Sonnenbewohnern teilgenommen und die recht absonderlichen Merkwürdigkeiten des Mondes und seiner Bewohner eingehend kennen gelernt haben, setzen sie ihre Luftreise fort, die sie u. a. über den Morgenstern und den Tierkreis weiterführt).

Die folgende Nacht und den nächsten Tag hindurch waren wir mit gleichem Kurs immer abwärts gesteuert und kamen gegen Abend bei der sogenannten *Lampenstadt* (Lychnopolis) an. Diese Stadt liegt im Luftraum zwischen dem Bereich der Plejaden und der Hyaden, jedoch viel niedriger als der Tierkreis. Hier stiegen wir ans Land, erblickten jedoch keinen Menschen; dagegen sahen wir eine Menge Lampen hin- und herlaufen, die sich offenbar auf dem Markte und am Hafen zu schaffen machten. Die meisten waren klein und unscheinbar, das waren sozusagen die Armen, einige wenige, die in besonders hellem und glänzendem Lichte erstrahlten, gehörten offenbar zur Zahl der großen, vielvermögenden Herren. Jede hatte ihren eigenen Lampenpfahl, der ihr zur Wohnung diente, und ihren eigenen Namen wie wir Menschen; wir hörten sie auch eine Art Sprache sprechen. Wiewohl sie uns nichts zu Leide taten und uns sogar gastfreundlich einluden, war uns doch unheimlich bei ihnen zu Mute, und keiner von uns getraute

sich dort zu essen oder zu schlafen. — Mitten in der Stadt steht ihr Rathaus, wo ihre Bürgermeisterin die ganze Nacht hindurch sitzt und eine Lampe nach der andern mit Namen vor sich ruft; wer nicht gehorcht, wird wegen Fahnenflucht zum Tode d. h. zum Ausgelöschtwerden verurteilt. Wir standen nahe genug, um den ganzen Vorgang mitanzusehen, und konnten auch hören, wie die Lampen sich verteidigten und allerhand Entschuldigungen vorbrachten, weswegen sie sich verspätet hätten. Bei dieser Gelegenheit erkannte ich unsere eigene Hauslampe; ich redete sie an und erkundigte mich, wie es zu Hause stehe, und sie erzählte mir alles, was sie von dort wußte.

Selbige Nacht blieben wir noch in der Lampenstadt, aber am nächsten Tage lichteten wir die Anker und fuhren an den Wolken vorbei weiter. Nach drei Tagen sahen wir schon ganz deutlich den Ozean wieder, aber Land konnten wir keines erblicken außer jenen Inseln in der Luft, die in feurigem, überirdischem Lichte erstrahlten. Am vierten Tage ließ der Wind allmählich nach und legte sich schließlich ganz, da sanken wir wieder aufs Meer hinab.

Wer beschreibt unsere Freude und Wonne, als wir endlich wieder Wasser unter uns fühlten! In heiterster Stimmung hielten wir ein festliches Mahl, soweit es unsere Vorräte gestatteten, und dann sprangen wir ins Wasser, um nach Herzenslust darin zu schwimmen; denn es herrschte vollkommene Windstille, und das Meer war spiegelglatt.

Aber eine solche Wendung zum Besseren scheint oftmals nur der Vorbote noch größeren Unheils zu sein! Nur zwei Tage war unsere Fahrt bei gutem Wetter glatt weitergegangen, als wir mit Anbruch des dritten plötzlich gegen Osten eine Menge Walfische und andere Seeungetüme vor uns sahen, unter denen das größte, ein Walfisch, wohl 1500 Stadien (etwa 270 km) lang war. Dieses Untier schwamm mit solchem Ungestüm auf uns zu, daß das Meer schon weit vor ihm her und auf allen Seiten schäumend aufwogte; die Zähne, die uns sein offener Rachen sehen ließ, waren höher, als die größten Phallossäulen[21] bei uns, dabei so spitz wie Schanzpfähle und weiß wie Elfenbein. Wir aber vermeinten, unser letztes Stündlein sei gekommen, und auf alles gefaßt umarmten wir einander noch einmal: da war das Ungetüm schon da und

schlang uns mitsamt dem Schiffe auf einen Zug hinunter. Jedoch hatte es zum Glück nicht für nötig gefunden, uns erst mit den Zähnen zu zermalmen, sondern das Schiff rutschte einfach durch die Lücken seiner Zähne ins Innere hinab.

Wie wir nun drin waren, umgab uns zuerst eine so dichte Finsternis, daß wir rein nichts sahen, als aber nach einer Weile der Rachen wieder aufgähnte, sahen wir uns in einer riesigen Höhle von solcher Weite und Höhe, daß eine Stadt von 10 000 Einwohnern bequem darin Platz gefunden hätte. Überall lagen große und kleine Fische und sonst viele zermalmte Tiere und Schiffssegel und Anker, menschliche Gebeine und Warenballen umher. In der Mitte dagegen war eine förmliche Hügellandschaft, die sich vermutlich aus dem vielen Schlamm, den das Tier verschluckt hatte, gebildet hatte. Hier waren allerlei Bäume, ja ein ganzer Wald emporgewachsen, auch fehlte es nicht an Kräutern und Gemüsen, so daß man durchaus den Eindruck eines wohlangebauten Landes hatte; sein Umfang betrug 240 Stadien (40 km). Wir sahen auch verschiedene Seevögel, wie Möwen und Eisvögel, die auf den Bäumen ihre Nester hatten.

Zuerst konnten wir lange Zeit nur weinen. Allmählich erst gelang es den Mut der Gefährten wieder aufzurichten; wir machten vor allen Dingen unser Schiff durch Stützen fest, dann machten wir selbst uns daran die Feuerhölzer aneinander zu reiben und entzündeten so ein Feuer, woran wir aus dem Fleisch von allerhand Fischen, das ja in Hülle und Fülle vor uns lag, eine Mahlzeit kochen konnten; Trinkwasser hatten wir ja noch vom Morgenstern her an Bord.

Wie wir am folgenden Morgen aufstanden, erblickten wir, so oft der Walfisch zufällig den Rachen aufsperrte, bald Land und Berge, bald nichts als Himmel, öfters auch wieder Inseln; daran erkannten wir, daß er sich mit großer Geschwindigkeit in allen Teilen des Meeres herum bewegte. Mit der Zeit wurden wir des neuen Aufenthalts gewohnter; da nahm ich sieben meiner Gefährten mit mir und zog in der Absicht alles genau zu erforschen in den Wald. Ich war noch nicht fünf Stadien weit gekommen, da entdeckte ich einen Tempel, der laut Inschrift dem Poseidon geweiht war; etwas weiterhin kam ich an viele Grabhügel mit Denksäulen

und nicht weit davon an eine Quelle des klarsten Wassers. Zudem hörten wir auch noch einen Hund bellen, sahen in der Ferne Rauch aufsteigen und meinten auch etwas wie ein Gehöft zu erkennen. Wir verdoppelten also unsere Schritte und standen bald vor einem alten Mann und einem Jüngling, die gar emsig in einem Gemüsegarten arbeiteten und eben dabei waren, Wasser aus jener Quelle dorthin zu leiten. Erfreut und zugleich erschrocken blieben wir stehen; aber auch jenen mußte es wohl gerade so zu Mute sein, denn zunächst standen sie vor uns da, ohne einen Laut von sich zu geben; erst nach einer Weile begann der Alte: „Wer seid ihr, Fremdlinge? Seid ihr etwa Seegötter oder unglückliche Menschen gleich uns? Denn auch wir sind Menschen und Erdensöhne, jetzt aber sind wir Meerwesen geworden, die im Bauche dieses Ungeheuers eingeschlossen die See durchschwimmen, ohne auch nur recht zu wissen, was mit uns vorgeht. Manchmal kommt es uns vor, als wären wir längst gestorben, wiewohl wir noch zu leben überzeugt sind." Darauf erwiderte ich: „Alter Vater, auch wir sind Menschen. Erst seit kurzem sind wir hier angekommen, da wir samt unserem Schiffe verschlungen worden sind. Und jetzt haben wir uns aufgemacht und wollten gerne herausbekommen, was dieser Wald enthält, der uns sehr groß und dicht vorkam. Gewiß war es ein guter Gott, der uns zu dir führte; jetzt, da wir dich gesehen, wissen wir, daß wir nicht allein in diesem Walfisch eingeschlossen sind. Aber berichte uns doch dein Schicksal und sage uns, wer du bist und wie du hierher kommst." Aber der Alte meinte, ehe er uns nicht, so gut er es vermöchte, gastlich bewirtet habe, wolle er uns nichts erzählen noch auch uns um etwas fragen, und damit nahm er uns bei der Hand und führte uns in seine Wohnung, die er sich gemacht hatte. Sie war für seine Bedürfnisse bequem genug und mit Matratzen und allem Übrigen versehen. Erst nachdem er uns dort Gemüse, Früchte und Fische vorgesetzt und Wein eingeschenkt hatte und wir ordentlich satt waren, erkundigte er sich nach unseren Erlebnissen. Ich erzählte ihm alles hübsch nacheinander, den Sturm, die Abenteuer auf der Insel, die Luftfahrt, den Krieg und alles Übrige bis zum Augenblick unseres Hinabrutschens in den Walfisch. Da erstaunte er über die Maßen und erzählte dann auch seinerseits seine Geschichte. „Meine Freunde", so begann er, „ich

stamme aus Cypern. Mit meinem Sohne, den ihr vor euch seht, und mit vielen Sklaven war ich auf einer Handelsreise von meiner Heimat nach Italien begriffen. Auf einem stattlichen Schiffe, dessen Trümmer ihr vielleicht vorn im Rachen des Walfisches gesehen habt, führte ich reiche Ladung mit mir dorthin, und in glücklicher Fahrt waren wir bis auf die Höhe von Sicilien gelangt. Dort aber packte uns ein furchtbarer Sturm, der uns binnen drei Tagen in den offenen Ozean abtrieb; hier aber kamen wir leider dem großen Walfisch in den Weg, der das Schiff mit Mann und Maus verschlang. Dabei kamen alle unserer Leute ums Leben, nur wir zwei blieben übrig. Nachdem wir unsere Toten begraben hatten, erbauten wir dem Poseidon einen Tempel und fristen seitdem unser Leben in dieser Weise, indem wir unseren Gemüsegarten bestellen und uns daneben von Fischen und Baumfrüchten nähren. Wie groß der Wald ist, seht ihr selbst, er enthält auch eine Menge Weinstöcke, die einen vortrefflichen Wein geben; auch unsere Quelle mit ihrem herrlichen, kühlen Wasser werdet ihr vielleicht gesehen haben. Unser Lager bereiten wir aus Blättern, Holz zum Feueranmachen haben wir im Überfluß; auch auf Vögel machen wir Jagd, wenn solche hereingeflogen kommen, ja wenn wir auf die Kiemen des Ungeheuers hinausgehen, so können wir lebende Fische fangen und auch baden, so oft wir Lust dazu haben. Überdies liegt nicht sehr weit von hier ein See mit salzigem Wasser, der zwanzig Stadien im Umfang hat und Fische aller Art enthält; auch hier können wir zuweilen schwimmen oder auf einem kleinen Nachen, den ich mir gezimmert habe, rudern. Auf diese Weise sind uns, seitdem wir verschluckt worden sind, volle 27 Jahre vergangen. Und alles Übrige wäre vielleicht noch erträglich gewesen, wenn nur nicht unsere Nachbarn und Angrenzer, diese unverträglichen, rohen Gesellen, uns so gar viel Not und Gefahr bereiteten." „Wie?" rief ich, „gibt es denn in diesem Walfisch noch andere Bewohner?" „O sehr viele", erwiderte der Alte, „aber lauter feindselige, abenteuerlich gestaltete Geschöpfe. Im westlichen Teil des Waldes gegen den Schwanz des Walfisches zu wohnen die *Tarichanen* (Salzfischler), ein streitbares, trotziges und gefräßiges Volk mit Aalaugen und Krebsgesichtern. Auf der anderen Seite an der rechten Wand hin hausen die *Tritonomendeten*[22], deren

obere Hälfte einem Menschen, deren untere einer Eidechse gleicht, diese sind übrigens nicht so böse und gewalttätig wie die andern. Linker Hand wohnen die *Karkinocheiren* (Krebsarme) und *Thynnokephalen* (Thunfischköpfe), diese beiden Stämme sind mit einander verbündet und befreundet. Die Mitte des Landes haben die *Paguriden* (Schalschwänze) und *Psettopoden* (Schollenfüßler) inne, ein streitbares und außerordentlich schnellfüßiges Volk. Die östliche, dem Rachen zunächst liegende Gegend ist, weil sie leicht vom Meere überspült wird, großenteils unbewohnt. Trotzdem habe ich hier meine Wohnung, wofür ich den Schollenfüßlern noch einen jährlichen Tribut von 500 Stück Austern entrichten muß. So ist also dies Land beschaffen; für uns aber heißt es zusehen, daß wir im Kampfe mit so viel Völkerschaften uns am Leben erhalten." „Wieviel Mann sind es denn eigentlich?" fragte ich. „Mehr als tausend." „Und was für Waffen führen sie?" „Nur Fischgräten." „Nun gut", meinte ich, „da wäre es doch das Beste, mit ihnen herzhaft anzubinden, da wir bewaffnet sind und sie nicht. Schlagen wir sie, so werden wir fürderhin hier ohne Angst hausen."

Der Vorschlag gefiel dem Alten, und wir begaben uns also zu unserem Schiffe zurück, um uns zu rüsten. Den Anlaß zum Kriege sollte aber die Nichtbezahlung des gerade fälligen Tributs abgeben. Und richtig, jene schickten Gesandte, um den Tribut einzufordern; Skintharos aber, so hieß der Alte, jagte die Boten mit einer hochfahrenden Antwort davon. Hierüber wurden zunächst die Schollenfüßler und Schalschwänze so aufgebracht, daß sie mit vielem Lärm zum Angriff heranrückten. Wir aber waren auf diesen Angriff gefaßt und erwarteten ihn unter Waffen. 25 von meinen Leuten hatte ich vorausgesandt mit dem Befehle, sich in einen Hinterhalt zu legen und scharf aufzupassen, bis die Feinde vorbeigezogen wären, dann sollten sie vorbrechen. Und so geschah's: während sie dann die Feinde im Rücken angriffen und auf sie einhieben, traten wir übrigen, ebenfalls 25 Mann stark, denn auch Skintharos und sein Sohn fochten mit, ihnen von vorn entgegen und hielten uns in dem gefährlichen Kampfe, der sich entsponnen, so stark und mutig, daß es uns schließlich gelang, sie aus dem Felde zu schlagen und bis in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen. Von den Feinden fielen 170, von den unsrigen nur einer, unser Steuermann,

dem die Rippe einer Seebarbe den Rücken durchbohrt hatte. Jenen Tag nun und die folgende Nacht kampierten wir auf dem Schlachtfelde, nachdem wir das trockene Rückgrat eines Delphins als Siegeszeichen aufgerichtet hatten. Am folgenden Tage erschienen auf die Kunde von dem Vorgefallenen auch die anderen Feinde; den rechten Flügel nahmen die Salzfischler ein, ihr Führer war Pelamos, den linken die Thunfischköpfe, die Krebsarme das Zentrum. Die Tritonomendeten, die es mit keinem Teile verderben wollten, verhielten sich ruhig. Wir rückten den neuen Feinden bis an den Poseidontempel entgegen, dort kam es zur Schlacht unter großem Geschrei, von dem der ganze Walfischbauch wie eine gewaltige Höhle widerhallte. Auch diese Gegner konnten wir dank unserer überlegenen Bewaffnung in die Flucht schlagen, verfolgten sie bis in den Wald hinein und blieben fortan die Herren des Landes.

Nach kurzer Zeit schickten sie Herolde an uns ab, um ihre Toten abzuholen und Friedensvorschläge zu machen; wir aber fanden es nicht für geraten uns darauf einzulassen, sondern rückten folgenden Tags abermals gegen sie ins Feld und machten alle samt und sonders nieder mit Ausnahme der Tritonomendeten. Als diese nämlich sahen, wie wir hausten, liefen sie davon, wischten zu den Kiemen hinaus und sprangen ins Meer. Wir aber durchstreiften das ganze, nunmehr von den Feinden gesäuberte Land und wohnten seitdem unangefochten beisammen. Unsere Zeit brachten wir zumeist mit Jagd und Leibesübungen zu, pflegten unsere Reben, holten die Früchte von den Bäumen und lebten ganz wie Leute, die in einem großen Kerker, aus dem kein Entrinnen möglich ist, sich's recht wohl und behaglich sein lassen. Ein Jahr und acht Monate brachten wir auf diese Art hin.

Aber am fünften Tage des neunten Monats beim zweiten Maulaufreißen des Walfisches, (denn dies tat er alle Stunden einmal, so daß wir immer die Stunden danach zählten), beim zweiten Maulaufreißen also hörten wir plötzlich lautes Geschrei und Getöse, wie von Kommandorufen und Ruderschlägen. In großer Aufregung wagten wir uns bis zum Rachen des Ungeheuers vor und sahen dort, hinter seine Zähne tretend, das abenteuerlichste Schauspiel, das mir in meinem ganzen Leben vorgekommen: gewaltige

Riesen, jeder ein halbes Stadion (90 m) hoch, kamen auf großen Inseln wie auf Galeeren herangefahren. Ich weiß, man wird meine Erzählung unglaublich finden, ich will aber doch berichten, was ich erlebt. Die Inseln waren nicht sehr hoch, aber ziemlich lang, jede hatte ungefähr hundert Stadien im Umfang, und auf jeder fuhren etwa 120 jener Riesen heran. Von diesen saßen die einen auf beiden Seiten der Insel hintereinander und schafften mit gewaltigen Cypressenbäumen, an denen sie alle Äste und alles Laub gelassen hatten, die Insel wie mit Rudern vorwärts. Hinten aber, gewissermaßen auf dem Hinterdeck, stand auf einem hohen Hügel ein Steuermann, der ein ehernes Steuerruder regierte, das wohl fünf Stadien lang war. Auf dem Vorderteil aber standen ihrer ungefähr vierzig in Waffen zum Kampfe bereit, die in allem wie Menschen aussahen, nur daß ihnen statt des Haupthaars Feuerflammen auf dem Kopfe loderten, daher sie denn auch keine Helme brauchten. Die Stelle der Segel aber vertrat auf jeder dieser Inseln ein dichter Wald, in dem der einfallende Wind sich fing und die Insel so fortbewegte, wie der Steuermann wollte; bei den Ruderern stand ein Rudermeister, der den Takt angab, und so fuhren sie rasch rudernd wie Kriegsschiffe dahin.

Anfangs sahen wir nur zwei oder drei solcher Inseln; nach und nach aber kamen ihrer wohl 600 zum Vorschein, die sich gegen einander aufstellten, um sich eine regelrechte Seeschlacht zu liefern. Viele rannten mit den Vorderteilen hart gegen einander an, viele wurden auch durch Rammstoß in den Grund gebohrt, wieder andere verwickelten sich ineinander, und es kam zu hartnäckigen Kämpfen, und sie ließen sich nicht leicht wieder los. Denn die auf dem Vorderteil postierten Krieger bewiesen allen nur möglichen Mut, sprangen auf die feindliche Insel, machten nieder, was ihnen in den Wurf kam, und gaben keinen Pardon. Statt der eisernen Enterhaken schleuderten sie gegeneinander riesige, an Taue gebundene Polypen, die den Wald der feindlichen Insel mit ihren Fangarmen umschlangen und diese so festhielten. Als Wurfgeschosse, mit denen sie schwere Wunden beibrachten, dienten Austern so groß wie die Heuwagen und Schwämme vom Umfang einer Ackerhufe. Der Führer der einen Flotte hieß *Aiolokentauros* (Sturmkentaur), der der anderen *Thalassopotes* (Meersäufer). Den

Anlaß zum Kampfe hatte, wie es schien, ein Raubzug gegeben, denn es hieß, Thalassopotes habe dem Aiolokentauros viele Herden Delphine geraubt; soviel konnte man wenigstens aus den gegenseitigen Zurufen abnehmen, in denen die Namen der beiden Könige immer wieder vorkamen. Schließlich blieb die Partei des Aiolokentauros Sieger: nachdem sie gegen 150 Inseln der Feinde in Grund gebohrt und drei andere samt der Mannschaft erobert hatten, machten die übrig Gebliebenen kehrt und suchten das Weite. Die Sieger verfolgten sie noch eine zeitlang, kehrten aber mit Einbruch des Abends um und wandten sich wieder zu der Stelle zurück, wo noch die Wracks aus der Seeschlacht trieben, von denen sie die meisten in ihre Gewalt bekamen, ebenso konnten sie auch einige der ihrigen wieder beiholen; aber auch von ihrer Seite waren nicht weniger als achtzig Inseln untergegangen. Dann errichteten sie auf dem Kopfe des Walfisches ein Siegesmal der Inselschlacht, indem sie eine der feindlichen Inseln dort an einem Pfahl fest machten. Die Nacht verbrachten sie neben dem Ungeheuer, nachdem sie ihre Inseln mit Tauen daran festgebunden oder sich dicht daneben vor Anker gelegt hatten, denn sie führten auch sehr große und starke Anker aus Glas bei sich. Tags darauf brachten sie ein feierliches Opfer auf dem Rücken des Walfisches dar, wo sie auch ihre Toten begruben, und schließlich fuhren sie vergnügt und eine Art Siegeslieder singend von dannen. So war der Verlauf dieser Inselschlacht.

Seit dieser Zeit nun dünkte mir der Aufenthalt im Walfisch und das Leben, das wir führten, ganz unerträglich, so daß ich beständig Mittel und Wege suchte, wie wir herauskommen könnten. Der erste Plan, auf den wir verfielen, war, uns durch die rechte Seite einen Ausweg zu graben, auf dem wir entwischen konnten. Wir machten uns auch ans Werk und gruben drauf los; als wir aber wohl fünf Stadien weit gegraben hatten und immer noch kein Ende abzusehen war, standen wir von diesem Vorhaben ab; statt dessen beschlossen wir den Wald anzuzünden, denn dadurch dachten wir, müßte der Walfisch doch zu Grunde gehen, und dann werde es uns ein Leichtes sein, herauszukommen. Wir fingen also damit an, daß wir den Teil, der dem Schwanz am nächsten lag, in Brand steckten. Volle sieben Tage und sieben Nächte brannte der Wald,

ohne daß das Ungetüm die Hitze zu spüren schien; erst am achten und neunten bemerkten wir, daß ihm übel war, denn es öffnete den Rachen träger und matter als gewöhnlich, und wenn es ihn einmal auftat, so klappte es ihn gleich wieder zu. Am zehnten und elften ging es immer mehr mit ihm zu Ende und es roch schon recht übel. Am zwölften Tage aber fiel uns noch knapp zur rechten Zeit ein, wenn man nicht beim Maulaufreißen die Backenzähne mit Balken auseinandersperre, so daß es den Rachen nicht mehr schließen könne, so würden wir Gefahr laufen, in dem toten Körper eingeschlossen zu bleiben und elend zu Grunde zu gehen. Wir sperrten ihm also mit großen Balken den Rachen auseinander und machten dann unser Schiff seefertig, indem wir einen möglichst großen Vorrat von Trinkwasser und sonstigen Bedarf an Bord schafften; zum Steuermann wurde Skintharos bestimmt.

Am nächsten Tag war das Untier ganz tot; wir aber zogen das Schiff den Rachen herauf, schoben es durch die Zahnlücken, befestigten es mit Tauen an den Zähnen und ließen es ganz sachte ins Wasser hinab. Hierauf bestiegen wir den Rücken des Walfisches und brachten dort bei dem Siegesmal dem Poseidon ein Opfer dar. Noch drei Tage mußten wir einer Windstille wegen dort oben zubringen, am vierten endlich segelten wir ab. Beim Weiterfahren stießen wir auf eine Menge Leichen aus der Seeschlacht; einige, die gegen unser Schiff herangetrieben wurden, maßen wir und staunten über die ungeheure Größe dieser Leiber.

Einige Tage ging unsere Fahrt bei günstigem Wetter glücklich vonstatten, dann aber setzte ein starker Nordwind ein, der so grimmige Kälte brachte, daß die ganze See fest gefror und zwar nicht nur an der Oberfläche, sondern wohl 400 Klafter tief! Wir verließen daher das Schiff und ergingen uns auf der Eisfläche. Da aber der anhaltende scharfe Frostwind uns auf die Dauer unerträglich wurde, halfen wir uns nach dem guten Rate des Skintharos auf folgende Weise: wir gruben in das gefrorene Wasser eine sehr geräumige Höhle und blieben dreißig Tage lang darin, indem wir ein gutes Feuer unterhielten und uns von den Fischen nährten, die wir beim Graben gefunden hatten. Da uns aber nach und nach die Lebensmittel ausgingen, kamen wir wieder heraus, machten unser eingefrorenes Schiff wieder flott, spannten die

Segel aus und glitten nun sanft und leicht wie auf dem Wasser über das Eis dahin. Am fünften Tage fiel warmes Tauwetter ein, die Kälte hörte auf, und alles wurde wieder zu Wasser.

Nachdem wir ungefähr 300 Stadien weit gefahren waren, kamen wir in ein neues Meer, das nicht mehr von Wasser, sondern von lauter Milch war. Auch eine weiße, mit Weinreben bewachsene Insel war darin zu sehen. Die Insel aber war eigentlich ein riesiger, fester Käse, (wie wir in der Folge erkannten, da wir davon aßen), der einen Umfang von 25 Stadien hatte. Die Reben hingen voller Trauben; wenn wir jedoch die Beeren ausdrückten, so bekamen wir nicht Wein, sondern Milch zu trinken. In der Mitte der Insel war ein Tempel errichtet, der, wie die Inschrift angab, der *Nereide Galatea* („Gala", die Milch) geweiht war. Solange wir uns also dort aufhielten, diente uns das Land als Speise und Zukost, die Traubenmilch aber war unser Getränke. . . . .

Nach einem Aufenthalte von fünf Tagen auf dieser Insel lichteten wir am sechsten unter einer leichten Brise, die das Meer sanft kräuselte, die Anker. Am achten Tage, da wir schon nicht mehr durch das Milchmeer fuhren, sondern uns bereits wieder in salzigem, blaugrünem Meerwasser befanden, sahen wir eine Menge Menschen über das Meer hinlaufen; sie waren in allem Übrigen, an Körperbildung und Größe uns ähnlich, nur daß sie Füße aus Kork hatten, daher sie denn auch, wie mich dünkt, den Namen *Phellopoden* (Korkfüßler) trugen. Wir unsresteils machten große Augen, als wir sie so hübsch trocken, aufrecht und ohne alle Furcht über die Wogen hinspazieren sahen. Sie kamen sogar auf uns zu, begrüßten uns auf griechisch und teilten uns mit, daß sie sich eben auf dem Heimweg nach ihrer Vaterstadt *Phello* (Korkheim) befänden. Eine Zeit lang leisteten sie uns Gesellschaft, indem sie neben unserem Schiffe herliefen, hernach aber wünschten sie uns eine glückliche Reise und wandten sich nach links hin. Und wirklich war unter mehreren Inseln, die bald darauf sichtbar wurden, eine linker Hand, ganz in unserer Nähe, die sich als die Insel *Phello*, das Ziel jener Reisenden, erwies: wir sahen dort eine Stadt, die auf einem ungeheuren, runden Korkblock erbaut war. . . . . . Uns gerade gegenüber, aber in einer Entfernung von mindestens 500 Stadien, lag eine einzelne, breite und niedrige Insel. Als wir

allmählich näher kamen, umfächelte uns eine wunderliebliche, süßduftende Luft, gleich jener, die nach dem Zeugnis des Geschichtsschreibers Herodot dem Reisenden vom glücklichen Arabien entgegenweht. Es war uns, als ob uns der süße Duft von Rosen und Narzissen, von Hyazinthen, Lilien und Veilchen, dazu von Myrten, Lorbeer und Weinblüten auf einmal umfinge. Entzückt von diesen Wohlgerüchen und voll froher Ahnung eines Glückes nach so langem Ungemach waren wir bald nahe genug an der Insel und konnten ringsum eine Menge sicherer und geräumiger Buchten und verschiedene silberhelle Flüsse, die sich in sanftem Lauf mit dem Meere vereinigten, unterscheiden, dazu grüne Auen und Haine und zahlreiche Singvögel, die sich teils am Ufer, teils von den Zweigen hören ließen. Eine leichte, milde Luft umfloß das ganze Land: mit sanfter Bewegung durchwehte ihr süßer Hauch den Hain und brachte in den bewegten Zweigen ein anhaltendes, melodisches Singen und Klingen hervor, etwa wie wenn auf einsamer Höhe der Wind auf einer Hirtenflöte spielt (die ein Hirte dem Pan dort aufgehängt hat). Mitunter vernahm man auch ein lauteres Getön vermischter Stimmen, es war aber kein unangenehmer Lärm, sondern klang wie von einem fernen Gastmahle, wo die einen Musik machen, die andern das Flöten- oder Zitherspiel mit Beifallrufen und Händeklatschen begleiten.

Bezaubert von all diesen Eindrücken fuhren wir dem Lande zu, und nachdem wir angelegt, verließen wir das Schiff, in dem nur Skintharos mit zwei Gefährten zurückblieb. Wir anderen waren noch nicht weit über eine blühende Wiese fortgegangen, als wir einigen Wächtern und Strandhütern in die Hände liefen, die uns sogleich mit Rosenketten, (den stärksten Fesseln, die man hier kennt), fesselten und vor ihren Hauptmann führten. Unterwegs erfuhren wir von ihnen, daß wir uns auf der sogenannten *Insel der Seligen* befänden und der Kreter *Rhadamanthys* hier herrsche.

(Unsere Reisenden werden vor den Rhadamanthys gebracht, der eben Gerichtssitzung abhält, und erhalten schließlich die Erlaubnis, sieben Monate auf der Insel zu verweilen).

Sobald diese Entscheidung gefällt war, fielen die Rosenketten von selbst von uns ab, wir waren frei und wurden sogleich in die Stadt und von da zur Tafel der Seligen geführt. Die Stadt ist aus

lauterem Golde, und eine smaragdene Ringmauer umgibt sie. Jedes ihrer sieben Tore ist aus einem einzigen Zimtbaum gearbeitet; der Boden der Stadt und das ganze Pflaster innerhalb der Ringmauer ist von Elfenbein. Die Tempel aller Götter sind aus Beryll erbaut, darinnen stehen mächtige Hochaltäre, jeder aus einem riesigen Amethystblock, auf denen die großen Staatsopfer dargebracht werden. Rings um die Stadt fließt ein Strom des herrlichsten Rosenöls, hundert königliche Ellen. (etwa 50 m) breit und fünfzig tief, so daß er bequem schiffbar ist. Ihre Bäder sind Paläste aus Krystallglas, sie werden mit Zimtholz geheizt, und in den Wannen ist statt gemeinen Wassers erwärmter Tau.

Die Kleidung der Bewohner besteht aus sehr feinen, purpurnen Spinnweben. Sie selbst aber haben eigentlich keine Leiber, sondern unberührbar und ohne Fleisch und Bein haben sie nur die Gestalt und Erscheinung eines Leibes, aber sie können, wennschon sie körperlos sind, doch stehen und sich bewegen und denken und sprechen; kurz es sind gewissermaßen bloße Seelen, die da umhergehen und sich mit dem Scheine eines Körpers umkleidet haben, gleichsam aufrechtwandelnde, hellfarbige Schatten, die man nur, solange man sie nicht berührt, für körperhaft halten könnte. Niemand wird dort älter, sondern er bleibt auf der Altersstufe, auf der er beim Hinkommen war. Auch wird es bei ihnen weder Nacht noch ganz heller Tag, sondern ein milder Dämmerschein, wie er in der Morgenfrühe vor Sonnenaufgang herrscht, erfüllt dort die Erde. Auch kennen sie nur eine Jahreszeit, denn bei ihnen ist ewiger Frühling und Zephyr der einzige Wind, der hier weht. Das ganze Land prangt daher mit allen Blumen und zahmen, schattigen Bäumen jeder Art. Zwölfmal des Jahres tragen ihre Reben; ja die Granat- und Apfelbäume und überhaupt die Obstbäume tragen, wie man uns versicherte, sogar dreizehnmal, da sie in einem Monate, der bei ihnen der Minosmonat heißt, zweimal Früchte tragen. Anstatt des Weizens wachsen aus den Spitzen der Ähren dort fertige Brötchen wie Schwämme hervor. Rings um die Stadt entspringen 365 Quellen mit Wasser und ebensoviele mit Honig, ferner 500, jedoch etwas weniger ergiebige, mit köstlichem Salböl; überdies gibt es sieben Flüsse mit Milch und acht mit Wein.

Der Ort, wo sie tafeln, liegt außerhalb der Stadt in dem sogenannten Elysischen Gefilde. Das ist eine wunderschöne Wiese, umgeben von einem dichten Haine von allerlei Bäumen, in deren kühlem Schatten die Seligen auf Blumenpolstern bei Tische liegen. Zephyre bedienen sie und bringen alles her, was sie verlangen. Nur zum Weineinschenken braucht man sie nicht, denn rings um die Tafel stehen große gläserne Bäume vom reinsten Krystallglas, die statt der Früchte allerhand Becher von verschiedener Gestalt und Größe tragen. Wenn nun einer sich zur Tafel begibt, bricht er sich einen oder ein paar solcher Becher ab und stellt sie vor sich hin, worauf sie sich augenblicklich von selbst mit Wein füllen. So ist also für das Getränke gesorgt. Man bringt auch keine Kränze mit, sondern Nachtigallen und andere Singvögel holen Blumen von den benachbarten Wiesen herbei und lassen sie auf die Tafelnden herabschneien, während sie singend über ihren Häuptern herumfliegen. Und zu den Salben kommen sie auf folgende Weise: dichte Wolken, die sich mit den wohlriechenden Essenzen aus jenen Quellen und jenem Flusse vollgesogen haben, sammeln sich über den Speisenden und träufeln unter dem gelinden Drucke sanfter Winde ihre Wohlgerüche wie einen zarten Tau auf diese herab.

Während der Mahlzeit ergötzen sie sich an Musik und Gesang. Am liebsten singen sie die Gedichte des Homer, der auch selbst mitschmaust, er hat seinen Platz über dem Odysseus. Den Beginn des Konzerts machen dann Knaben- und Jungfrauenchöre, bei denen Eunomos von Lokri, Arion von Lesbos, Anakreon und Ste ichoros vorsingen und mitmachen. Wenn diese aufhören, folgt ein zweiter Chor von Schwänen, Schwalben und Nachtigallen, und wenn diese fertig sind, dann hebt mit dem Wehen der Abendlüfte der ganze Hain an zu klingen und zu flöten. Am meisten aber trägt folgendes zur fröhlichen Stimmung bei: neben der Tafel entspringen zwei Quellen des Lachens und der Lust; aus beiden trinkt jeder zu Beginn der Mahlzeit, so bringen sie dann die ganze Zeit vergnügt und lachend hin.

(Es folgt eine längere Aufzählung der berühmten Personen, die der Erzähler auf der Insel der Seligen kennen lernte, und die mit diesen geführten Gespräche sowie einige weitere Erlebnisse). . . . Sechs Monate unseres Aufenthalts waren bereits verflossen,

aber gegen Mitte des siebenten passierte eine böse Geschichte. Der Sohn unseres Skintharos, Kinyras, ein hübscher, stattlicher Bursche, war schon seit geraumer Zeit in die Helena verliebt, und es war nur gar zu deutlich, daß auch sie in rasender Leidenschaft für den Jungen erglühte. Während der Tafel war ein ewiges Zunicken und Zutrinken zwischen den beiden, und wenn alles noch sitzen blieb, stand unser Pärchen allein auf und spazierte im Walde herum. Endlich wußte sich Kinyras in seiner Leidenschaft nicht mehr zu helfen und faßte den Entschluß, die Helena zu entführen und mit ihr zu entfliehen. Die Schöne war damit ganz einverstanden, sie wollten sich schleunigst nach einer der nächstgelegenen Inseln, nach Korkheim oder der Käseinsel, davonmachen und hatten auch schon seit geraumer Zeit drei der Beherztesten unter meinen Gefährten mit ins Geheimnis gezogen und eidlich verpflichtet. Kinyras Vater hingegen durfte nichts von der Sache erfahren, denn jener wußte, daß er ihn daran verhindern würde. So wurde denn der Anschlag ganz nach dem Plane ausgeführt: einstmals zur Nachtzeit, (ich selbst war nicht um den Weg, denn ich war über der Tafel eingenickt), holten sie, ohne daß es eine Seele merkte, die Helena und fuhren mit ihr in aller Eile auf und davon.

Um Mitternacht wachte Menelaos auf, und wie er das Bett seiner Gemahlin leer fand, erhob er ein großes Geschrei, holte seinen Bruder Agamemnon und eilte mit diesem zum Palast des Rhadamanthys. Mit Tagesanbruch meldeten die Späher, sie sähen das Schiff, das aber schon recht weit entfernt sei. Sofort bemannte Rhadamanthys eine Barke, die aus einem einzigen Stück Asphodill gezimmert war, mit fünfzig Helden, um den Flüchtigen nachzusetzen, und diese ruderten so scharf, daß es ihnen gegen Mittag gelang sie einzuholen, als sie eben im Begriffe waren, in die Milchsee unweit der Käseinsel einzufahren. Um ein Haar also wären sie entkommen. Jetzt aber wurde ihr Schiff mit Rosenketten an der Barke festgemacht, und so ging die Fahrt zurück. Helena schämte sich sehr und verhüllte unter Tränen ihr Antlitz im Schleier. Aber an den Kinyras und seine Gesellen richtete Rhadamanthys nur die Frage, ob sonst noch jemand um ihren Anschlag gewußt habe, als sie dies verneinten, ließ er sie erst mit Malven geißeln und dann, an den Schamgliedern gebunden, an den Ort der Gottlosen abführen.

Es wurde aber auch beschlossen, daß wir vor Ablauf der festgesetzten Zeit die Insel verlassen sollten, nur den folgenden Tag durften wir noch hier zubringen.

(Rhadamanthys gibt dem Lukian beim Abschiede noch gute Weisungen für die ferneren Abenteuer und eine Malvenwurzel als Talisman für Augenblicke höchster Gefahr. Die Weiterreise führt dann zur Insel der Verdammten, von da zur Insel der Träume und zu weiteren Abenteuern, von denen noch zwei hier mitgeteilt werden).

Beim Weiterfahren begegneten uns höchst absonderliche Wunderzeichen: die geschnitzte Gans, die (als Zierrat) hinten an unserem Schiffe angebracht war, fing auf einmal an die Flügel zu schlagen und laut zu schnattern, und unser Steuermann Skintharos, der längst schon einen Kahlkopf hatte, bekam auf einmal seine Haare wieder; was aber das Allerseltsamste war: der Mastbaum unseres Schiffes fing an auszuschlagen, Zweige zu treiben und oben in seinem Wipfel Feigen und dunkle, wenn auch noch nicht ganz reife, Trauben zu tragen. Man kann sich leicht denken, wie bestürzt uns der Anblick dieses Wunder machte und wie wir die Götter anflehten, das Unheil, das uns diese abenteuerlichen Erscheinungen ankündigten, von uns abzuwenden.

Wir waren aber noch nicht 500 Stadien weit gefahren, als wir einen ungeheuren, dichten Wald von Fichten und Zypressen vor uns sahen. Anfangs hielten wir es für festes Land, aber es war ein abgrundtiefes, mit Bäumen überwachsenes Meer. Und wiewohl die Bäume keine Wurzeln hatten, so standen sie dennoch fest und aufrecht da oder schienen vielmehr so auf uns zuzuschwimmen. Je näher wir kamen und je deutlicher wir alles wahrnahmen, um so ratloser wurden wir, was wir anfangen sollten. Zwischen den Bäumen hindurchzufahren war unmöglich, denn sie standen zu dicht und geschlossen neben einander, aber auch wieder umzukehren erschien recht mißlich. Daher stieg ich auf den höchsten Baum, um zu erspähen, wie es jenseits des Waldes aussehe, und fand, daß er sich über fünfzig Stadien (9 km) und noch etwas weiter erstrecke und dann wieder ein neues Meer komme. Da faßten wir den Entschluß, unser Schiff auf die Kronen der ungemein dicht stehenden Bäume hinaufzuheben, um es so womöglich in das andere Meer

hinüberzuschaffen. Gedacht, getan. Wir befestigten ein starkes Tau am Schiffe, stiegen auf die Bäume und zogen es mit unendlicher Mühe zu uns hinauf. Als wir es glücklich auf den Wipfeln oben hatten, spannten wir alle Segel auf und fuhren nun, einen kräftigen Wind im Rücken, so flott darüber weg als ob wir noch auf dem Meere schifften.

... Nachdem wir so den Wald glücklich überwunden hatten und wieder ans Wasser kamen, ließen wir unser Schiff wieder in gleicher Weise auf dieses hinab und fuhren nun durch klare, spiegelhelle Fluten dahin, bis wir vor einer gewaltigen Kluft halt machen mußten, die sich durch Auseinandertreten der Wassermassen gebildet hatte, gerade wie man oft auf dem Lande Spalten sehen kann, die infolge von Erdbeben entstanden sind. Wiewohl wir sofort alle Segel einzogen, ließ sich unser Schiff nur mit Mühe zum Stehen bringen und wäre beinahe in den Abgrund gestürzt. Es war ein erstaunlicher, unbeschreiblicher Anblick, als wir uns überbogen und sahen, daß es wie an einer steil abgeschrofften Wasserwand wohl 1000 Stadien tief senkrecht hinunterging. Bei weiterer Umschau entdeckten wir aber in mäßiger Entfernung rechts eine Brücke aus Wasser, die über den Abgrund führte und auf der das Wasser vom einen Meer zum anderen strömte und so die Oberfläche der beiden Gewässer mit einander verband. Wir ruderten also auf diese Brücke zu und kamen auch, eigentlich wider alles Erwarten, glücklich hinüber; ein halsbrecherisches Stück Arbeit war es freilich gewesen.

... Am Abend legten wir an einem ziemlich kleinen Eiland an, das von Weibern bewohnt war, die wir der Sprache nach für Griechinnen hielten. Sie kamen auf uns zu, nahmen uns bei der Hand und hießen uns gar freundlich willkommen. Alle waren schön und jung, trugen bis auf die Füße reichende Schleppgewänder, sonst aber waren sie ziemlich hetärenmäßig aufgetakelt. Die Insel hieß Kabbalusa, die Hauptstadt Hydramardia. Als nun diese Frauenzimmer jede einen von uns mit sich als Gast in ihre Wohnung nahmen, blieb ich meinerseits ein wenig zurück, denn mir schwante nichts Gutes, und richtig, wie ich genauer Umschau halte, sehe ich eine Menge Menschenknochen und Schädel herumliegen. Aber sofort ein Geschrei zu erheben, meine Gefährten zusammenzu-

rufen und zu den Waffen zu eilen hielt ich nicht für geraten, vielmehr zog ich meine Malvenwurzel hervor und richtete ein inbrünstiges Gebet an sie, mir doch aus diesen Nöten herauszuhelfen. Nicht lange hernach, als meine Wirtin sich geschäftig um mich bemühte, bemerkte ich, daß unter ihrem Gewande keine Weiberbeine, sondern Eselshufe hervorsahen. Darauf gehe ich sogleich mit gezücktem Schwerte auf sie los, bemächtige mich ihrer und binde sie; da mußte sie mir denn, wenn auch ungern, alle meine Fragen beantworten. Sie seien Meerweiber, erfuhr ich, Onoskeleen (Eselsfüßlerinnen) genannt, und fräßen die Fremdlinge, die in ihr Land kämen. „Wir machen sie erst trunken, sagte sie, wenn sie dann auf dem Lager neben uns eingeschlafen sind, überfallen wir sie." Als ich das vernommen, ließ ich das Weib gebunden dort liegen, ich aber rannte auf das Dach und rief mit lautem Geschrei meine Gefährten zusammen. Sobald sie beisammen waren, entdeckte ich ihnen alles, zeigte ihnen die herumliegenden Gebeine und führte sie zu meiner Gefangenen hinein. Die aber ward augenblicks zu Wasser und war nicht mehr zu sehen; als ich trotzdem den Versuch machte und das Schwert ins Wasser stieß, da wurde dieses zu Blut.

Da rannten wir in aller Eile zu unserem Schiffe und fuhren davon. Und als der nächste Morgen graute, erblickten wir ein festes Land vor uns, von dem wir vermuteten, es werde das Land sein, das dem von uns bewohnten Erdteil gegenüber liegt. Unser erstes war auf unsere Kniee zu fallen und unser Gebet zu verrichten; hierauf überlegten wir, was nun werden sollte. Die einen wollten nach kurzer Landung einfach wieder umkehren und zurückfahren, andere hingegen meinten, wir sollten das Schiff hier zurücklassen, selbst aber ins Innere eindringen, um das Land und seine Bewohner kennen zu lernen. Während wir noch so hin und her überlegten, überfiel uns ein heftiger Sturm, der das Schiff mit solcher Gewalt an die Küste schmetterte, daß es in Trümmer ging. Wir selbst hatten große Not uns mit Schwimmen zu retten: außer unseren Waffen und den wenigen Dingen, die einer sonst noch an sich raffen konnte, war uns nichts geblieben.

Das ist es also, was mir bis zu meiner Ankunft in besagtem anderen Weltteile ... begegnet ist. Was nun weiter in diesem Lande erfolgte, werde ich in den folgenden Büchern erzählen.

APULEIUS

I. DAS SCHWAMMHERZ

(Zu Beginn seiner Reise stößt Lucius auf zwei Wanderer, die sich Gespenstergeschichten erzählen. Er schließt sich ihnen an, bittet sie, zuhören zu dürfen, und verspricht dem Erzähler in der nächsten Schenke ein Frühstück. Dieser fährt dann fort.)

Nun, dein Versprechen nehme ich mit Dank an und will die angefangene Geschichte noch einmal von vorne beginnen. Zuerst aber schwöre ich dir bei dem Sonnengott, der hier auf uns niederleuchtet, daß ich dir ein wahres Erlebnis erzähle. Auch werdet ihr, wenn wir in den nächsten Flecken kommen, kaum mehr Grund haben, daran zu zweifeln. Denn die Geschichte hat sich dort abgespielt und ist in aller Leute Mund. Aber laßt mich erst sagen, wer und was ich bin. Ich stamme aus Aegium[1] und treibe mit Honig, Käse und andern Viktualien bald hier in Thessalien, bald wieder in Ätolien und Böotien Handel auf der Wanderschaft. Da hörte ich nun einst, daß in Hypata, der Hauptstadt Thessaliens, frischer Käse von ausgezeichnetem Geschmack zu sehr billigem Preis losgeschlagen werde. Ich eile sofort dahin, um den ganzen Vorrat aufzukaufen. Aber, wie es so oft geht, ich war mit dem linken Fuß angetreten, und die Hoffnung auf den schönen Gewinn war ganz umsonst gewesen. Denn am Tag vorher hatte der Großhändler Lupus den ganzen Vorrat aufgekauft. Ermüdet von der nun ganz überflüssigen Eile begab ich mich gegen Abend ins Bad.

Da sehe ich plötzlich meinen alten Freund Sokrates vor mir. Er saß auf der Erde, von einem zerschlissenen Mantel nur mangelhaft verhüllt, und war so bleich und abgemagert wie die allerelendesten Stiefkinder des Glücks, die an Kreuzwegen zu betteln pflegen. Er war mein Blutsverwandter und mir ganz genau bekannt, trotzdem war ich zuerst noch zweifelhaft und ging näher an ihn heran. „Wie?" sagte ich, „du Sokrates! Was ist denn da vorgekommen? Wie siehst du aus! Welch schmachvolle Geschichte! Zu Haus bist du lange als tot beweint und für verschollen erklärt. Deinen Kindern hat das Provinzialgericht einen Vormund gesetzt. Deine Frau hat treulich alle Totengebräuche für dich erfüllt, sie ist vor Jammer und Gram ganz entstellt und hat sich beinahe blind geweint. Nunmehr aber



THESSALISCHE ZAUBERINNEN DEN MOND HERABZIEHEND

wird sie von ihren Eltern gedrängt, in dein Unglückshaus durch eine neue Heirat wieder die Freude einziehen zu lassen. Und jetzt erscheinst du mir hier zur Schande der ganzen Familie wie ein leibhaftiges Gespenst."

„O Aristomenes," antwortete er, „du kennst den schlüpfrigen Pfad des Glückes nicht! Du weißt nicht, wie Fortuna auf uns einstürmen und uns ins Elend stürzen kann!" Und zugleich verhüllte er sein schon lange vor Scham dunkelrotes Gesicht mit seinem geflickten Mäntelchen, wobei er dann den ganzen Unterleib entblößte. Ich konnte dieses jammervolle Schauspiel nicht länger mit ansehen, sondern legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn zum Aufstehn zu veranlassen. Er aber rief, immer noch verhüllten Hauptes dasitzend: „Laß doch, laß doch das Schicksal sich länger noch an dem Siegeszeichen freuen, das es sich selbst errichtet hat." Schließlich brachte ich ihn doch dazu, mir zu folgen. Ich zog einen meiner beiden Röcke aus und hüllte ihn darein — denn von „Anziehen" kann man nicht reden. Dann führte ich ihn sofort ins Bad. Ich salbte und rieb ihn selbst und wusch ihm eine enorme Menge Schmutz ab. Nachdem er einigermaßen wiederhergestellt war, führte ich den Todmüden, selbst gründlich erschöpft, mit Mühe und Not in mein Quartier. Dort mache ich es ihm im Bett behaglich, sättige ihn mit Speise, erquicke ihn mit Wein und suche ihn durch allerhand Erzählungen zu zerstreuen. Allmählich findet er auch Gefallen an meiner Rederei, an meinen Scherzen und Witzen und leeren Wortgefechten — da auf einmal stöhnt er schmerzlich aus tiefster Brust auf und schlägt sich wütend vor die Stirne. „Ich Elender," hebt er an, „bloß weil ich meine Leidenschaft für die jämmerlichen Gladiatorenspiele nicht bezwingen konnte, bin ich in diese Notlage gekommen. Du weißt ja recht gut, ich war als Handelsmann von Mazedonien ausgereist. Als ich nach zehn Monaten mit ziemlich geschwollenem Beutel wieder heimkehrte, wollte ich in der Nähe von Larissa so nebenbei ein Schauspiel mitnehmen. Aber ich wurde in einer abgelegenen tiefen Talschlucht von baumstarken Räubern überfallen und meiner ganzen Habe beraubt. Mit Müh und Not entkam ich ihnen und kehrte übel zugerichtet bei einer Kneipwirtin Meroë ein. Sie war schon ziemlich bejahrt, aber noch sehr auf Liebeshändel erpicht. Ich erzählte ihr die ganze Geschichte von mei-

ner langen Reise und meiner schmählichen Beraubung. Sie nahm mich aufs freundlichste umsonst auf, bewirtete mich aufs reichlichste und zog mich schließlich von Liebeslust ergriffen zu sich auf ihr Lager. Aber die eine Nacht, die ich mit ihr verbrachte, hatte in mir eine solch wahnsinnige Liebesleidenschaft entfacht, daß ich ihr zunächst die Kleider schenkte, die mir die gutmütigen Räuber gelassen hatten, um meine Blöße zu decken. Dann wandte ich ihr den ganzen Verdienst zu, den ich als Sackträger erwarb, denn ich war ja früher ziemlich kräftig. Nun aber hat mich mein teures Liebchen oder mein böses Geschick in die Jammergestalt verwandelt, die du vor kurzem erblicktest."

„Wahrhaftig, du verdienst es," entgegnete ich, „in die tiefsten Tiefen des Elends zu geraten, wenn du die Buhlerei mit einem solchen Weibsbild deinem Heim und deinen Kindern vorziehen konntest." Aber Sokrates legte, vor Schrecken starr, den Zeigefinger auf den Mund und sah sich ängstlich um, ob unser Gespräch nicht etwa Zeugen habe. „Schweige," sagte er, „schweige, damit dir deine unvorsichtige Zunge nicht ein Unglück zuzieht!" „Wieso?" antwortete ich, „so mächtig ist diese Kneipenkönigin? Was ist denn das für ein Weibsbild?" „Sie ist eine Hexe von übernatürlichen Kräften. Sie kann die Sterne vom Himmel herabziehn, die Erde in die Höhe heben, die Quellen zum Stehn bringen, Berge zertrümmern, die Toten auf die Oberwelt heraufbeschwören, die Götter in die Unterwelt hinabbannen, das Licht der Gestirne erlöschen machen und die finstere Hölle erhellen." „Ich bitte dich," sagte ich, „ziehe den Theatervorhang weg, steige vom Kothurn und rede menschlich." „Willst du," sprach er, „eine oder zwei oder beliebig viele Tatsachen über sie erfahren? Für ihre Kunst ist es nur Firlefanz, das reinste Kinderspiel, nicht nur die eigenen Landsleute, sondern auch die Bewohner Indiens und Äthiopiens, ja die Antipoden selbst in sich verliebt zu machen. Aber höre nur, was sie vor vielen Augen vollführte. Ein Liebhaber von ihr hatte einem andern Mädchen Gewalt angetan. Den hat sie mit einem einzigen Zauberwort in einen Biber verwandelt. Denn dieses Tier pflegt sich, wenn es in Gefahr gerät, gefangen zu werden, selbst zu entmannen — so sollte es dem auch gehn, weil er mit einer andern geliebelt hatte. Einen Weinwirt aus der Nachbarschaft, der ihr Konkurrenz machte, hat sie in einen

Frosch verwandelt. Nun schwimmt der Alte in seinem eigenen Weinfaß herum, duckt sich in die Hefe und begrüßt seine früheren Stammgäste ehrerbietigst mit heiserem Quaken. Einen Advokaten, der vor Gericht gegen sie gesprochen hatte, hat sie in einen Widder verwandelt — und noch heute hält der Schafskopf Reden vor Gericht. Die Frau eines ihrer Liebhaber hatte ihr ein keckes Schimpfwort zugerufen. Dafür hat sie ihr, als sie schwanger ging, den Leib verschlossen, die Geburt gehemmt und sie zu ewiger Schwangerschaft verdammt. Alle Nachbarn haben nachgerechnet, daß die Arme jetzt schon 8 Jahre mit einem Leib umherwandelt, als wollte sie einen Elefanten gebären. Als sie dies Treiben nun immer fortsetzte und schon viele geschädigt hatte, wuchs die allgemeine Entrüstung gegen sie, und man beschloß, grimmige Strafe an ihr zu vollziehen, indem man sie steinige. Aber diesem Plan kam sie mit der Kraft ihrer Zaubersprüche zuvor. Medea hat ja einst nur einen kurzen Tag Aufschub von Kreon erbettelt und in dieser kurzen Frist sein ganzes Haus, seine Tochter und den Greis selbst mit dem flammenden Hochzeitskranz verbrannt — ebenso bannte jene durch Beschwörungen, die sie zu Leichen in die Gräber hinabversenkte[2] — sie hat es mir nachher in der Trunkenheit selbst erzählt — alle mit solch dämonischer Kraft in ihre Häuser, daß zwei Tage lang kein Schloß geöffnet, keine Tür erbrochen, ja selbst keine Wand eingerissen werden konnte, bis sich alle durch gegenseitigen Zuruf verständigt hatten und ihr einstimmig mit heiligen Eiden zuschworen, sie würden selbst nicht Hand an sie legen und, wenn ein anderer das plane, ihr wirkungsvoll zu helfen wissen. So ließ sie sich erweichen und gab die ganze Stadt frei. Aber sie versetzte in tiefer Nacht den Urheber jenes Anschlages und sein ganzes Haus — ich meine mit den Mauern, den Böden und dem Fundament selbst —, verschlossen wie es war, hundert Meilen weit in eine andere Stadt, die auf dem Gipfel eines hohen, steinigen und deshalb wasserarmen Bergs liegt. Und weil die Häuser in der Stadt so dicht standen, daß für den neuen Gast kein Raum mehr da war, warf sie das Haus vor das Stadttor und verschwand." „Das ist ja ebenso schauderhaft wie wunderbar, lieber Sokrates, was du erzählst", sagte ich. „Du hast mich nicht nur in Skrupel, sondern in die schlimmsten Ängste gestürzt und mir nicht einen Mückenstich, sondern einen Lanzenstich versetzt,

denn auch ich fürchte jetzt, die Alte könnte durch irgendwelche dienstbaren Dämonen auch meine Reden erfahren. Laß uns daher frühzeitig zu Bette gehn, und wenn uns der Schlaf von unsrer Schlaffheit befreit hat, noch vor dem Zwielicht des Tages so weit als möglich von hier fortfliehen."

Während ich noch so sprach, schnarchte der gute Sokrates von dem ungewohnten Weingenuß und von seinen langen Qualen übermüdet schon im tiefsten Schlafe. Ich aber zog die Türe fest an, verriegelte sie gründlich und schob dann noch mein hochaufgetürmtes Bett fest gegen die Türangeln. Eine Zeitlang lag ich vor Furcht noch wach, dann aber nickte ich nach Mitternacht ein. Kaum war ich eingeschlafen, da fliegen plötzlich die Türflügel auf, mit einer Gewalt, viel stärker, als wenn Räuber eindrängen. Sie zersplittern, werden aus den Angeln gehoben und fallen ins Zimmer hinein. Mein Bett, das so wie so zu klein, morsch und an einem Fuß zu kurz war, wird von diesem fürchterlichen Anprall umgestürzt. Ich fliege im Bogen hinaus auf den Boden, das Bett fällt über mich und bedeckt mich ganz und gar. Damals erfuhr ich, daß sich in uns unwillkürlich oft widersinnige Empfindungen regen. Denn wie man oft vor Freude weint, so mußte ich bei dem gewaltigen Schreck lachen, indem ich daran dachte, wie ich so zur Schildkröte verwandelt worden war. Am Boden liegend verschanze ich mich nun nach Möglichkeit hinter dem Bettzeug und schiele vorsichtig nach oben, was denn los sei. Da sehe ich zwei Weiber vorgerückteren Alters; die eine hatte eine brennende Lampe, die andere ein bloßes Schwert und einen Schwamm in der Hand. So ausgerüstet, umstehen sie den Sokrates, der sanft schlief. Nun beginnt die mit dem Schwert: „Dies, Schwester Panthea, ist mein teurer Endymion, mein Ganumed[3], der Tag und Nacht meine blühende Jugend mißbrauchte. Nun aber, wo er meiner Reize überdrüssig ist, verleumdet er mich nicht nur mit Schandgeschichten, sondern trifft auch Vorbereitungen zur Flucht. Ich könnte dann als vom listigen Ulixes verlassene Kalypso in ewiger Einsamkeit trauern." Dann zeigte sie mit der Rechten ihrer lieben Panthea, wo ich lag, und sagte: „Und das ist sein vorzüglicher Berater, Aristomenes, der ihn zur Flucht veranlaßt hat und jetzt halbtot vor Furcht unter seinem Bett am Boden liegt und das alles mit ansieht. Er glaubt wohl, er habe mich ungestraft schmähen dür-

fen. Ich mache aber schon, daß er später, nein bald, oder vielmehr jetzt gleich seine früheren frechen Reden und seine jetztige Neugier bereuen wird." Als ich das hörte, lief mir Armen der kalte Angstschweiß über die Glieder, und die Furcht schüttelte mich dermaßen, daß sogar das Bett über mir unruhig wurde und stoßweise auf meinem Rücken zu tanzen anfing. Aber die gute Panthea sagte: „Ach was, Schwester, laß uns lieber erst diesen hier in bakchantischer Lust in Stücke reißen oder ihn fesseln und entmannen." Darauf entgegnete Meroë — und ich merkte jetzt in der Tat, daß dieser Name aus der Tragödie gut zu den Taten stimmte, die Sokrates von ihr berichtet hatte —: „Gut, so soll er am Leben bleiben, um diesen Elenden unter einem kleinen Erdhügel zu bestatten." Dann wandte sie das Haupt des Sokrates nach rechts und stieß ihm links unter der Kehle das Schwert bis zum Griff in die Seite. Das herausschießende Blut aber fing sie geschickt in einem Schlauch auf, so daß auch kein Blutflecken übrigblieb. Das mußte ich mit eigenen Augen mit ansehen! Dann fuhr sie, wie um nichts von dem heiligen Opferbrauch auszulassen, mit der Hand in die klaffende Wunde, wühlte in den Eingeweiden herum und brachte schließlich das Herz meines armen Kameraden zum Vorschein. Da diesem die Kehle durchschnitten war, kam nur durch die Wunde ein zischender Laut hervor, mit dem er das Leben aushauchte. Dann zwängte Panthea durch die breite Öffnung einen Schwamm in die Wunde, verschloß sie wieder und sprach:

„Schwamm, du bist im Meer geboren —
gehe über keinen Fluß!"

Ehe sie dann weggingen, zogen die Unholdinnen mich unter dem Bett hervor, setzten sich rittlings über mich und besudelten mich aufs unflätigste.

Kaum sind sie draußen, da stehen die Türflügel wieder unversehrt an der alten Stelle, die Angeln springen ein, und das Schloß schnappt zu. Ich selbst aber lag noch immer am Boden, halbtot, nackt und frierend und besudelt, als ob ich eben aus dem Leib meiner Mutter hervorgekommen wäre. In Wirklichkeit war ich dem Tod näher als dem Leben — ja ich schien mich selbst schon überlebt zu haben und auf mein eigenes Leben zurückzublicken. Dann wieder ward mir klar, daß der Galgen mir sicher sei, und ich redete so

zu mir selbst: „Was wird aus mir werden, wenn sie morgen den Ermordeten finden. Wenn ich auch die Wahrheit sage, wer wird sie mir glauben? ‚Du hättest doch wenigstens um Hilfe rufen können,' wird man sagen, ‚wenn du stattlicher Geselle einem Weib nicht Widerstand leisten konntest. Unter deinen Augen wird ein Mann ermordet, und du siehst schweigend zu? Wieso hat dich denn nicht das gleiche Los ereilt? Warum hat die blutgierige Furie den Zeugen verschont, der doch ihr Angeber werden konnte? Nun wohl, wenn du damals dem Tod entronnen bist, so sollst du ihn jetzt finden!'" — Während ich derlei Betrachtungen immer von neuem anstellte, war die Nacht verstrichen und der Tag da. Es schien mir nun das beste, im Zwielicht heimlich zu entweichen und mich trotz aller Angst auf den Weg zu machen. Ich nahm also mein Ränzel auf den Rükken und suche den Riegel zurückzuschieben. Aber die ehrliche, wachsame Tür, die heute Nacht ganz von selbst aufgesprungen war, läßt sich jetzt nur mit der größten Mühe und nach wiederholten Versuchen öffnen. „He, wo bist du, Pförtner?" rufe ich nun. „Öffne das Tor, ich will noch vor Tagesanbruch fortgehn." Aber der Pförtner, der neben dem Eingang auf dem Boden schlief, antwortet mir halb im Schlaf: „So, du willst in der Nacht weg? Weißt du denn nicht, daß Räuber die Straße unsicher machen? Und wenn du den Tod suchst, weil du ein todeswürdiges Verbrechen begangen hast, so bin ich doch kein solcher Kohlkopf, daß ich für dich sterben möchte." „Es ist nicht mehr weit bis zum Tage", sagte ich. „Was könnten auch Räuber einem so bettelarmen Menschen abnehmen! Weißt du nicht, du Tor, daß auch zehn Badeknechte einen Nackten nicht entkleiden können?" Jener warf sich, immer noch halb im Schlaf, auf die andere Seite und sagte mürrisch: „Und woher weiß ich denn, ob du nicht deinen Reisegefährten, mit dem du gestern hier abstiegst, ermordest hast und dich jetzt durch die Flucht retten willst?" In jenem Augenblick tat sich die Erde vor mir auf. Ich sah tief unten den Tartarus und in ihm den Cerberus, der heißhungrig nach mir schnappte. Nun merkte ich wohl, daß die brave Meroë nicht aus Mitleid meine Kehle verschont, sondern mich in ihrer Wut für das Kreuz[4] aufgespart hatte. Ich ging also in mein Schlafgemach zurück und überlegte, wie ich meinem Leben rasch ein Ende machen könnte. Aber Fortuna hatte mir jede todbrin-

gende Waffe verweigert, und nur das Bett stand da. So sprach ich denn: „O Bett, liebes Bett, das du alle meine Angst mit durchgemacht hast, einziger Mitwisser von den Vorgängen dieser Nacht, einziger Zeuge, den ich für meine Unschuld anrufen könnte, gib du mir die heilbringende Waffe, daß ich in die Unterwelt enteilen möge." Und nun schnüre ich einen Strick los, der das Bett zusammenhielt, befestige das eine Ende an einem unter dem Fenster hervorragenden Balkenkopf und verknüpfe das andere Ende zu einer festen Schlinge. Dann steige ich auf das Bett und lege, fest zum Tode entschlossen, das Haupt in die Schlinge. Aber wie ich nun mit dem einen Fuß das Bettzeug, auf dem ich stand, zurückstoße, damit das Seil durch die Schwere meines Körpers sich um die Kehle zusammenziehe und dem Atem den altgewohnten Weg versperre — da reißt das altersmorsche Seil durch. Ich falle aus der Höhe herunter, gerade auf den neben mir liegenden Sokrates und mit ihm auf den Boden herab. Und siehe, in demselben Augenblick stürmt der Pförtner herein und schreit: „Wo ist der, der es um Mitternacht so sinnlos eilig hatte und jetzt in seine Decken gehüllt noch schnarcht?" — Jetzt sprang Sokrates, entweder durch unsern Fall oder durch das laute Gebrüll des Pförtners erwacht, auf und sagte: „Mit Fug und Recht verabscheuen alle Menschen diese Hausknechte. Er hat mich, wie er eben so unbefugt hereindrang — vermutlich um etwas zu stehlen —, trotz meiner Müdigkeit aus dem tiefsten Schlaf geweckt." Da aber schoß ich hurtig empor, ganz überwältigt von dieser unverhofften Freude, und rief: „Hier hast du ihn, redlicher Türhüter, meinen Reisebegleiter und lieben Bruder, den ich, wie du heute Nacht in deinem Rausch behauptet hast, umgebracht haben soll." Und mit diesen Worten umarmte ich den Sokrates und wollte ihn abküssen. Aber der stieß mich energisch zurück, erschreckt durch den Gestank des abscheulichen Parfüms, mit dem mich jene Lamien[6] behaftet hatten. „Zum Henker mit dir," rief er, „du scheußlich duftender Latrinenausfeger!" Dann forschte er angelegentlich nach dem Grund dieses Geruchs; ich Armer ersann schnell einen schlechten Witz und konnte ihn glücklich auf einen andern Gesprächsstoff ablenken. Nunmehr legte ich ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Laß uns aufbrechen und das Vergnügen eines Morgenspaziergangs genießen!" Ich nehme mein

Bündel auf, bezahle dem Wirt unser Nachtlager, und wir machen uns auf den Weg.

Wir waren ein Stück weit gewandert, da schoß die Sonne ihre ersten Pfeile, und alles lag in hellem Lichte. Ich aber schaute eifrig nach der Kehle meines Begleiters, nach der Stelle, wo ich das Schwert hatte eindringen sehn. „Du Wahnsinniger," sagte ich mir selbst, „die vielen Weinbecher sind an deinen schauerlichen Träumen schuld. Wo ist die Wunde? Wo der Schwamm? Wo wenigstens die Narbe, die doch ganz frisch und sehr breit sein müßte?" Und zu ihm gewandt fuhr ich fort: „Nicht mit Unrecht wahrlich behaupten die Söhne des Äskulap, wenn man zuviel gegessen und getrunken habe, bekomme man schwere, schauerliche Träume. So habe ich gestern zu fleißig dem Becher zugesprochen, und dann hat mir die Nacht gräßliche, unheimliche Träume gebracht, so daß es mir jetzt noch so vorkommt, als sei ich mit frevelhaft vergossenem Menschenblut bespritzt." Jener entgegnete lachend: „Du bist nicht mit Blut, sondern mit Kot bespritzt. Übrigens schien es auch mir im Traum so, als ob ich ermordet würde. Ich fühlte Schmerz hier an der Kehle und glaubte, man risse mir das Herz aus dem Leibe. Auch jetzt noch kann ich kaum atmen und wanke unsicher auf schlotternden Knien. So habe ich das Bedürfnis, meine Lebensgeister durch etwas Speise aufzufrischen." „Wohl," sagte ich, „das Frühstück ist bereit!" Damit nahm ich den Reisesack von der Schulter und reichte ihm eilig Brot und Käse mit den Worten: „Laß uns dort neben der Platane uns hinlegen!"

Dann langte auch ich zu und sehe mir dabei meinen gierig die Speise hinunterschlingenden Gefährten etwas genauer an. Er war weißer wie Wachs, ja völlig leichenfarben. Bei diesem Anblick traten mir plötzlich die Furien der verwichenen Nacht wieder vor Augen, und vor Schreck blieb mir ein Krümchen von dem Brot, das ich gerade aß, in der Kehle stecken. Es wollte nicht herauf und nicht herunterrutschen, so winzig es war, denn auch der Anblick der von Wanderern belebten Straße erhöhte meine Angst. Wer würde glauben, daß von zwei Gefährten der eine ohne des andern Verschulden umgekommen sei? Nun begann jener, der indes meinen Brotlaib bis auf einen kleinen Stumpf verzehrt und auch von meinem vorzüglichen Käse ein tüchtiges Stück gierig hinabgeschlungen hatte, über uner-

träglichen Durst zu klagen. Unfern der Platane floß langsam ein träger Fluß, dessen teichähnlicher Spiegel wie Silber oder Kristall schimmerte. „Nun wohl," sagte ich, „stille deinen Durst an diesem labenden Naß." Jener erhebt sich, sucht eine flache Stelle am Ufer, beugt dann die Knie und streckt sich aus, um gierig den Rand des Wasserbeckens zu berühren. Aber er hat noch nicht mit den Lippen die Oberfläche des Wasserspiegels erreicht — da bricht plötzlich klaffend die Wunde an seinem Halse wieder auf, der Schwamm stürzt heraus, aber nur ganz wenig Blut tröpfelt nach. Der entseelte Körper wäre kopfüber in den Fluß gestürzt, hätte ich ihn nicht an einem Fuße ergriffen und mit Mühe und Not zum Uferrand heraufgezerrt. Dort hielt ich meinem armen Gefährten eine eilige Totenklage und bestattete ihn neben dem Flusse im Ufersand. Dann überfiel mich gewaltige Angst für mich selbst, und ich floh zitternd durch einsame, weglose Einöden, als hätte ich selbst einen Mord auf dem Gewissen. Ich kehrte dem Vaterland und dem eigenen Haus und Herd den Rücken und lebe nunmehr in freiwilliger Verbannung in Ätolien, wo ich mich neu verheiratet habe."

2. RÄUBERROMANTIK

(Zum Esel verwandelt, fällt der Erzähler Räubern in die Hände und hört mit zu, wie sie sich von den Gefahren ihres Berufs erzählen.)

a) Vom Tod des tapfern Lamachos

„Kaum waren wir in das siebentorige Theben gekommen, so forschten wir, wie es die erste Regel unseres Berufs verlangt, sorglich nach den Vermögensverhältnissen der Einwohner. So wurden wir auf den Bankier Chryseros [Goldlieb] aufmerksam, den Besitzer einer recht stattlichen Menge Geldes. Da er aber Angst vor den kostspieligen Verpflichtungen hatte, die mit öffentlichen Ämtern verbunden sind, so hielt er mit großer Kunst sein großes Vermögen geheim. Er lebte einsam und allein in einem kleinen, aber wohlbefestigten Häuschen, wo er, in schmierige Lumpen gekleidet, auf den Schläuchen schlief, in denen er sein Gold versteckt hatte. Ihm beschlossen wir den ersten Besuch zu machen; den einen Mann dachten wir leicht im Kampf zu überwältigen, um uns dann in aller

Muße seiner Schätze zu bemächtigen. Bei Einbruch der Nacht versammelten wir uns unverzüglich vor seinem Haustor. Es schien uns geraten, die Türe nicht aus den Angeln zu heben oder von der Seite einzurennen oder auch nur das Schloß zu erbrechen, damit nicht das Knarren der Angeln uns zu unserm Unheil die ganze Nachbarschaft auf den Hals hetze. Deshalb schob unser herrlicher Bannerträger Lamachos im Vertrauen auf seine oft erprobte Geschicklichkeit vorsichtig die Hand durch das Loch, durch das der Schlüssel eingeführt wird, und suchte so das Schloß aufzubrechen. Aber dieser gemeinste aller Zweifüßler, Chryseros, war schon längst wach und hatte alles genau bemerkt. Mit leisen Schritten schlich er sich im tiefsten Stillschweigen heran und heftete plötzlich mit einem gewaltigen Hammerschlag die Hand unsres Führers durch einen mächtigen Nagel an der Türfläche fest. Nachdem er ihn mit dieser Höllenklammer an den Galgen genagelt hatte, stieg er aufs Dach seiner elenden Hütte und schrie aus Leibeskräften. Er rief jeden seiner Nachbarn mit Namen an und forderte sie um des Gemeinwohls willen auf, ihm zu helfen, indem er log, sein Haus sei plötzlich in Brand geraten. So bekommt jeder Angrenzer für sich selbst Angst, und sie stürzen eilig herbei, um Hilfe zu bringen. Nun schwebten wir in doppelter Gefahr, entweder mußten wir alle umkommen oder unsern treuen Genossen verlieren. Aber wir fanden ein der Lage entsprechendes, energisches Mittel und führten es auf sein eigenes Verlangen hin aus. Vom Körper unsres Vorkämpfers trennen wir durch einen Schnitt den Arm, da, wo er in die Schulter übergeht und lassen den Arm stecken. Die Wunde bedecken wir mit vielen Tüchern, damit kein Blutstropfen unsre Spur verrate, und führen den Rest des Lamachos eilig davon. Wie wir nun aber durch den gewaltigen Aufruhr in dem aufgeschreckten Viertel selbst in Verwirrung gerieten und die Angst vor der drohenden Gefahr uns zu eiliger Flucht trieb, kann der Verwundete uns weder rasch genug folgen noch ohne Gefahr zurückbleiben. Da nun fleht uns der erhabene Mann und unvergleichliche Held mit beweglichen Worten an. Er ermahnt uns bei der Rechten des Kriegsgottes, bei dem Treueid, den wir uns alle geschworen, wir sollten einen guten Kameraden zugleich von seinen Qualen und dem Lose der Gefangenschaft befreien. Wie könne auch ein wackerer Räuber seine Rechte, die ihn allein zu

Mord und Raub befähige, überleben wollen. Er sei glücklich genug, wenn er nach eigenem Wunsch von der Hand eines Kameraden fallen dürfe. Aber da sich keiner der unsern durch alle seine Redekunst bestimmen ließ, so freiwillig zum Vatermörder zu werden, da ergriff er mit der ihm gebliebenen Linken das Schwert, küßte es oft und lange und stieß es sich dann mit heldenkühnem Stoße mitten durch die Brust. Wir aber erwiesen dem hochgemuten Heldensinn unsres Führers unsre Verehrung, hüllten die Leiche sorglich in ein Leintuch und vertrauten sie dem Meere an, daß es sie berge. Dort ruht nun unser Lamachos; das ganze mächtige Element bildet seine Gruft."

b) Der betrogene Räuber

Lamachos hat sich so ein Ziel des Lebens gesetzt, das seiner herrlichen Taten würdig war — aber auch Alkimos sollte trotz seiner glänzenden Laufbahn durch Fortunas Tücke ein trauriges Ende finden. Er war in einer elenden Hütte eingebrochen und in den obern Stock gekommen, wo eine alte Frau im Schlafe lag. Er hätte ihr mit einem festen Griffe die Kehle zuschnüren sollen, aber er zog es vor, erst durch das breite Fenster uns ihre Habe als willkommene Beute hinabzuwerfen. Als er das alles wacker erledigt hatte, wollte er auch das Bett nicht dalassen, in dem die Alte schlief. Er stieß sie also von ihrem Lager und schickte sich an, Decken und Polster ebenso hinabzubefördern. Da stürzt das Schandweib ihm zu Füßen, umschlingt seine Knie und bittet ihn mit diesen Worten um Gnade: „Mein Sohn, warum schenkst du eigentlich die armseligen zerrissenen Lumpen einer alten Bettlerin dem reichen Nachbar, in dessen Hof dies Fenster mündet?" Durch diese schlaue Rede ließ sich Alkimos betören und hielt die Sache für richtig. Er befürchtete tatsächlich, er habe alles, was er hinabgeworfen habe und noch hinabwerfen wollte, nicht den eigenen Genossen, sondern den Göttern eines fremden Hauses beschert. So beugte er sich denn, seines Irrtums schon halb sicher, zum Fenster hinaus, um alles weislich zu überschauen, namentlich, ob er nicht in der Tat, wie jene behauptete, einem fremden Hause Glück gebracht habe. Während er das voll Eifer aber unvorsichtig ausführt, gibt ihm das alte Scheusal einen Stoß, der zwar kraftlos war, aber ganz unvermutet kam. Da er sich

gerade weit überbog und ihm auch vor dem Blick in die Tiefe schwindelte, stürzte er in der Verwirrung kopfüber hinunter. Er fiel tief hinab und außerdem noch auf einen mächtigen Steinblock. So zerschmetterte er sich den Brustkorb völlig und brach Ströme von Blut aus. Er konnte uns noch gerade sein Erlebnis berichten, dann starb er nach kurzer Qual. Wir hielten es mit diesem Begräbnis ganz wie mit dem vorigen und gaben ihn dem wackern Lamachos zum Geleite.

c) Der Räuber als Bär verkleidet

Nachdem wir so doppelt verwaist waren, hatten wir die Lust an weiteren thebanischen Abenteuern verloren und begaben uns in die Nachbarstadt Platää. Dort hörten wir alle Leute davon reden, daß ein gewisser Demochares ein großartiges Gladiatorenspiel geben wolle. Er war ein Mann von guter Herkunft, großem Reichtum und so freigebig, daß er auch diese Volksvergnügungen mit einem seinem Vermögen entsprechenden Glanze ausstattete. Nur ein Dichter und Redner ersten Rangs könnte alle die Einzelheiten der großartigen Zurüstungen mit entsprechenden Worten feiern. Da waren Gladiatoren von berühmter Tapferkeit, da waren Jäger von erprobter Gewandtheit, da waren zum Tode verurteilte Verbrecher, die sich behaglich mästen ließen, um nachher selbst den Tieren zum Fraße vorgeworfen zu werden. Da war ein wunderbares Bauwerk aus beweglichen Balken, gleich einem Hause mit hölzernen Türmen, lachenden Gemälden und Innenhöfen, die bestimmt waren, bei der Tierhetze die schön geschmückten Käfige der wilden Tiere abzugeben. Aber vor allem, welche Fülle auserwählter Tiere! Demochares hatte sich außerordentliche Mühe gegeben, von ferne her Tiere zu beschaffen, die den verurteilten Verbrechern ein glorreiches Ende bereiten sollten. Außer der übrigen Ausstattung hatte er ein Vermögen daran gesetzt, eine gewaltige Schar riesiger Bären bei einander zu haben. Viele hatte er selbst mit seinen Sklaven auf der Jagd erbeutet, andere um hohen Preis gekauft, wieder andere hatten ihm seine Freunde geschenkt, die wetteifernd die größten Tiere für ihn aufzutreiben suchten. Diese alle hatte er sorglich verwahrt und mit großem Aufwand ernährt. Aber den scheelen Blicken des Neides entging dieser großartige Apparat nicht, den er doch nur zur

Belustigung des Volks beschafft hatte. Die Tiere wurden infolge der langen Gefangenschaft immer matter; von der Sonnenhitze erschöpft und durch das faule Umherlungern erschlafft, wurden sie plötzlich von einer Seuche ergriffen, und die ganze Schar ging bis auf einige wenige ein. Überall auf den Straßen lagen die halbtoten Tierkörper wie gestrandete Schiffe umher. Nun machte sich das gemeine Volk an die bereitliegenden Speisen; denn die Armut, die keinen feineren Geschmack kennt, zwingt die Menschen ja, jede kostenlose Vermehrung ihrer Speisevorräte ohne Wahl willkommen zu heißen und dem ewig knurrenden Magen auch übelduftende Nahrung zuzuführen. Da nun benutzten ich und jener Diabolos dort die Gelegenheit zu einem schlauen Plan. Wir tragen eine Bärin, die an Körperumfang alle andern übertraf, in unsere Herberge, als wollten wir sie dort verzehren. Dann aber ziehen wir ihr sorgfältig das Fell vom Leibe, jedoch so, daß die Tatzen völlig am Pelz hängen bleiben und ebenso das Haupt bis zum Nacken. Dann säubern wir die Innenseite des Felles gründlich, bestreuen sie mit feiner Asche und legen das Fell in die Sonne zum Trocknen. Während die Gluten der himmlischen Wärme dies ausdörren, mästen wir uns ordentlich an den Bärenschinken und entwerfen den Plan für den kommenden Feldzug. Danach sollte einer aus unsrer Schar, der weniger an Körperstärke als an Geisteskraft hervorrage, es nach freiem Entschluß übernehmen, in den Pelz zu kriechen und die Bärin zu spielen. Wir wollten ihn dann ins Haus des Demochares schaffen, und er sollte uns dann in der freundlichen Stille der Nacht leichten Eingang verschaffen. Nicht wenige unter unsrer Heldenschar trieb der schlaue Plan an, sich um dies kühne Stückchen zu bewerben. Aus ihnen traf die Wahl der Bande den Thrasyleon [der Löwenkühne], der mit heiterer Miene das Wagnis dieses gefährlichen Spiels auf sich nahm und hurtig in das nunmehr ganz geschmeidige Bärenfell hineinschlüpfte. Dann nähten wir die äußeren Ränder wieder leicht zusammen und suchten die Fuge unter dem dichten Pelz zu verbergen. Durch die Öffnung an der Kehle, wo der Nacken des Tieres weggeschnitten war, zwängen wir den Kopf des Thrasyleon hinein und lassen nur schmale Öffnungen für seine Nase zum Atmen und Gucklöcher für die Augen. Nachdem wir so unsern Kameraden völlig zur Bestie verwandelt hatten, steckten wir ihn in einen Käfig, den wir um

mäßigen Preis vorher erhandelt hatten. Mit unerschütterlichem Mute kroch er selbst freudig hinein.

So waren die Vorbereitungen erledigt, und wir gingen nunmehr zur Ausführung der Kriegslist. Wir hatten den Namen eines gewissen Nikanor ermittelt, der aus Thracien gebürtig und durch enge Freundschaft mit jenem Demochares verbunden war. Auf dessen Namen fälschten wir nun einen Brief, laut dem er ihm als guter Freund den ersten Fang von seiner Jagd für das nächste Zirkusspiel als Geschenk sandte. Unter dem Schutz der Dunkelheit überbrachten wir dann am späten Abend den Thrasyleon in seinem Käfig zugleich mit dem gefälschten Brief dem Demochares. Voll Freude über die Größe der Bestie und über die Freigebigkeit seines Freundes, die ihm so gut zu paß kam, wollte uns der auch eine Freude machen und ließ uns Trägern zehn Goldstücke aus seinem Geldschrank reichen. Wie nun die Neugier die Menschen zu einem ungewohnten Anblick heranzulocken pflegt, so strömte auch hier eine große Menge zusammen, um das Untier zu bewundern. Thrasyleon aber verstand es sehr geschickt, ihr neugieriges Andrängen durch drohende Bewegungen zurückzuscheuchen. Es war nur eine Stimme unter der Bürgerschaft, Demochares sei überglücklich, da er nach einer solchen Katastrophe unter seinen Tierbeständen nun doch durch diese neue Sendung dem Mißgeschick Trotz bieten könne. Der befahl nun sogleich, die Bestie mit großer Sorgfalt hineinzutragen und in seinen Zwinger zu schaffen, aber ich unterbrach ihn also: „Sieh dich ja vor, Herr, das Tier, das durch den Sonnenbrand und die weite Reise ermüdet ist, der großen Schar der andern Tiere zuzugesellen, die noch dazu, wie ich höre, nicht recht gesund sein sollen. Willst du nicht lieber einen freien und zugigen Platz deiner Wohnung, womöglich neben einem erfrischenden Bassin auswählen? Du weißt doch wohl, daß diese Tiere am liebsten in dichten Hainen, feuchten Grotten oder an lieblichen Quellen zu lagern pflegen." Durch diese Mahnung bedenklich gemacht, gestattete uns Demochares gern, daß wir den Käfig nach eigener Wahl aufstellten, denn er dachte an die vielen schon eingegangenen Tiere. „Wir sind auch gern bereit," fuhr ich fort, „hier vor dem Käfig nachts zu biwakieren, um dem Tier, das durch die Hitze und die Reisebeschwerden übler Laune ist, die richtigen Speisen und den gewohnten Trank sorgfältig zu reichen." „Wir brauchen euch nicht

zu bemühen," entgegnete jener, „mein ganzes Personal ist durch langjährige Übung mit der Bärenpflege wohl vertraut." So sagten wir denn Lebewohl und zogen ab.

Vor den Toren der Stadt erblickten wir abseits vom Wege an einer verborgenen Stelle ein Grabmal. Wir befreien dort die Särge, die von Alter und Fäulnis schon halb zerfallen waren, von ihren zu Staub und Asche zerfallenen Insassen und bestimmen sie zur Schatzkammer der künftigen Beute. Dann warten wir der alten Räuberregel nach die Zeit ab, wo der erste Schlaf sich auf die Herzen der Menschen herabsenkt und ihren Geist fest umstrickt, und stellen dann in mondloser Nacht unsere ganze schwertbewehrte Kohorte unmittelbar vor dem Hause des Demochares auf als sichere Bürgen gründlicher Plünderung. Auch Thrasyleon, der ebenfalls die richtige nächtliche Räuberstunde innehielt, kroch jetzt aus seinem Käfig. Er stieß sofort alle Wächter nieder, die neben dem Käfig schlummerten, durchbohrte dann auch den Pförtner mit dem Schwert und bemächtigte sich des Schlüssels. Dann sperrte er die Torflügel auf und führte uns, die rasch herbeieilten, ins Innere des Hauses. Nun wies er uns zu einem Speicher, wo, wie er klug bemerkt hatte, am Abend das Geld verborgen worden war. Wir brachen ihn mit der Wucht unserer Fäuste rasch auf, und nun befahl ich jedem der Genossen, so viel Gold und Silber als er schleppen könne zu jener Behausung der verschwiegenen Toten hinauszutragen und dann im Eilschritt zurückzukehren, um sich ein zweitesmal zu beladen. Ich wollte zu aller Sicherung zurückbleiben und von der Türschwelle aus alle Vorgänge sorgsam überschauen. Falls einer vom Hausgesinde aufwachen sollte, so schien die Erscheinung der Bärin, die im Hofe auf und ab wandelte, zu genügen, um ihn einzuschüchtern. Denn auch der Unerschrockenste und Tapferste würde, wenn er, zumal in der Nacht, die riesige Gestalt der Bestie erblickte, auf Flucht bedacht sein und zitternd und zagend sich in seiner Schlafkammer einriegeln. Aber so verständig unsere Maßnahmen auch waren — ein unglückliches Ereignis verdarb alles. Denn während ich gespannt auf die Rückkehr der Genossen warte, kommt einer von der Sklavenschaft, sei es, daß er ein Geräusch gehört hatte, sei es, daß ihn ein Gott vom Schlafe aufstörte, leise herbei. Als er das Ungeheuer frei im ganzen Haus umherspazieren sah, schlich er in tiefster Stille auf seinen eigenen Spu-

ren zurück und meldete allen im Hause, was er gesehen habe. In einem Augenblick war das ganze Haus von zahlloser Dienerschaft erfüllt. Fackeln, Laternen, Lichter aus Wachs und Bast und noch andere Flammen erleuchteten die Nacht. Zudem war keiner von der ganzen Schar unbewaffnet; mit Knüppeln, Lanzen und gezückten Schwertern ausgerüstet, besetzten sie die Ausgänge. Zugleich hetzten sie Jagdhunde, jene schlimme Rasse mit den großen Ohren und dem struppigen Fell, auf das Ungeheuer. Nun schleiche ich allmählich, während der Tumult immer noch wuchs, aus dem Hause hinaus und sehe von einem Versteck hinter der Türe, wie Thrasyleon auf herrliche Weise sich der Hunde erwehrt. Er sah sich an der Grenzscheide seines Lebens angelangt, aber dennoch dachte er an uns und an sich und seinen alten Ruhm und kämpfte weiter, obgleich der grimme Cerberus selbst nach seiner Kehle schnappte. Voll Heldenmut führte er auch die Rolle bis zu Ende durch, die er freiwillig auf sich genommen hatte. Bald schien er zu fliehen, bald stieß er zum Angriff vor und wußte sich schließlich durch allerlei Finten und kluge Sprünge doch zum Hause hinaus zu zwängen. Die freie Straße hatte er so erreicht, aber die Rettung durch die Flucht blieb ihm doch versagt. Denn aus der nächsten Sackgasse heraus schloß sich ein ganzes Rudel wilder Hunde den Jagdhunden an, die ihn vom Hause her verfolgten. O schmerzvolles Trauerspiel, als ich unsern Thrasyleon von Scharen rasender Hunde rings umzingelt und von wilden Bissen zerfleischt sah. Schließlich konnte ich den Schmerz nicht länger ertragen, ich mischte mich in die Schar des ihn umdrängenden Volkes und suchte dem wackern Kameraden dadurch heimlich zu helfen, daß ich die Führer des Schwarms abmahnte. „O, welch unerhörte und unerlaubte Tat," rief ich aus, „wir verlieren ja so unser größtes und wertvollstes Tier!" Aber auch meine listigen Reden sollten dem unglücklichen Jüngling nichts helfen. Ein hochgewachsener, starker Geselle stürmt aus einem Haus hervor und stößt ohne langes Besinnen seine Lanze mitten ins Herz der Bärin. Ein zweiter befolgt sein Beispiel, und nun ist die Angst geschwunden und die ganze Menge stößt aus unmittelbarer Nähe wetteifernd ihre Schwerter in seinen Leib. Aber wahrlich Thrasyleon, der stolze Ruhm unsrer Bande, der seinen Heldenmut erst mit dem Leben fahren ließ, wahrte mit übermenschlicher Kraft seinen

Treueid: keine Klage, kein schmerzliches Stöhnen entrang sich seinem Munde. Von Bissen zerfleischt, von Schwerthieben durchbohrt, ließ er nur tierisches Knirschen und Stöhnen hören. Er trug mit edler Kraft sein Los; das Leben gab er dem Geschicke wieder, den Ruhm behielt er. Aber so herrlich hatte der Held sich gehalten, daß von der feigen Menge bis zur Morgendämmerung, ja bis in den hellen Tag hinein, niemand es wagte, das wehrlos daliegende Tier auch nur mit einem Finger anzurühren. Endlich nahte sich langsam und ängstlich ein Fleischermeister, der etwas mehr Mut hatte, als die andern. Er schnitt der Bestie den Leib auf und enthüllte so den hochgemuten Räuber. So ging auch Thrasyleon für uns verloren, aber für den Ruhm ging er nicht verloren. Wir packten nun sofort unsre Bündel auf, die uns die treuen Toten bewacht hatten, und verließen eiligen Marsches das Gebiet von Platää. Unterwegs erwogen wir in unsern Gesprächen, daß mit Grund aus dem Räuberleben die Treue verschwunden sei. Offenbar ist die Göttin aus Groll über unsre Untreue zu den Schatten der Unterwelt hinabgestiegen.

3. STIEFMUTTER UND STIEFSOHN

Der Besitzer des Hauses, in dem ich damals verweilte, hatte einen sehr wohl in den Wissenschaften unterrichteten Sohn, der sich deshalb auch besonders durch kindliche Liebe und Bescheidenheit auszeichnete — jedermann hätte gewünscht, daß er ihn oder seinesgleichen zum Sohne hätte. Da aber die Mutter dieses Jünglings schon lange gestorben war, so war sein Vater eine neue Ehe eingegangen und hatte von seiner zweiten Frau ebenfalls einen Sohn, der damals auch bereits das zwölfte Jahr überschritten hatte. Nun warf die Stiefmutter, die mehr ihrer Schönheit als ihrer Sittsamkeit wegen die Herrschaft im Hause ausübte, ihre Augen auf den Stiefsohn — sei es nun, daß ihre wollüstige Natur oder das allgewaltige Schicksal sie zu dieser schlimmsten Schandtat antrieb. Du merkst, geneigter Leser, daß du keine harmlose Fabel, sondern eine Tragödie zu hören bekommst und daß ich nunmehr auf dem Kothurn einherschreite. Solange nun die Frau dem jungen Liebesgott wie einem kleinen Knäblein nur wenig Nahrung bot, widerstand sie leicht seinen schwachen Kräften und konnte die wilde Glut schweigend ersticken. Aber als

Amor erstarkte und in bakchantischer Wut ihr ganzes Innere zu wahnsinniger Leidenschaft entflammte, erlag sie bald dem Rasen des Gottes und suchte hinter erheuchelter Krankheit die tiefen Wunden ihres Herzens zu verbergen. Es weiß ja auch jeder männiglich, daß Liebende und Kranke dieselben Anzeichen körperlichen und geistigen Leidens darbieten: bleiches Antlitz, erloschene Augen, wankende Knie, unruhigen Schlaf und bald schwachen, bald wieder beschleunigten Atem. Wären nicht ihre Tränen gewesen, man hätte meinen können, es sei die Fieberhitze, die sie so unruhig hin und her warf. Ach, was sind doch die Ärzte für beschränkte Geister! Was bedeutet doch ihr fliegender Puls, die unzeitige Hitze, ihr schwerer Atem und die innere Unruhe, die sie sich stets von einer Seite auf die andere werfen läßt? Wie leicht begreift das zwar nicht ein studierter Arzt, aber einer, der das leidenschaftliche Verlangen der Liebessehnsucht kennt und sieht, daß die Kranke von einem Feuer brennt, das nicht im Körper seinen Ursprung hat. — Nachdem so das unbezwingliche Verlangen die Erregung der Frau aufs höchste gesteigert hat, bricht sie ihr Schweigen und befiehlt, ihn zu rufen, ihren Sohn — ach wie gerne gäbe sie ihm einen andern Namen, um sich das Erröten zu ersparen. Der brave Jüngling befolgt unverzüglich den Wunsch der kranken Mutter. Seine Stirne zeigt die ernsten Falten eines betrübten Greises, als er das Schlafgemach betritt, um der Gattin seines Vaters, der Mutter seines Bruders den schuldigen Gehorsam zu beweisen. Aber jene versinkt in ein qualvolles Schweigen, sie verwirft von einem Sturm des Zweifels umhergetrieben stets von neuem das Wort, das ihr eben noch passend schien, das Gespräch einzuleiten. Die Scham regt sich noch in ihr und läßt sie immer von neuem zögern, wie sie beginnen soll. Aber der Jüngling, der noch keine Spur von Argwohn hat, fragt nun seinerseits mit ergebener Miene nach dem Grunde ihres Leidens. Da aber gibt ihr das Alleinsein mit ihm die verderbliche Gelegenheit und den Mut zu keckem Handeln. Sie verhüllt ihr Gesicht mit dem Gewand und redet ihn unter reichlichen Tränen mit zitternder Stimme so an: „Der Ursprung und der einzige Grund meines Leidens, aber auch die Hilfe und völlige Rettung für mich bist du, du allein. Deine Blicke sind durch meine Augen bis tief in mein Herz gedrungen und haben in meinem Innern einen gewaltigen Brand entzündet. Habe Mitleid

mit mir, die deinethalben dahinsiecht. Laß dich die heilige Scheu vor deines Vaters Rechten nicht schrecken — du allein kannst ihm die Gattin erhalten, die sonst dem Tode verfällt. Seine Züge erkenne ich wieder in deinem Antlitz und muß dich so lieben. Du genießest den Schutz völliger Einsamkeit, darum nutze die günstige Gelegenheit, die Tat zu vollführen, die notwendig ist. Wovon niemand etwas weiß, das ist ja so gut wie nicht geschehen." Der Jüngling war von dem über ihn hereinbrechenden Unheil wie erstarrt. Er wies den Gedanken an so unerhörten Frevel weit von sich; aber er glaubte das Unheil nicht durch eine unzeitgemäße strenge Weigerung vergrößern, sondern durch ein vorsichtig hinhaltendes Versprechen mildern zu sollen. Er gibt ihr also eine umständliche Zusage, rät ihr dann aber dringend, guten Mutes zu sein und nur an ihre völlige Genesung zu denken, bis irgendeine Reise des Vaters ihren Gelüsten freie Bahn schaffe. Dann entzieht er sich eilig dem gefährlichen Anblick der Stiefmutter. Da er aber der Ansicht ist, bei diesem Familienunglück bedürfe er weiteren Rates, so begibt er sich sofort zu seinem greisen Erzieher, einem Manne von erprobter Gewissenhaftigkeit. In langen Verhandlungen erschien ihnen das Heilsamste, wenn der Jüngling in schneller Flucht sich dem drohenden Schicksalssturme entzöge. Aber das Weib war unfähig, auch nur den geringsten Aufschub zu ertragen. Mit ihren wunderbaren Künsten weiß sie den Mann unter einem erdichteten Vorwand zu bestimmen, sofort auf ein weit entferntes Landgut zu eilen. Die Aussicht, ihre Wünsche nun bald befriedigt zu sehn, versetzt sie nun völlig in Raserei, und sie verlangt von dem Jüngling, daß er sein Liebesversprechen sofort einlöse. Der aber hat bald diese bald jene Ausrede und entzieht sich stets aufs neue ihrem fluchwürdigen Anblick, bis sie aus allen seinen sich widersprechenden Antworten ersieht, daß er die Erfüllung seines Versprechens verweigert. Da wandelte sich bei dem leichtbeweglichen Weib die verbrecherische Liebe in noch schlimmeren Haß. Sie wandte sich an einen verruchten, zu jeder Schandtat fähigen Sklaven, den sie selbst mit ins Haus gebracht hatte, und bat ihn um seinen Rat bei ihrem frevelhaften Vorhaben. Es schien ihnen am besten, den armen Jüngling aus der Welt zu schaffen. Der Schurke beschafft sofort ein schnell wirkendes Gift und löst es sorglich in Wein auf, um so den unschuldigen Stiefsohn zu verderben.

Während die Verworfenen noch darüber beraten, wie sie dem Opfer den Trank möglichst unauffällig in die Hände spielen wollen, kehrt zufällig der jüngere Bruder, der eigene Sohn der verbrecherischen Frau, ins Haus zurück. Er hatte den ganzen Morgen eifrig seinen Studien obgelegen, dann rasch gefrühstückt und wurde nun vom Durst geplagt. So ergreift er den Becher, in dem das Gift verborgen ist, und leert ihn mit einem Zug. So trinkt er den Tod, der seinem Bruder bestimmt war, und stürzt leblos zur Erde. Entsetzt über seinen plötzlichen Unfall, ruft sein Erzieher mit kläglichem Geschrei die Mutter und die Hausgenossen herzu. Bald erkannte man, daß der vergiftete Trank die Ursache war, und jeder der Anwesenden bezichtigte einen andern des ungeheuerlichen Verbrechens. Aber das verruchte Weib, dies einzig dastehende Muster stiefmütterlichen Hasses, ließ sich weder durch den herben Tod des eigenen Sohnes noch durch die Stimme des Gewissens, die sie des Mordes am leiblichen Kinde bezichtigte, nicht durch das Unglück des ganzen Hauses, den Schmerz des Gatten und die Totenklage im Trauerhaus erschüttern. Nein, sie beschloß, das Unglück der Familie zu ihrer eigenen Rache zu benutzen. Zunächst schickte sie dem reisenden Gatten einen Eilboten nach, der ihm die Katastrophe melden mußte, und als er eiligst zurückkehrte, trat sie als die verkörperte Ruchlosigkeit vor ihn und beschuldigte den Stiefsohn, er habe ihren Sohn durch Gift beseitigt. Insofern log sie ja nicht, als der Knabe den für jenen bestimmten Todestrank an sich genommen hatte — also seinetwillen gestorben war, aber sie behauptete, der ältere Sohn habe den jüngeren verbrecherisch beseitigt, aus Wut darüber, weil sie selbst den schandbaren Anträgen, mit denen er sie habe verführen wollen, nicht erlegen sei. Und als ob es mit dieser verruchten Lüge nicht genug wäre, behauptete sie weiter, er habe auch sie mit dem Schwerte bedroht, weil sie sein Verbrechen entdeckt habe. So stürmte eine Flut des Leids auf den unseligen Vater ein, den der Verlust beider Söhne darniederwarf. Denn den einen sah er vor seinen Augen zu Grabe tragen und den andern mußten nun die Richter, wie er genau wußte, wegen Blutschande und Verwandtenmords zum Tode verurteilen. Dabei bestimmten ihn selbst die erlogenen Klagen der geliebten Frau zu tödlichem Haß gegen den eigenen Sohn. So hatte sich kaum das feierliche Leichenbegängnis bei der

Bestattung des Sohnes abgespielt, da eilte der Vater unmittelbar von der Grabstätte mit noch von Tränen überströmtem Antlitz, das weiße Haupthaar noch von Asche entstellt, auf den Marktplatz. Er ließ seinen Tränen und Klagen freien Lauf, ja er umschlang die Knie der Ratsherren und suchte, ohne zu ahnen, wie sehr ihn sein verbrecherisches Weib betrog, den einzigen Sohn, der ihm geblieben war, mit allen Mitteln ins Verderben zu stürzen. Er sei ein Mörder, der den eigenen Bruder getötet habe, er habe das Ehebett des eigenen Vaters schänden wollen, er habe die eigene Stiefmutter meuchelmörderisch mit dem Tode bedroht. Sein Jammer erregte nicht nur bei dem Rate, sondern auch bei dem gemeinen Volk solches Mitleid und solche Entrüstung, daß alle riefen, man solle in diesem Falle von den Umständlichkeiten eines Gerichtsverfahrens absehen. Man wolle nicht erst den Ankläger den einleuchtenden Beweis der Schuld führen und den Angeklagten dem mit wohlüberlegten Ausreden entgegentreten hören — nein, das Volk selbst solle ohne weiteres den Frevler zur Sühne steinigen. Nunmehr bekam der Magistrat Angst, die allgemeine Erregung könne von diesen ersten Zeichen anscheinend gerechtfertigter Entrüstung zum Aufruhr und zur Auflösung aller Ordnung sich steigern, und suchte den Rat durch Bitten umzustimmen und die Volksmenge mit Strenge niederzuhalten. Nach der Väter Sitte und der gesetzlichen Vorschrift solle Gericht abgehalten werden, die Behauptungen beider Parteien sollten geprüft und dann wie in einem zivilisierten Staat das Urteil gesprochen werden. Aber es gehe nicht an, mit barbarischer Wildheit und tyrannischer Willkür jemand ungehört zu verdammen und in Friedenszeiten damit eine Tat zu begehen, die das Jahrhundert schände. Diese vernünftigen Vorstellungen fanden Gehör, und sofort wurden die Ratsherrn durch Heroldsruf in das Rathaus entboten. Wie sie dem Range nach ihre gewohnten Plätze eingenommen haben, wird wieder durch Heroldsruf zunächst der Ankläger vorgefordert. Auf seine Klage hin wird dann auch der Angeklagte vorgeführt. Nun gebietet wieder der Herold den Sachwaltern, wie es das Gesetz Attikas und das Herkommen beim Areopag[6] verlangt, sie sollten weder sich mit langen Einleitungen aufhalten, noch das Mitleid der Richter zu erwecken suchen. Daß die Sache tatsächlich sich so abspielte, habe ich aus den Gesprächen mehrerer Ohrenzeugen in Er-

fahrung gebracht. Mit welchen Worten aber der Ankläger dem Angeklagten zusetzte, mit welchen Reden jener wieder die Anschuldigungen zu widerlegen suchte, und wie die Sache dann im Kreuzverhör weiter ging, habe ich nicht vernommen, da ich nicht im Gerichtssaal anwesend war. Darüber kann ich euch also auch nichts berichten, denn in meiner Erzählung soll nur stehn, was ich sicher ermittelt habe. Nachdem der Redekampf beendet war, beschloß man den wahren Tatbestand durch sichere Beweismittel zu erhärten, um so schweren Verdacht nicht nur auf Vermutungen zu begründen. Es galt daher vor allem, den Sklaven, der ja allein wissen sollte, daß die Dinge diesen Verlauf genommen hätten, zum Geständnis zu bringen. Der Galgenstrick ließ sich aber weder durch die Schwere des Rechtsfalles noch durch den Anblick des dichtbesetzten Gerichtssaals noch gar durch sein eigenes schlechtes Gewissen im mindesten einschüchtern, sondern trug seine eigenen Erfindungen mit Nachdruck als reine Wahrheit vor. Der Jüngling habe ihn aus Erbitterung darüber, daß ihn die Stiefmutter abgewiesen habe, beiseite genommen und ihn beauftragt, ihren Sohn zu töten, um so die Beleidigung zu rächen. Er habe ihm für sein Schweigen eine große Geldsumme geboten und ihn, als er sich weigerte, mit dem Tode bedroht. Er habe das Gift selbst gemischt und zuerst ihn beauftragt, es dem Knaben zu reichen. Dann aber habe er Bedenken getragen, den Becher aus der Hand zu geben, der vielleicht später als Beweismittel bei der Anklage verwendet werden könnte. Daher habe er schließlich dem Knaben das Gift mit eigener Hand geboten. Nachdem der Schurke das — und zwar anscheinend mit der größten Wahrhaftigkeit — in erheuchelter Erregung vorgetragen hatte, wurde die Verhandlung geschlossen. Keiner der Ratsherrn hatte dem Jüngling die alte Gewogenheit bewahrt, sie alle erklärten ihn der Tat für augenscheinlich überführt und verurteilten ihn zur Strafe des Säckens. Schon wollten sie ihre Stimmsteine, die alle die gleiche Inschrift trugen, nach alter Sitte in die eherne Urne werfen[7]. Umschloß die Urne erst die Stimmsteine, so war das Geschick des Angeklagten entschieden und keine Änderung des Spruchs mehr möglich — dann hatte der Henker ein Anrecht auf seinen Kopf. Da erhob sich plötzlich ein bejahrtes Mitglied des Rates, ein Arzt von bewährter Gewissenhaftigkeit und hervor-

ragendem Ansehn, und legte seine Hand so auf die Mündung der Urne, daß niemand unbemerkt einen Stimmstein einwerfen konnte. Dann sprach er folgendermaßen: „Heute freut es mich, daß ich mir bis ins Alter euer Vertrauen bewahrt habe. Denn so kann ich verhindern, daß an einem zu Unrecht Angeklagten ein offenbarer Mord begangen wird, und daß ihr, die ihr richtet, wie es euch euer Eid gebietet, durch einen frevlerischen Sklaven verführt, meineidig werdet. Mir ist es unmöglich, die heilige Scheu vor den Göttern mit Füßen zu treten und gegen mein Gewissen einen Fehlspruch zu tun. Hört also von mir, wie die Sache sich tatsächlich verhält. Dieser Schurke kam unlängst zu mir und begehrte eifrig ein schnell wirkendes Gift, für das er hundert Goldstücke bot. Er behauptete, ein Kranker bedürfe es, der sich den unerträglichen Qualen eines langjährigen, unheilbaren Leidens entziehen wolle. Ich aber durchschaute das Geplapper und die sich widersprechenden Ausflüchte dieses üblen Galgenstricks und war sicher, daß er irgendein Verbrechen plane. Daher gab ich ihm zwar einen Trank — jawohl, ich gab ihm den Trank —, aber ich dachte an die Möglichkeit einer späteren gerichtlichen Untersuchung und nahm den angebotenen Preis nicht sofort. ‚Es könnte sich vielleicht unter deinen Goldstücken', sagte ich ihm, ‚ein falsches finden, deshalb laß sie ruhig in dem Sack und versiegle den mit deinem Ring. Wir wollen dann nächster Tage die Denare durch einen Wechsler prüfen lassen.' Er ging darauf ein und versiegelte den Sack, den ich sofort, wie der Mensch vor Gericht auftrat, rasch durch einen meiner Leute aus meiner Bude herholen ließ, wo er zu diesem Zweck bereit lag. Hier ist er. Nun soll der Geselle zunächst sein Siegel anerkennen. Denn wie will man den Bruder des Giftmords bezichtigen, wenn dieser hier das Gift gekauft hat?" Bei diesen Worten fing der Schuft heftig zu zittern an, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, und kalter Schweiß brach ihm an allen Gliedern hervor. Er trat von einem Fuß auf den andern, kratzte sich an allen möglichen Stellen des Kopfes und stieß aus halbgeöffnetem Munde halblaut unverständliche Worte hervor — kurz, jedermann kam zu der Ansicht, daß er der Schuldige sein müsse. Aber allmählich fand er seine alte Frechheit wieder, leugnete unverschämt alles ab und bezichtigte seinerseits den Arzt der Lüge. Als der nun an so heiliger

Stätte seine Glaubwürdigkeit anfechten sah, suchte er mit erneutem Eifer jenen Schurken zu widerlegen. Schließlich ergriffen auf den Befehl des Magistrats die Gerichtsdiener den verruchten Sklaven und entdeckten richtig an seinen Händen einen eisernen Ring. Die Vergleichung mit dem Siegel auf dem Geldsack verstärkte den Verdacht aufs äußerste. Nun zögerte man nicht länger, nach griechischem Gerichtsverfahren mit der Folter gegen den Sklaven vorzugehen. Er wurde aufs Rad und dann auf das „Pferd“[8] gespannt. Aber er verharrte in merkwürdiger Halsstarrigkeit und trotzte selbst den Folterqualen. Darauf sprach der Arzt: „Ich werde beim Herkules doch nicht dulden, daß jener Verbrecher das Gericht verhöhnt und der verdienten Strafe entgeht, während ihr diesen unschuldigen Jüngling ungerechterweise hinrichtet. Denn ich bin in der Lage, in dieser Hinsicht einen augenscheinlichen Beweis zu führen. Als nämlich dieser Schurke ein schnell wirkendes Gift von mir verlangte, hielt ich es nicht mit meinem Beruf vereinbar, ihm ein todbringendes Mittel zu verabfolgen. Denn ich habe gelernt, daß die Heilkunst zur Rettung, nicht zur Vernichtung von Menschenleben bestimmt sei. Andererseits befürchtete ich, wenn ich mit unzeitiger Weigerung ihm sein Verlangen abschlüge, ihn erst recht auf die Bahn des Verbrechens zu treiben. Denn er hätte unzweifelhaft entweder von einem andern einen verderblichen Trank gekauft oder mit dem Schwert oder irgendeiner andern Waffe den begonnenen Frevel vollendet. Daher gab ich ihm wohl ein Mittel, aber ein Schlafmittel, die Mandragora[9], die bekanntlich den Menschen sofort erstarren und in einen todähnlichen schweren Schlaf verfallen läßt. Übrigens wundre ich mich nicht, wenn der verzweifelte Schurke, der weiß, daß ihm nach der Väter Sitte die Todesstrafe bevorsteht, die Folterqualen, die immer noch geringer sind, auf sich nimmt. Hat aber der Knabe den von meinen Händen bereiteten Trunk wirklich zu sich genommen, so lebt er und ruht in sanftem Schlummer. Der betäubende Schlaf wird von ihm weichen, und er wird ans Tageslicht zurückkehren. Ist er aber wirklich verblichen und durch Mord aus dem Wege geräumt, so müßt ihr den Grund seines Todes anderswo suchen.“ Die Rede des greisen Arztes fand Beifall, und man zog sofort in großer Eile zu dem Grabmal, wo die Leiche des Knaben beigesetzt war. Keiner

vom Rate, keiner von den Vornehmen, ja selbst keiner vom niedern Volke blieb zurück; alle trieb die Neugier dorthin. Und siehe da! Als der Vater mit eigenen Händen den Deckel vom Sarge gehoben hatte, fand er den Sohn, wie er gerade in diesem Augenblick von dem todähnlichen Schlaf erwachte und an der Schwelle des Hades umkehrte. Sprachlos vor Freude zeigte er ihn in seinen Armen dem Volke, so wie er war, noch in die Leichenbinden eingewickelt und halb verhüllt. In diesem Aufzug wird der Knabe vor das Gericht geführt. Rasch waren nun die Verbrechen des schändlichsten aller Sklaven und des noch schändlicheren Weibes aufgeklärt. Unverhüllt trat die Wahrheit ans Tageslicht. Die Stiefmutter ward zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt und der Sklave an den Galgen geschlagen. Einstimmig aber wurden dem wackern Arzt die hundert Goldstücke belassen als Preis für den zur rechten Zeit verabreichten Schlaftrunk.

4. DIE VERRÄTERISCHEN SCHUHE

Du kennst doch den Schulzen Barbaros, den die Leute wegen seiner giftigen Art den Skorpion nennen? Der hatte ein Weib aus vornehmer Familie und von wunderbarer Schönheit, das er sorglich im Hause verschloß und mit ganz verrücktem Eifer bewachte. Wie er nun einmal notwendigerweise verreisen mußte, hatte er den Wunsch, die Keuschheit der teuren Gattin sich um jeden Preis zu sichern und nahm daher insgeheim einen seiner Sklaven von alterprobter Treue vor, der Myrmex hieß. Er gab ihm die freieste Wahl in seinen Maßnahmen, drohte ihm aber mit Kerker und ewiger Haft, ja mit grausamem Hungertod, wenn ein Mann seine Gattin auch nur im Vorbeigehn mit dem Finger streife. Und er verstärkte diese Drohungen auch noch durch heilige Eide bei allen Göttern. Als er überzeugt war, daß der gänzlich verängstigte Myrmex seiner Frau nicht von der Seite weichen würde, trat er ruhigen Herzens seine Reise an. Myrmex ließ denn auch in seiner Todesangst seine Herrin keinen Schritt allein tun: während sie zu Hause spann, saß er als unzertrennlicher Gesellschafter an ihrer Seite, und wenn sie, was nicht zu verhindern war, abends ins Bad ging, so heftete er sich ängstlich an ihre Sohlen und hielt den Zipfel ihres Gewandes mit der Hand fest. So sorglich und klug waltete er des ihm aufgetragenen Amtes. Aber einem so glühenden, stets auf neue Abenteuer erpichten Liebhaber wie Philetairos konnte eine so hervorragend schöne vornehme

Dame nicht lange verborgen bleiben. Gerade der Ruf ihrer großen Keuschheit und die übertrieben strenge Bewachung spornte seine Leidenschaft aufs äußerste an. Er war bereit, alles zu wagen und alles zu erdulden, und setzte alle Kräfte daran, um eine mit solcher Vorsicht verteidigte Festung einzunehmen. Er verließ sich darauf, daß alle menschliche Treue brüchig sei, daß alle Schwierigkeiten durch Geld zu beseitigen seien und daß ein goldener Schlüssel auch eherne Tore öffnen könne. Als es ihm daher einst glückte, den Myrmex allein zu treffen, eröffnete er ihm seine Liebe und flehte ihn um ein Heilmittel in seiner Not an. Denn er sei unweigerlich dem Tode verfallen, wenn er nicht bald seine Leidenschaft befriedigen könne. Myrmex brauche sich vor nichts Bedenklichem zu fürchten; es sei ja ganz einfach, was er verlange. Er wolle allein zur Dämmerzeit im Mantel der Dunkelheit wohlverborgen sich einschleichen und nach kürzester Frist das Haus wieder verlassen. Nach solchen Vorschlägen sucht er auch einen festen Keil einzutreiben, um die starre Treue des Sklaven zu vernichten. Denn er zeigt ihm in der ausgestreckten Hand funkelnagelneue Goldstücke, von denen er zwanzig für die Schöne bestimmt, während zehn herzlich gern jenem gegönnt seien. Myrmex schaudert vor diesem unerhörten Verbrechen zurück, drückt die Augen fest zu und läuft davon.

Aber doch flammte ihm der Glanz der Goldstücke noch vor Augen, während er durch einsame Gassen nach Hause eilte, auch dort sah er die prächtig funkelnden Stücke immer noch vor sich, er glaubte die reiche Beute schon in Händen zu halten, die Gedanken drehten sich ihm im Kreise, und wie ein Schiff im Sturm wurde der arme Teufel in seinen Entschlüssen bald hierhin, bald dorthin getrieben. Dort stand die Treue, hier der Gewinn, dort die Strafe, hier der Genuß. Auch die räumliche Entfernung linderte seine Sehnsucht nach dem schönen Gelde nicht, auch seine Nachtwachen vergiftete ihm der Geiz, und während ihn die Drohungen des Herrn zu Hause hielten, lockte ihn das Gold hinaus. Schließlich besiegte das Gold auch die Todesfurcht. Er erdrosselte das Schamgefühl in sich, wies der Angst die Tür und bringt ohne Umstände der Herrin die Kunde zu Ohren. Und auch sie verleugnet die dem Geschlechte angeborene Leichtfertigkeit nicht und verkauft stracks ihre Keuschheit um das verfluchte Gold. Vor Freude überströmend stürmt Myrmex fort,

um seiner Treue den Todesstoß zu versetzen. Er will das Geld, das er zu seinem Verderben gesehen hat, wenigstens berühren, wenn er es nicht gleich einstreichen kann. So meldet er dem Philetairos, mit welcher Mühe es ihm gelungen sei, seine Wünsche zu erfüllen, und verlangt sofort den versprochenen Lohn. Und siehe da, die Hand des Myrmex, die kaum Kupferstücke kannte, darf nun die Goldstücke fest umschließen. Bei vorgerückter Nacht geleitet er den Philetairos, der sein Haupt sorglich verhüllte, allein ins Haus und führt den kecken Liebhaber bis an die Schwelle des Schlafgemachs seiner Herrin. Fröhlich bringt das Paar Amor, dem Beschützer ihrer jungen Liebe, eifrige Opfer, fröhlich üben sie sich im freien Liebesdienst — da erscheint, gedeckt vom Dunkel der Nacht, allen unerwartet, der Gatte. Er klopft zunächst an die Türe seines Hauses, dann ruft er laut, dann schleudert er Steine gegen die dröhnende Pforte und droht, durch das Zögern mehr und mehr argwöhnisch gemacht, dem Myrmex die schlimmsten Strafen an. Den hatte das plötzlich hereinbrechende Unheil völlig ratlos gemacht, er lief ängstlich hin und her und fand nur die eine naheliegende Entschuldigung, die Dunkelheit mache es ihm unmöglich, den sorglich versteckten Schlüssel zu finden. Unterdes hatte Philetairos den Lärm gehört und war rasch in die Kleider gefahren. Doch in der Verwirrung eilte er mit nackten Füßen aus dem Schlafgemach. Jetzt erst schob Myrmex den Riegel vom Tor, schloß auf und ließ den schreienden Gatten ein, der alle Götter zu Zeugen anruft und sofort in das Schlafgemach eilt. Dann läßt er den Philetairos durch einen Seitenausgang heraus, schließt das Haus wieder und begibt sich aufatmend zur Ruhe. Aber wie Barbaros in der Frühe das Schlafgemach verläßt, sieht er unter dem Bette ihm unbekannte Schuhe stehen. Es waren die, auf denen Philetairos sich eingeschlichen hatte. Er ahnte sofort aus dem Tatbestand den ganzen Vorgang, verriet aber weder seiner Frau noch einem der Hausgenossen seinen Schmerz, nimmt die Schuhe heimlich an sich und steckt sie in den Bausch seiner Toga. Dann läßt er den Myrmex durch seine Mitsklaven binden und nach dem Forum vor den Richter schleppen. Er selbst eilt mit schnellen Schritten eben dorthin und wiederholt in leidenschaftlichem Selbstgespräch sich immer wieder, daß er mittels der Schuhe den Ehebrecher sicher ausfindig

machen werde. Wie er nun so mit zornigem Gesicht und hochgezogenen Augenbrauen über die Straße eilt und hinter ihm Myrmex einhergeschleift wird, der zwar nicht auf offener Schuld ertappt war, aber doch vom schlechten Gewissen geplagt mit reichlichen Tränenfluten und gleichsam schon auf dem letzten Loch pfeifend vergeblich um Mitleid fleht — siehe da begegnet ihnen gerade im rechten Augenblick Philetairos. Er ging zwar einem anderen Geschäft nach, aber der unerwartete Anblick machte ihn aufmerksam. Er erschrak nicht im mindesten, sondern erinnerte sich seiner Vergeßlichkeit und erriet sofort scharfsinnig den ganzen Zusammenhang. Schnell gefaßt wie immer, stößt er die Sklaven beiseite und dringt auf Myrmex ein, dem er die Backen unbarmherzig mit den Fäusten bearbeitet. „Du meineidiger Schuft," ruft er, „mögen dein Herr und alle Himmelsgötter, deren Zorn du durch deine Meineide auf dich herabbeschworen hast, dich Elenden elend verderben. Du hast mir gestern im Bade meine Schuhe gestohlen! Du verdienst es, beim Herkules, daß du diese Ketten trägst und ins dunkelste Loch geworfen wirst." Durch diese glückliche List des wackern Jünglings stutzte Barbaros zunächst, dann strauchelte er und fiel schließlich gutgläubig ganz hinein. Er kehrte sofort um, ließ den Myrmex vor sich führen und verzieh ihm von ganzem Herzen. Er gab ihm die Schuhe und riet ihm, sie dem Manne zurückzubringen, dem er sie gestohlen habe.

5. CHARITE

(Charite ist als Braut von den Räubern, in deren Dienst Lucius als Esel geraten ist, geraubt worden und hat mit seiner Hilfe einen vergeblichen Fluchtversuch gemacht. Zur Strafe wollen die Räuber beide töten, aber Tlepolemos, ihr Bräutigam, kommt als Räuber verkleidet dazwischen, beschwatzt die Räuber durch listige Geschichten und betäubt sie dann beim Gelage mit einem Schlaftrunk. Er fesselt sie und zieht mit der Braut auf dem Rücken des Esels ab, der dann auf dem Land ein behagliches Leben führen soll, um das er freilich durch die Habsucht der Pächter geprellt wird. Dort erfährt er das tragische Ende der Charite.)

Beim ersten Hahnenschrei kam ein junger Mann aus dem nächsten Ort, ein Sklave, so schien es, aus dem Hause der Charite, jenes

Mädchens, das mit mir bei den Räubern gleiche Pein erduldet hatte. Am Herdfeuer unter der großen Schar seiner Genossen sitzend, verkündete er mit diesen Worten die wunderbare Mär von ihrem Ende und der Vernichtung ihres ganzen Hauses: „Ihr Hirten der Pferde, der Schafe und der Rinder! — Charite, die Ärmste, ist nicht mehr, sie starb auf jammervollste Art, aber wahrlich nicht unbegleitet ist sie zu den Schatten hinabgestiegen. Damit ihr alles erfahret, will ich euch die Vorgänge von Anfang an schildern — sie verdienten es wohl, daß gelehrtere Erzähler, denen Fortuna die Gabe des hohen Stils verliehen hat, sie als rührende Historie ihren Werken einverleibten.

Im nächsten Ort lebte ein Jüngling von vornehmer Abstammung, glänzender Stellung und ansehnlichem Vermögen. Aber er war ein Säufer und Schlemmer, der sich tagelangen Trinkgelagen und dem Verkehr mit schlechten Dirnen hingab. So war er schließlich in üble Beziehung zu Räuberbanden geraten, und auch seine eigene Hand war nicht unbefleckt von vergossenem Menschenblut. Thrasyllos hieß er, und also war sein Ruf bei den Leuten. Als nun Charite zu den Jahren der Ehe heranreifte, drängte er sich mit besonderem Eifer in der stattlichen Schar ihrer Bewerber vor. Aber obgleich er alle Leute seines Schlages ausstach und das Urteil der Eltern durch glänzende Geschenke zu bestechen suchte, erlebte er doch seiner Sitten wegen den Makel einer Abweisung. Auch wie nun die Tochter unsres Herrn dem wackern Tlepolemos anverlobt war, hegte er dennoch die tiefwurzelnde Leidenschaft weiter und suchte in seinem Groll dennoch einen Weg zu dieser Ehe, den er sich nur durch ein Verbrechen erschließen konnte. An dieses Verbrechen ging er sofort, als er eine günstige Gelegenheit fand, sich ihr zu nähern. An dem Tage, da Charite durch die List ihres kühnen Bräutigams den drohenden Dolchen der Räuber entrissen worden war, mischte er sich mit lautem Jubelruf unter die Schar der Glückwünschenden und äußerte seine herzliche Gesinnung für das junge Paar, ja auch für ihre Nachkommenschaft so laut, daß man ihn mit Rücksicht auf seine vornehme Abkunft unter die vertrauten Freunde unsres Hauses aufnahm. Er verhehlte seine frevelhaften Anschläge und spielte die Rolle des treuesten Freundes. Im öfteren Zusammensein, bei langen Gesprächen, auch bei Gastmählern und Trinkgelagen ergriff ihn die Begierde wilder und wilder, so daß er sich, ohne es zu merken, ganz dem

verheerenden Brande seiner Leidenschaft hingab. Denn die Flamme heißer Liebe ergötzt ja die Menschen zuerst durch ihr schwaches Lodern, aber der Zunder steter Gewöhnung läßt das Feuer um sich greifen, bis es schließlich in unerträglichen Gluten den ganzen Menschen verzehrt. Lange, lange hatte Thrasyllos bei sich nachgesonnen, wie er die Gelegenheit zu geheimer Aussprache finden könne. Zwar sah er, daß einem ehebrecherischen Verhältnis die Menge der Aufpasser im Wege stand, die der jungen Frau, auch wenn sie ihm geneigt gewesen wäre — doch sie war weit entfernt, das zu sein — die ersten Übungsversuche auf dem Feld verbotener Liebe sehr erschwert hätten; zwar sah er, daß ihre Neigung zu ihrem Gatten noch so frisch war und so von Tag zu Tag wuchs, daß es unmöglich schien, sie von ihm zu trennen — aber dennoch wird er zu dem, was unmöglich war, durch einen verbrecherischen Drang getrieben, als ob es doch möglich wäre. Was eben noch unausführbar schien, erscheint, wenn die Leidenschaft von Tag zu Tag stärker wird, plötzlich leicht.

Hört nun, aber höret, bitte ich, mit aufmerksamen Sinnen, wie der Drang seiner wahnsinnigen Leidenschaft sich Luft machte. Eines Tages ging Tlepolemos in der Begleitung des Thrasyllos zur Jagd auf wilde Tiere. Freilich, sind Rehe eigentlich wilde Tiere? Aber die Jagd auf andere Tiere, die mit Horn oder Hauer den geliebten Gemahl hätten verwunden können, gestattete Charite nicht. Schon war ein von dichtem, schattigem Laubwald bedeckter Hügel mit allem Rehwild von den Jägern vorsichtig umstellt und die edlen Spürhunde bester Rasse wurden losgelassen, um die im Gebüsche ruhenden Tiere aufzutreiben. Sie bewährten sich als wohlgeschult, denn sie teilten sich und besetzten alle Ausgänge, ohne den geringsten Laut zu geben. Dann erscholl ein Zeichen, und nun erfüllten sie die Luft mit hitzigem, mißtönigem Gebell. Aber kein Reh, kein scheuer Rehbock, keine zage Hindin — nein, ein gewaltiger Eber erhob sich von seinem Lager, den niemand hier vermutet hatte. Es war ein furchtbares Tier, feist mit mächtiger, herabhängender Wamme und dunklem, zottigem Fell, dessen Borsten emporstarrten.

Die Zähne knirschten im schäumenden Rachen, die funkelnden Augen blitzten — so stürmte er wutschnaubend heran. Die Hunde, die keck genug waren, gegen ihn anzuspringen, warf er mit aufge-

schlitzten Leibern tot zur Seite, stampfte die Fangnetze zu Boden und stürmte geradaus weiter. Wir alle suchten uns voll Angst hinter Büschen und Bäumen sorglich zu verstecken, denn wir waren nur an harmlosere Jagden gewöhnt und ihm gegenüber gänzlich wehrlos. Thrasyllos aber, der jetzt zu seinem Anschlag den günstigen Moment gekommen sah, spornte hinterhältig den Tlepolemos so an: „Sollen wir wirklich von der Überraschung oder von leerer Furcht überwältigt wie diese niedern Sklaven oder wie ängstliche Weiber zu Boden gestreckt eine so herrliche Beute aus den Händen lassen? Schnell zu Pferde! Ergreife du den Jagdspieß, ich nehme die Lanze!" Und ohne das geringste Zögern springen sie auf die Pferde und sprengen voller Jagdlust auf den Eber ein. Aber das Tier hemmt in seiner angeborenen Wildheit seinen Angriff nicht, sondern wetzt die Zähne und stutzt nur, auf welchen Gegner es zuerst anstürmen solle. Doch schon hat Tlepolemos seinen Jagdspieß dem Tier von oben in den Rücken gebohrt. Thrasyllos aber tat dem Tier selbst nichts zu leide, sondern durchstieß mit seiner Lanze dem Pferde des Tlepolemos die Kniekehlen der Hinterbeine. Das Tier brach blutüberströmt zusammen und warf von seinem darniedergleitenden Rücken unfreiwillig seinen Herrn zur Erde. Sofort stürzt sich der Eber wütend auf ihn, zerreißt erst sein Gewand, und dann, als er sich aufrichten will, zerfleischt er ihn selbst mit zahllosen Stößen seiner Hauer. Aber den trefflichen Freund reute die Schandtat nicht, die er begonnen, und auch der Anblick dieser äußersten Gefahr konnte seine wilde Grausamkeit nicht rühren. Nein, dem Freund, der vergeblich seine grimmen Wunden mit den Händen zu bedecken suchte und mit flehentlicher Stimme ihn um Hilfe anrief, stieß er die Lanze durch den rechten Schenkel. Er verließ sich zuversichtlich darauf, daß die Speerwunde nicht von denen werde unterschieden werden, die von den Eberzähnen herstammten. Dann bewältigte er selbst mit sicherer Hand den Eber.

Als der Jüngling auf solche Weise sein Ende gefunden hatte, eilten wir Sklaven alle tieftraurig aus unsern Verstecken herbei. Jenen erfüllte innerlich Freude, da seine Absicht erreicht war und der Gegner am Boden lag. Aber er drängte sein Gefühl zurück, zeigte eine ernste Miene und heuchelte tiefen Schmerz. Er warf sich über die Leiche, die er selbst geschaffen, umschlang sie leiden-

schaftlich und spielte geschickt in allem den Tiefbetrübten. Nur die Tränen wollten seinen Augen nicht entströmen. Sonst nahm er ganz unsre Haltung an, die wir in wahrer Trauer jammerten, und schob die Schuld an dem Werk seiner Hände dem Untier zu.

Noch war das Verbrechen kaum vollbracht, da stürmte auch Fama schon davon, und zu allererst eilte sie in das Haus des Tlepolemos und erschütterte mit der Nachricht die Ohren der unglücklichen jungen Frau. Kaum hatte diese die Nachricht gehört, die schlimmste, die sie je vernehmen sollte, so stürmte sie von wahnsinnigem Schmerz getrieben in rasendem Lauf wie eine Furie durch die volksbelebten Gassen und die ländlichen Fluren, stets mit Lauten der Verzweiflung nach ihrem Gatten rufend. Die Scharen der traurigen Bürger strömten zusammen, Wanderer schlossen sich aus Mitgefühl an, die ganze Stadt ward entvölkert durch die Neugierde. Und schon eilt sie auf den Leichnam des Gatten zu und wirft sich über ihn, die Sinne schwinden ihr, und beinahe wäre sie, so wie sie es ihm gelobt, mit ihm aus dem Leben geschieden. Mit Mühe riefen sie die Ihrigen in das Leben zurück, das ihr verhaßt geworden war; der Leiche des Gatten aber gab das ganze Volk das feierliche Trauergeleite zur Grabstätte.

Vor allem zeichnete sich durch überlautes Klagen Thrasyllos aus, er schlug sich die Brust, und die Tränen, die ihm im ersten Schmerz gemangelt hatten, entströmten ihm jetzt reichlich, während im stillen sich seine Freude steigerte. Die Wahrheit selbst hätte bei all den zärtlichen Namen, die er dem Ermordeten gab, irre werden können. Er nannte ihn seinen Jugendfreund, seinen Schulkameraden, ja seinen Bruder, indem er den Toten mit tieftrauriger Stimme bei Namen rief. Zu gleicher Zeit suchte er Charite davon abzuhalten, sich die Brust zu zerschlagen, er suchte ihre wilden Schmerzensausbrüche zu hemmen, ihr Wehegeschrei zu stillen. Mit allerlei vorsichtig tastenden Reden suchte er den Stachel des Schmerzes abzustumpfen, in mannigfachen Erzählungen von ähnlichem Leid ihr Trost zu bieten, und indem er heuchlerisch jede Pflicht zärtlicher Verwandten auf sich nahm, umarmte und streichelte er sie und gab so in böser Lust seiner verbrecherischen Liebe neue Nahrung. Aber sobald die Totengebräuche alle erfüllt waren, beschloß die junge Frau, zu ihrem Gatten in die Unterwelt hinabzusteigen, und

erprobte alle Wege, die zum Tode führen konnten. Sie wählte jenen milden und stillen Weg, der keine Waffe erfordert, sondern dem ruhigen Schlafe vergleichbar ist — sie verzichtete auf alle ihre Ansprüche an das Licht der Sonne und suchte in düstere Einsamkeit verborgen durch qualvolles Hungern ein Ende zu finden. Aber Thrasyllos erzwingt durch lebhaftes Zureden mit der Unterstützung der Freunde und Verwandten, schließlich der Eltern selbst, daß sie die schon totenbleichen, schwachen Glieder im Bade stärkt und sich mit Speise kräftigt. Aus Ehrfurcht vor den Eltern nimmt sie die verhaßte, aber heilige Pflicht auf sich und erfüllte auf ihr Gebot wieder, so wie sie geheißen wurde, die Anforderungen des Lebens mit ruhigerer, wenn auch nicht mit heiterer Miene. Aber im tiefsten Innern, im stillen Herzen quälte sie sich in Trauer und Pein und verbrachte Tage und Nächte in jammervoller Sehnsucht nach dem Abgeschiedenen. Seinem Bilde, dem sie die Gestalt des Gottes Bakchos hatte geben lassen, erwies sie nunmehr göttliche Ehren und fand in diesem unablässigen Dienst einen traurigen Trost.

Aber der zügellose Thrasyllos, verwegen, wie es schon sein Name [der Kecke] andeutet, wagte es, ehe noch die Tränen ihren Schmerz gelindert hatten, ehe noch die Wogen ihres rasenden Herzens zur Ruhe gekommen waren und die Trauer sich gerade durch ihr Übermaß abgestumpft hatte, während sie den Gemahl noch beweinte, noch ihre Kleider zerriß und ihr Haar raufte —, wagte es, ihr von Heirat zu sprechen. Dieser Fehlschritt des Unklugen enthüllte ihr die verschwiegenen Geheimnisse seiner Brust und seinen entsetzlichen Betrug. Sie fluchte dem verhaßten Worte und stürzte, wie von Sturmeswehn und Donnergrollen, ja wie vom Blitze des Zeus selbst getroffen, ohnmächtig zusammen. Als sie allmählich wieder zu sich kam, brach sie in wildes, unmenschliches Schreien aus und ahnte im Geist die Rolle, die der Schurke Thrasyllos gespielt hatte. Sie verschob die Antwort auf seine Werbung mit den Worten, sie müsse erst mit sich zu Rate gehn. Und nun erschien zu nächtlicher Zeit der Schatten des kläglich gemordeten Tlepolemos, er erhob sein bleiches, blutig entstelltes Antlitz zu ihr und störte mit diesen Worten den Schlummer der keuschen Gattin. „Mein Weib, vernimm von mir, was dir kein anderer sagen kann! Mag nun in deinem Herzen die Erinnerung an mich weiterleben, oder mag mein grauser Tod

den alten Treubund vernichtet haben, du wirst in jeder neuen Ehe mehr Glück finden, als in einer Ehe mit Thrasyllos. Gib dich nicht in seine tempelschänderischen Hände, sprich nicht mit ihm, speise nicht an seinem Tisch und ruhe nicht in seinem Bette. Fliehe die blutbefleckte Rechte meines Mörders. Feiere nicht Hochzeit unter dem Zeichen des ruchlosesten Mordes[10]. Die Wunden, deren Blut deine Tränen abwuschen, stammen nicht alle von den Zähnen des Ebers — die Lanze des verruchten Thrasyllos hat mich dir entrissen." So sprach er, dann teilte er ihr auch noch das weitere mit und stellte ihr die ganze verbrecherische Szene klar vor Augen.

Aber wie jene bei der Erscheinung des Geistes in traurigem Schlummer gelegen hatte, so schlief sie auch jetzt zunächst weiter, das Haupt tief in die Kissen versenkt, während Ströme von Tränen ihre schönen Wangen benetzten. Plötzlich jedoch fährt sie, wie von Foltern gequält, aus ihrem unruhigen Schlafe auf und bricht in erneuter Trauer in leidenschaftliches Klagen und Jammern aus. Sie zerreißt ihr Gewand und zerfleischt mit den eigenen Händen die schönen Arme. Doch beschließt sie im stillen, niemandem von diesem nächtlichen Gesichte zu erzählen, sondern ihre Kunde von dem Verbrechen sorglich zu verhehlen, an dem verruchten Mörder selbst die Strafe zu vollziehen und gleichzeitig aus diesem jammervollen Leben zu scheiden. Und schon naht sich ihr wieder der verhaßte Bewerber voll ungestümer Leidenschaft und bestürmt die ihm verschlossenen Ohren mit erneuter Bitte um Heirat. Aber jene weist freundlich die Worte des Thrasyllos zurück und weiß mit wunderbarer List auf sein stürmisches Drängen und demütiges Flehen zu erwidern. „Noch steht die schöne Gestalt deines Bruders, meines teuersten Gemahls, mir ständig vor Augen, noch umweht mich der balsamische Duft seines Körpers, noch wohnt allein der herrliche Tlepolemos in meinem Herzen. Du wirst am besten deine Wünsche fördern, wenn du mir armem Weib die nötige, ja auch vom Gesetz geforderte Trauerzeit zugestehst, bis die noch fehlenden Monate des Witwenjahrs vollendet sind. Das fordert nicht nur meine Ehre, sondern auch die Sorge für dein eigenes Wohl, damit nicht der gerechte Zorn über meine verfrühte Wiederverheiratung den Rachegeist meines Gemahls heraufbeschwöre, daß er dich vernichte." Aber selbst diese Worte, selbst dies Versprechen für die Zukunft brachte den

Thrasyllos nicht zur Besinnung, er fuhr fort, ihr seine verruchten Wünsche mit schmeichelnder Stimme zuzuflüstern, bis schließlich Charite, anscheinend seinen Bitten erliegend, ihn so anging: „Dies eine, mein geliebter Thrasyllos, mußt du mir wenigstens auf meine inständigen Bitten gewähren. Laß uns einstweilen im Verborgenen geheime Liebesfeste feiern, daß keiner meiner Angehörigen etwas merke, bis die letzten Tage des Jahres verstrichen sind." Diesen trügerischen Versprechungen des Weibes erlag Thrasyllos und beteuerte sein Einverständnis mit dem geheimen Liebesbund. Er wünscht sehnlich das Dunkel der Nacht herbei, nur von dem einen Gedanken beherrscht, seine Wünsche gekrönt zu sehn. „Aber höre," mahnt ihn Charite, „du mußt dich vorsichtig in deinen Mantel verhüllen und ohne jeden Begleiter bei Eintritt der Nacht schweigend meiner Schwelle nahn. Dort wirst du ein einziges Mal meiner Amme durch Pfeifen ein Zeichen geben. Sie wird mit im Geheimnis sein und hinter der Türe warten, um dir sofort zu öffnen und dich ohne jedes verräterische Licht zu meinem Gemach geleiten."

Thrasyllos billigte diese Vorbereitungen, die an eine Totenhochzeit gemahnten. Er argwöhnte nichts, sondern klagte nur in erregter Erwartung, wie lang der Tag sei und wie säumig der Abend nahe. Als endlich der Sonnengott der Nacht wich, eilte er vermummt, so wie es Charite gewünscht, herbei. Er läßt sich durch die ängstliche Vorsicht der Amme berücken und schleicht voller Hoffnung ins Schlafgemach. Dort aber entschuldigt die Amme mit lügenhaften Reden das Säumen ihrer Herrin, wie diese ihr aufgetragen. Sie sitze am Bette ihrer erkrankten Mutter, erzählt sie ihm und bietet ihm mit freundlichen Worten einen Becher, den sie aus einem Weinkrug füllt, in den sie einen Schlaftrunk getan. Er trinkt sorglos und in gierigen Zügen, so daß es leicht gelingt, ihn einzuschläfern. Wie er nun rücklings hinsinkt und jeder Mißhandlung wehrlos preisgegeben daliegt, ruft sie die Charite. Die tritt ein mit männlichem Mute und vor grimmiger Leidenschaft bebend und stellt sich zu Häupten des Mörders.

„Da ist er ja," spricht sie, „der treue Genosse meines Gatten, der treffliche Jäger, mein teurer Gatte! Das ist die Rechte, die mein Blut vergoß, das ist die Brust, die tückische Listen zu meinem Verderben ersann, das sind die Augen, denen ich zu meinem Unheil

gefiel. Doch diese Augen ahnen schon die drohende Strafe und sind schon jetzt in Dunkel gehüllt. Schlafe nur ruhig und träume süß! Nicht mit dem eisernen Schwerte bedrohe ich dich — auch nicht einmal durch die Todesart sollst du meinem Gatten gleichgestellt werden. Während du noch lebst, sollen dir die Augen entrissen werden, und nur noch im Traume sollst du sehen können. Der Tod deines Feindes soll dir beneidenswerter scheinen als dein eigenes Leben. Du wirst das Licht nicht wiedersehn, wirst die stützende Hand eines Begleiters bedürfen, du wirst Charite nicht umarmen und nicht Hochzeit feiern, du wirst weder die Freuden des Lebens genießen noch dich der stillen Totenruhe erfreuen, nein, wie ein unsteter Schatten sollst du zwischen dem Reich der Grabesnacht und dem der Sonne einherschwanken. Du sollst vergebens fragen, wessen Rechte dir denn den Sitz des Lichtes zerstörte, und in deinem Elend soll das das Schlimmste sein, daß du nicht weißt, wen du anklagen sollst. Aber ich werde mit dem Blute deiner Augen das Grab meines Tlepolemos besprengen und seinen heiligen Manen dies Totenopfer bringen. Und wozu gewähre ich dir noch unverdienten Aufschub der verdienten Qualen, während du vielleicht von meinen Umarmungen träumst, die dir den Tod bringen sollen? Verlaß das Dunkel deiner Träume und erwache zu dem ewigen Dunkel, das deine Strafe sein soll. Erhebe dein geblendetes Antlitz, erkenne deine Strafe, empfinde dein Unglück und ermiß die Größe deiner Qual! Das ist die Liebe, die deine Augen einer keuschen Gattin einflößten, das sind die Hochzeitsfackeln, die dein Schlafgemach erhellen. Die Furie sei dir Brautführerin, die Blindheit dein Geleite, die Foltern des Gewissens der Sporn auf deinem Wege."

Nachdem sie diesen Grabgesang über ihn gesprochen, nahm sie eine Schmucknadel vom Haupte und zerstach in wilder Leidenschaft die Augen des Thrasyllos ganz und gar. Der Rausch schwand ihm und der Schlaf, und gänzlich erblindet sank er zurück. Sie aber riß das nackte Schwert an sich, das sonst Tlepolemos zu tragen pflegte, und stürzte in rasender Eile mitten durch die Stadt mit unheilverkündender Miene dem Grabmal des Gatten zu. Wir und fast das ganze Volk eilten in großer Bewegung hinter ihr her, und einer ermahnte den andern, der Rasenden das Schwert zu entwinden. Aber Charite stellte sich neben die Gruft des Tlepolemos, wehrte mit dem

funkelnden Schwerte alle von sich ab und sprach so, als sie uns alle laut klagen und jammern sah: „Laßt diese unangebrachten Tränen und laßt die Trauerklage, die schlecht zu meinem Heldentume paßt. Ich habe den blutigen Mörder meines Gemahls bestraft, ich habe Rache genommen an dem verfluchten Räuber meines Eheglücks. Nun aber ist es Zeit, daß mir dies Schwert den Weg hinabweise zu meinem Tlepolemos." Nun erzählte sie uns alles der Reihe nach, welche Kunde ihr der Gemahl im Traume gebracht und wie sie den Thrasyllos überlistet und verwundet habe. Dann aber stieß sie sich das Schwert unter der rechten Brust in den Leib und brach zusammen. Sie wälzte sich im eigenen Blute, stammelte noch einige unsichere Worte und hauchte ihre männliche Seele aus. Die unglücklichen Angehörigen der armen Charite eilten nun herbei, wuschen die Leiche sorgsam und legten sie dann für alle Zeiten im gleichen Grabmal neben ihrem Gemahl zur Ruhe.

Als Thrasyllos die ganze Wahrheit erfahren hatte, sah er ein, daß der Tod durchs Schwert für seine Schandtaten eine zu geringe Strafe sei. Er begab sich von freien Stücken zum Grabmal und rief: „Ihr zürnenden Geister der Toten, seht hier euer williges Opfer!" So rief er zu wiederholten Malen. Dann ließ er die Türe fest hinter sich schließen und endete nach eigenem Spruch durch den Hungertod sein verfluchtes Dasein.

APULEIUS / AMOR UND PSYCHE

ERSTES KAPITEL

Es waren einmal in einer Stadt ein König und eine Königin, die hatten drei ausnehmend schöne Töchter. War schon der Liebreiz der beiden älteren sehr groß, so fand die menschliche Zunge doch noch Worte genug, sie zu verherrlichen; die Schönheit der jüngsten hingegen war so überirdisch, daß die menschliche Sprache zu arm war, um sie zu schildern oder auch nur genügend zu preisen. Viele Leute aus dem Lande und reichbegüterte Fremde führte das Gerücht eines so außergewöhnlichen Schauspiels in lebhafter Neugier zusammen, und jeder, der sie sah, verstummte betroffen vor so unerreichbarer Schönheit, ja sie legten andächtig die Hand an den Mund und verehrten das Mädchen in frommer Inbrunst ganz wie die Göttin Venus selber. Und schon war in die Nachbarstädte und die angrenzenden Länder die Kunde gedrungen, die Göttin, die einst dem Schoße des blauen Meeres entstiegen, aus dem Tau der schäumenden Wogen erwachsen sei, die weile jetzt mitten unter der Volksmenge und gönne gnadenvoll jedermann den Anblick ihrer Hoheit; zum mindesten wollte man wissen, daß durch eine neue Aussaat himmlischen Taues, wie vordem das Meer, so jetzt die Erde befruchtet worden sei und eine neue, in jungfräulicher Schönheit prangende Venus habe aufsprießen lassen.

Und dieser Glaube wuchs von Tag zu Tag ins Ungemessene, und die Kunde verbreitete sich weit hin über die nächsten Inseln und viele Länder bis in die fernsten Reiche; schon pilgerten Scharen von Sterblichen auf weiten Wegen des Landes und der grundlosen See zu dem berühmten Wunder der Welt. Niemand fuhr mehr nach Paphos, niemand nach Knidos, selbst niemand nach Kythera, um die Göttin Venus zu schauen. Ihre Feste blieben unbesucht, ihre Tempel verödeten, ihre Polster standen verwaist, die frommen Bräuche wurden vernachlässigt; die Standbilder ohne Kränze, die leeren Altäre mit der kalten Asche boten einen häßlichen Anblick. Nur noch zu jenem Mägdlein betete man, nur in menschlichen Zügen huldigte man der Majestät der hehren Göttin; wenn die Jungfrau morgens aus dem Palaste trat, so ehrte man mit Opfer und Festschmaus den Namen der Venus, die doch fern war, und wenn sie

durch die Straßen wandelte, streuten die Leute ihr scharenweise Blumen und Kränze auf den Weg.

Solch maßlose Übertragung himmlischer Ehren auf ein sterblich Mägdlein erregte der wahren Venus heftige Wut; voll Entrüstung schüttelte sie das Haupt und sprach in tiefem Grolle also zu sich: „Wie? Ich, die altehrwürdige Mutter der Welt, ich, der Uranfang der Elemente, ich, des Erdkreises hohe Herrin, ich, Venus, soll mit einer sterblichen Magd meine Hoheitsrechte teilen, soll meinen himmlischen Namen von Erdenschmutz entweihen lassen? Ich soll es dulden, meine Ehren mit einer andern auf gut Glück zu teilen? soll es dulden, daß ein sterbliches Mägdlein als mein Ebenbild auf Erden wandle? Umsonst also war's, daß jener Paris, dessen gerechtes, lauteres Urteil der große Jupiter bestätigt hat, mich dank meiner außerordentlichen Schönheit den beiden großen Göttinnen vorgezogen hat? Doch nein, übel soll's ihr, wer sie auch sein mag, bekommen, daß sie sich meine Ehren angemaßt hat; bald soll gerade diese unerlaubte Schönheit sie gereuen!"

Eilends rief sie ihren geflügelten Sohn herbei, den kecken Gesellen, der sich mit seinen losen Sitten über alle Polizeiordnung hinwegsetzt und, mit Fackel und Pfeilen bewehrt, des Nachts fremde Wohnungen durchschwärmt, alle Ehen zerrüttet und ungestraft das größte Unheil anrichtet, kurz, ein rechter Taugenichts ist! Dann reizt sie den ohnehin schon dreisten Burschen auch noch ausdrücklich auf, führt ihn zu jener Stadt und zeigt ihm von weitem die Psyche; so hieß die Prinzessin. Dabei berichtet sie ihm die ganze Geschichte, wie jene ihr's an Schönheit gleichtun wolle, und wendet sich stöhnend und knirschend vor Empörung an ihn: „Bei der Liebe zu deiner Mutter, bei den süßen Wunden deiner Pfeile, bei deiner Fackel wonniglichem Brande beschwöre ich dich, schaffe deiner Mutter Rache, aber vollauf! Strafe die trotzige Schöne mit aller Strenge, einzig und allein das sollst du willig mir vollbringen: jene Maid soll in glühender Liebe zum Geringsten aller Sterblichen entbrennen, dem das Schicksal alles zugleich geraubt hat, Ehre, Vermögen, Gesundheit, kurz, zu einem Unglücklichen, des Elend seinesgleichen auf Erden nicht hat."

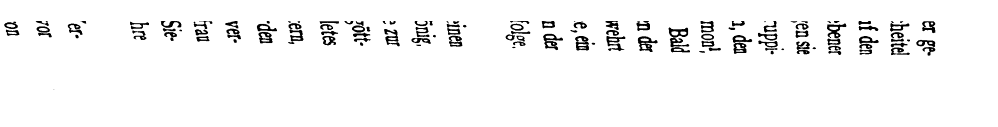
Nach diesen Worten bedeckte sie den Mund des Sohnes mit langen, inbrünstigen Küssen, dann enteilte sie zum nahen Gestade der

brandenden See. Mit rosigen Sohlen streifte sie den Saum der gekräuselten Wellen; kaum hatte sie sich auf dem lichtklaren Scheitel der dunklen Tiefe niedergelassen, da gehorchte ihr, schon auf den unausgesprochenen Wunsch hin, als wäre es ein längst gegebener Befehl, sogleich die Welt des Meeres: Nereus' Töchter umringen sie mit holdem Gesange, Portunus, der Hafengott, mit seinem struppigen, blauschwarzen Barte, und Salacia, des Oceanus Gemahlin, den Schoß von Fischen schwer, gesellen sich zu ihnen, auch Palaemon[1], der liebliche Knabe, lenkt seinen Delphin durch die Wogen. Bald wimmelt das Meer allenthalben von den hüpfenden Scharen der Tritonen; hier bläst einer sanft auf tönender Muschel, dort wehrt ein anderer mit seidenem Schirme der Glut der feindlichen Sonne, ein dritter hält der Herrin den Spiegel vor Augen, vor den Wagen der Göttin spannen sich schwimmend zwei andere. Also ist das Gefolge, mit dem Venus zum Palast des Oceanus dahinfährt.

Indessen hatte Psyche von all ihrer strahlenden Schönheit keinen Gewinn. Alle beschauten, alle priesen sie, doch keiner, kein König, kein Prinz, selbst kein Mann aus dem Volke nahte sich, der sie zur Ehe gewünscht und begehrt hätte. Wohl bewunderten alle die göttliche Erscheinung, aber nur so, wie man ein meisterlich vollendetes Bildwerk anstaunt. Längst hatten die beiden älteren Schwestern, deren bescheidenere Schönheit nie zum Gerede der Leute geworden war, fürstliche Freier gefunden, mit denen sie bereits glücklich vermählt waren: Psyche dagegen saß noch immer einsam als Jungfrau in ihrer Kammer und weinte bitterlich über ihre Verlassenheit. Siechen Körpers und wunden Gemütes verwünschte sie innerlich ihre von aller Welt so hochgepriesene Schönheit.

So kam der unseligsten Tochter unglücklicher Vater auf die Vermutung, dahinter stecke der Zorn des Himmels, und voll Angst vor der Rache der Götter befragte er das uralte Orakel des Apollo von Milet[2]; mit Gebeten und Opfern flehte er zu dem gewaltigen Gott und bat ihn um Ehe und Gemahl für die verschmähte Jungfrau. Aber Apollo, obwohl ein Grieche und Ionier, antwortete dem römischen Verfasser des Märchens zulieb in einem lateinischen Spruch also:

„König, stelle die Maid auf des Berges ragenden Gipfel,
Prangend im Schmucke der Braut sei sie dem Tode geweiht!





VENUS DAS MEER DURCHSCHWIMMEND

Nimmer erwarte vom Stamm der sterblichen Menschen den Eidam,
Nein, ein Unhold naht, giftigen Drachen entstammt!
Schwingt er sich hoch durch den Äther daher, so erlieget ihm alles,
Flammen- und eisenbewehrt siegt er in jeglichem Kampf.
Jupiter selber erzittert vor ihm, der den Göttern ein Schrecken,
Selbst in des Hades Nacht schaudern die Wasser des Styx."

Als der vormals so glückliche König diesen Bescheid des heiligen Orakels vernommen, begab er sich langsam und gramvoll nach Hause zurück und enthüllte seiner Gemahlin die unselige Weisung des Gottes. Da erhob sich viele Tage lang ein Weinen, Jammern und Klagen. Aber endlich läßt sich die grause Vollziehung des entsetzlichen Spruches nicht mehr verschieben: schon wird für die ärmste Jungfrau das schaurige Hochzeitsgepränge gerüstet, schon erstirbt in düster russiger Asche das Licht der Hochzeitsfackel, der Ton der bräutlichen Flöte wandelt sich in wehmütig klagende Weisen, des Brautlieds Freudensang endigt in trauervollem, dumpfem Klagelied, und Tränen wischt die Braut sich ab mit ihrem Hochzeitsschleier. Und die ganze Stadt teilte mit Seufzen und Klagen das traurige Schicksal des schwergeprüften Fürstenhauses, und zum Ausdruck der allgemeinen Stimmung wurde gleich Landestrauer angesagt.

Doch den Mahnungen des Himmels galt es unweigerlich zu gehorchen, und man konnte das arme Königskind der verhängten Strafe nicht entziehen. So ward denn die Hochzeitsfeier der Todgeweihten unter tiefstem Grame zu Ende geführt; das ganze Volk geleitete das lebende Opfer hinaus, und weinend schritt Psyche im Zuge dahin, — ihrem Todesweg, nicht Hochzeitszuge. Noch zauderten die tiefgebeugten Eltern, außer sich vor übergroßem Leide, die ruchlose Tat zu vollenden, als Psyche ihnen also Mut einsprach: „Was quält ihr unglückliche, greise Eltern euch mit beständigem Weinen? was peinigt ihr euch, nein, weit mehr noch mich, durch anhaltendes Schluchzen? was entstellt ihr euer mir so ehrwürdiges Antlitz durch nutzlose Tränen? trübt auch meiner Augen Glanz durch euer Weinen? Was zerrauft ihr euer graues Haar, schlagt eure Brust und den heiligen Busen? Da habt ihr den herrlichen Lohn meiner hohen Schönheit: der ruchlose Neid hat euch tödlich getroffen! Doch jetzt da ihr's empfindet, ist es zu spät. Als alle Welt mich mit gött-

lichen Ehren feierte und alle einstimmig mich die neue Venus nannten, damals hättet ihr klagen, damals weinen, damals über mich als eure verlorene Tochter trauern sollen. Jetzt weiß ich's, jetzt seh' ich's: der Name Venus allein war es, der mir Verderben gebracht. Führt mich hin zu dem Felsen, den mir das Orakel bestimmt hat, und setzt mich dort aus. Wie drängt mich's, jene Glückshochzeit zu begehen, drängt mich's, meinen edlen Gemahl von Angesicht zu sehen! Was säume ich und weigere mich, den zu empfangen, der da zum Verderben der ganzen Welt geboren ist?"

Nach diesen Worten verstummte die Jungfrau, und festen Schrittes reihte sie sich nunmehr in den Zug des Volkes, das ihr das Geleite gab. Alles zog nun nach dem steilen Felsengipfel; dort ganz oben ließ man die Jungfrau allein. Mit Tränen löschte man die Hochzeitsfackeln, die dem Zuge geleuchtet, und ließ sie an Ort und Stelle zurück. Gesenkten Hauptes machten sich alle auf den Heimweg. Die armen Eltern waren durch den Verlust ihres Kindes ganz gebrochen, sie schlossen sich im dunkelsten Winkel ihres Palastes ein und lebten dort in ewiger Nacht.

Psyche aber saß zitternd und zagend auf dem Gipfel des Felsens; da kam mit lindem Wehen des Zephirs sanfter Hauch, leise spielend hob er ihr Gewand, mählich bauschte er die Falten des Kleides, hob sie in ruhigem Luftzug empor, trug sie sänftiglich über den steilen Felshang hinunter und ließ sie leise zum tiefen Talgrund hinabgleiten, wo sie auf schwellendem Rasen eine Ruhestatt fand.

ZWEITES KAPITEL

Psyche fand sich in einem zarten Wiesengrunde auf taufrischem Graspolster sanft gebettet, und nach so viel Aufregungen versank sie bald in erquickenden Schlummer. Als sie genug geschlafen hatte und neugestärkt erwachte, war auch der holde Lebensmut zurückgekehrt. Sie sah sich inmitten eines Parks mit gewaltigen, hochgewachsenen Bäumen, sah einen Quell kristallklaren Wassers genau in der Mitte sich hindurchschlängeln. Dicht bei der rieselnden Quelle erhob sich ein Palast, nicht von Menschenhand, sondern von Götterkunst erbaut. Gleich beim Eintreten merkte man, daß dieses lichtdurchflutete, reizvolle Haus einen Gott beherberge. Goldene Säulen trugen die kunstvoll mit Citrusholz und Elfenbein getäfelten Decken und

Kuppeln, von allen Wänden begrüßten silbergetriebene Bildwerke von allerlei wildem und zahmem Getier den Eintretenden. Das mußte ein ganz erstaunlicher Mensch, vielmehr ein Halbgott oder gewiß ein Gott sein, der mit höchster und feinster Kunst so viel silbernes Getier schaffen konnte. Selbst den Estrich des Fußbodens zierten bunte Bilder aller Art aus kleinen Steinchen zusammengesetzt. O selig und aber selig die, deren Fuß über Edelsteinen und Kleinodien dahinwandelt! Und auch die übrigen Teile des Palastes, der sich weit nach jeder Richtung erstreckte, waren über alle Begriffe kostbar, ganze Wände aus massivem Golde leuchteten in eigenem Glanze, so daß es auch ohne Sonnenschein taghell gewesen wäre. In gleicher Pracht erstrahlten die Schlafgemächer, Hallen und selbst die Baderäume. Auch die reiche Einrichtung des Hauses entsprach der Majestät des Ganzen: fürwahr! ein Himmelspalast schien es zu sein, dem hohen Jupiter für seinen Verkehr mit Sterblichen errichtet.

So viel Reiz und Schönheit lud Psyche zu näherem Anschauen ein; schon etwas weniger scheu wagte sie sich ins Innere, und bald lockte sie die Neugier, all die Herrlichkeiten im einzelnen näher zu betrachten. Auch die prächtigen Schatzhäuser zu beiden Seiten des Palastes, in denen lauter Kostbarkeiten und Kleinodien aufgespeichert waren, schaute sie sich an. Da gab es alles, was sich nur denken ließ. Aber bei all dem erstaunlichen Reichtum war noch das größte Wunder, daß kein Riegel, kein Verschluß, kein Wächter die Schätze der ganzen Welt dort hütete. Während nun Psyche alles mit höchlichem Ergötzen beschaute, traf die Stimme eines unsichtbaren Wesens ihr Ohr: „Was staunst du, o Herrin, diese Schätze an? Dein ist ja alles, was du hier siehst. Begib dich nur ins Schlafgemach und gönne deinen müden Gliedern Erquickung auf dem Ruhebett, und, so du Lust hast, im Bade. Wir sind's, deine Dienerinnen, deren Stimme du hörst, wir werden dich eifrig bedienen, und hast du deines Körpers gepflegt, so wartet deiner auch ein königliches Mahl." Nun ahnte Psyche, daß die göttliche Vorsehung sie begnade; sie hörte auf die Weisungen der unsichtbaren Stimme und suchte erst im Schlummer, dann in einem Bade Erquickung für ihre ermatteten Glieder. Gleich darauf fiel ihr Blick auf ein halbrundes Ruhebett, davor stand ein Tischlein, das mit allem, was zu einem

Mahle gehört, so einladend ausgestattet war, daß sie freudig Platz nahm. Im Nu wurden ohne jede sichtbare Bedienung, wie von Geisterhänden, nektarsüßer Wein und eine reiche Fülle von Gerichten aufgetragen. Und dabei war niemand zu sehen, nur ab und zu hörte sie Worte fallen; Stimmen nur waren ihre Diener. Nach dem Ende des köstlichen Mahles trat jemand unsichtbar ein und sang, ein anderer spielte auf der Leier, die ebenfalls unsichtbar blieb. Darauf drang ein harmonischer Gesang von vielen melodischen Stimmen an ihr Ohr: dort mußte sich, wiewohl kein Mensch zu sehen war, ein ganzer Chor befinden. Nach so viel Genüssen kam der Abend heran und lud Psyche zum Schlafengehen ein. Schon war es tiefe Nacht, als ein seltsam sanfter Ton das Ohr der Ruhenden traf. Da überkam die Jungfrau in ihrer hilflosen Verlassenheit eine tiefe Bangigkeit, voll Angst und Grausen sieht sie dem unbekannten und darum doppelt schlimmen Unheil entgegen.

Doch schon hatte sich ihr unbekannter Gemahl eingestellt, hatte das Lager bestiegen und sich mit Psyche vermählt. Aber vor Tagesgrauen war er eilig wieder verschwunden. Sogleich waren die Stimmen der unsichtbaren Dienerinnen in der Kammer zur Wartung und Pflege der Neuvermählten bereit. So ging das lange Zeit. Und das anfangs Ungewohnte war ihr, wie das natürlich ist, mehr und mehr zur lieben Gewohnheit geworden, und der Ton der unbekannten Stimme war ihr ein Trost in ihrer Einsamkeit.

Indes vergingen ihre greisen Eltern fast vor Trauer und Schwermut; und da die Geschichte weithin bekannt geworden war, so hatten auch die beiden älteren Schwestern alles erfahren, hatten voll Trauer und Schmerz sogleich ihre Häuslichkeit verlassen und waren in wetteifernder Kindesliebe zu ihren Eltern geeilt, damit ihr Anblick und Zuspruch sie aufrichte.

In dieser Nacht sprach der Gemahl, — denn, wenn sie ihn auch nicht sah, so empfand sie doch den Druck seiner Hände und hörte den Klang seiner Stimme —, also zu Psyche: „O Psyche, meine süße, teure Gemahlin, das tückische Schicksal bedroht dich mit verderblicher Gefahr, um so peinlicher mußt du auf deiner Hut sein. Deine Schwestern wähnen, du seiest gestorben, ganz verstört gehen sie deinen Spuren nach und werden gleich dort auf jenem Felsgipfel erscheinen. Solltest du nun etwa ihre Klagen vernehmen, so antworte

nicht, ja, sieh gar nicht hinüber, sonst wirst du mir unsägliches Weh, dir selbst aber das schlimmste Verderben bereiten!" Gerne sagte Psyche das zu und gelobte, getreulich nach ihres Gemahles Willen zu handeln. Als er aber mit Tagesgrauen wieder verschwunden war, verbrachte das arme Geschöpf den ganzen Tag mit Weinen und Klagen; jetzt sei es vollends um sie geschehen, wiederholte sie sich immer wieder, in einem vergoldeten Gefängnis eingeschlossen, ohne jede menschliche Ansprache oder Verkehr könne sie nicht einmal ihren Schwestern in ihrem Gram Hilfe und Erlösung bringen, ja nicht einmal sehen dürfe sie die Langentbehrten. Und sie wies Bad, Speise, überhaupt jede Erquickung zurück, und in Tränen schwimmend legte sie sich endlich schlafen. Es dauerte nicht lange, da kam ihr Gatte zeitiger als sonst, das Lager mit ihr zu teilen. Zärtlich umschlang er die noch immer Weinende und machte ihr Vorhaltungen: „Hältst du so dein Versprechen, liebe Psyche? was soll jetzt dein Gemahl von dir erwarten, was hoffen? Den ganzen Tag, die ganze Nacht, selbst in den Armen deines Gemahls zerquälst du dich unaufhörlich. Nun gut, wie du willst, gehorche nur den verderblichen Gelüsten deines Herzens! Nur denk' an meine ernste Warnung, wenn ach, zu spät die Reue bei dir einkehrt!" Aber Psyche ließ nicht nach mit Bitten, und durch die Drohung, sie werde sonst sterben, entrang sie dem Gemahl schließlich die Zustimmung dazu, daß sie die Schwestern sehen, ihre Trauer lindern und mit ihnen plaudern dürfe. So hatte er also den Bitten der jungen Gattin nachgegeben, er erlaubte ihr noch obendrein, den Schwestern nach Herzenslust Gold und Kleinodien zu schenken. Nur warnte er sie wiederholt und dringend, sie solle ja nicht den verderblichen Ratschlägen der Schwestern Gehör schenken und nach seiner Gestalt forschen: sonst würde sie durch solch frevelhafte Neugier sich selber von der Höhe ihres Glückes ins Verderben stürzen und auch seine Umarmungen fortan entbehren müssen. Psyche dankte dem Gemahl, und frohen Herzens beteuerte sie: „Aber lieber hundertmal sterben als deine süße Liebe missen! Ich hab dich ja doch, wer du auch sein magst, ganz unaussprechlich lieb, gleich wie mein eigen Leben; du bist mir mehr als Gott Amor selber, wenn er käme. Aber die eine Bitte sollst du noch, so fleh ich, mir gewähren: gebiete dem Zephir, deinem Diener, mir meine Schwestern auch auf dem gleichen Wege durch

die Lüfte hierher zu bringen!" Und dabei bedeckte sie ihn mit verführerischen Küssen, überschüttete ihn mit Schmeichelworten, und indem sie ihn eng umschlungen hielt, flüsterte sie ihm allerhand Koseworte zu, als: „mein sonniger, wonniger Liebling, du holdes Leben deiner Psyche!" Zu stark war die Gewalt des holden Liebesgeflüsters, schweren Herzens gelobte er, er wolle alles tun, und beim Nahen des Tageslichts entschwand er den Armen der Geliebten.

DRITTES KAPITEL

Unterdessen hatten sich die beiden Schwestern erkundigt, wo jener Felsengipfel sei, auf dem man Psyche verlassen hatte. Eilig begaben sie sich dorthin, weinten sich die Augen aus und schlugen ihre Brüste, bis Felsen und Klippen ihr unaufhörliches Jammergeschrei mit gleichen Tönen zurückgaben. Schließlich riefen sie die arme Schwester so lange mit Namen herbei, bis der schrille Ton ihrer klagenden Stimmen in die Tiefe hinabdrang, so daß Psyche außer sich vor Angst aus dem Palaste stürzte: „Was härmt ihr euch, rief sie, „umsonst mit jammervollen Klagen? Da bin ich ja, um die ihr weinet! Laßt die trauervollen Reden und trocknet endlich die Tränenströme von euren Wangen, denn nunmehr ist euch vergönnt, die in eure Arme zu schließen, um die ihr klagtet." Darauf rief sie den Zephir und mahnte ihn an die Weisung ihres Gemahls. Der gehorchte ihrem Befehl unverzüglich und trug sogleich die beiden Schwestern mit sanftestem Flügelschlage in ganz ungefährlicher Fahrt durch die Lüfte hinab. Erst konnten sie sich in Umarmungen und inbrünstigen Küssen nicht genug tun, und die Freude lockte die schon gestillten Zähren von neuem hervor. „Doch jetzt", sagte Psyche, „seid willkommen in meinem Haus und Heim und erholt euch bei eurer Psyche von dem ausgestandenen Leide." Nach dieser Einladung zeigte sie ihnen das goldene Schloß mit seinen reichen Schätzen und ließ die Stimmen der vielen dienenden Geister vor ihren Ohren erklingen; darauf wurden sie in einem wunderschönen Bade und mit allen Herrlichkeiten des Zaubertisches aufs prächtigste erquickt, so daß die beiden von solcher geradezu himmlischen Fülle des Reichtums überströmt und gesättigt schon in der Tiefe ihres Herzens den Neid zu nähren begannen. Zuletzt drang die eine Schwester mit peinlich neugierigen Fragen unablässig in Psyche

und wollte wissen, wer der Herr dieser himmlischen Schätze, was für ein Mann ihr Gatte sei und wie er aussehe. Doch Psyche verletzte das Gebot ihres Gemahls in keiner Weise. Um sich das Herzensgeheimnis nicht entreißen zu lassen, griff sie zu der Notlüge, es sei ein schöner Jüngling, dem kaum der weiche Flaum die Wangen beschatte, er verbringe die meiste Zeit als eifriger Jäger auf den Auen und Bergen. Und damit ihr nicht im Fortgange des Gespräches ein Wörtchen entfalle, das ihre geheimen Gedanken verriete, beschenkte sie die Schwestern aufs reichste mit goldenem, juwelenbesetztem Geschmeide, dann rief sie gleich den Zephir, daß er die beiden zurücktrage.

Rasch war das Gebot vollzogen. Aber im Herzen des trefflichen Schwesternpaares schlug bei der Heimkehr der glimmende Neid in hellen Flammen empor; voll Gift und Galle tauschten sie laut ihre Gedanken aus. „O blindes, grausames und ungerechtes Schicksal!“ begann die eine, „von den gleichen Eltern stammen wir alle, war das dein Wille, daß unser Los so verschieden sein soll? Wir, die älteren, sollen unser Leben vollbringen, fremden hergelaufenen Gatten zur Magd gegeben, fern von Haus und Herd und Heimat, weit von unseren Eltern, gleich Verbannten; sie aber, die jüngste, der müden Ehe letztes Kind, soll solche Macht gewinnen und einen Gott zum Gemahl haben? Weiß sie doch nicht einmal die Fülle ihres Glückes recht zu schätzen! Du hast ja, Schwester, das herrliche Schloß gesehen, die Pracht des Geschmeides, den Glanz der Stoffe und das Funkeln der Juwelen, die es birgt, zudem das viele Gold, über das der Fuß dort allenthalben wandelt. Ist nun vollends der Gatte, den ihre Arme umschlingen, so schön, wie sie versichert, so ist sie zur Stunde die glücklichste Frau auf dem ganzen Erdenrund. Und wird das Verhältnis noch herzlicher und die zärtliche Neigung noch inniger, so wird vielleicht ihr göttlicher Gemahl sie noch zur Göttin erheben. Ja bei Gott, so ist es, so gab sie, so benahm sie sich schon jetzt! Schon gehen ihre Blicke gen Himmel, schon atmet ihr ganzes Wesen Götterstolz, Geisterstimmen hat sie zu Mägden, und den Winden gebeut sie. Ich Ärmste dagegen, mir ward ein Gemahl beschert, der älter ist als mein eigener Vater, kahler als ein Kürbis und dabei ein Zwerg, kleiner als das nächste beste Bübchen, und sein ganzes Haus hält er hinter Ketten und Riegeln fest verschlossen.“

Drauf nahm die andere das Wort: „Aber ich erst! Meinem Mann hat die Gicht die Glieder gekrümmt und gelähmt, so daß er nur ganz selten meine Liebe erquickt; dafür darf ich ihm immerzu seine verkrümmten, steinharten Finger reiben, muß meine zarten Hände mit übel duftenden Verbänden, schmutzigen Lappen und ekelhaften Umschlägen befassen, kurz, anstatt ihm eine zärtliche Gattin zu sein, muß ich die mühevolle Rolle der Pflegerin durchführen. Magst du, liebe Schwester, zusehen, ob du dies mit geduldigem oder lieber, um es frei herauszusagen, mit sklavischem Sinne ertragen willst. Ich fürwahr kann nicht länger mit ansehen, daß solcher Segen einer Unwürdigen zugefallen sein soll. Erinnere dich nur, wie hochnasig, wie anmaßend sie uns behandelt, wie sie ihren geschwollenen Dünkel schon durch ihr maßlos prahlerisches Wesen verraten hat: nur widerwillig hat sie uns winzige Abfälle von ihrem ungeheuren Reichtum hingeworfen, unsere Anwesenheit war ihr beschwerlich, so daß sie uns schleunigst mit Sausen und Zischen an die Luft setzen ließ. Ich will kein Weib sein und überhaupt nicht mehr leben, wenn ich sie nicht von ihren Schätzen fort und ins Verderben stürzen werde. Und wenn, wie billig, auch dir unsere Schmach den Stachel ins Herz drückt, so laß uns beide einen wirksamen Ratschluß suchen. Vor allem aber wollen wir, was wir im Schilde führen, weder unseren Eltern noch sonst jemandem offenbaren und überhaupt ihr Glück völlig ignorieren. Es ist schon genug, daß wir zu unserem Verdrusse Zeugen desselben sein mußten: das fehlte noch, daß wir's den Eltern und aller Welt ausposaunten! Denn nur der ist wahrhaft glücklich, dessen Reichtum die Welt kennt. Sie soll es noch erfahren, daß wir nicht ihre Mägde sind, sondern ihre älteren Schwestern. Für jetzt freilich laß uns zu unseren Gatten gehen und unser armes, aber durchaus ehrenwertes Heim wieder aufsuchen, dort werden wir alles lang und reiflich überlegen, um dann um so fester entschlossen zur Bestrafung der Übermütigen zurückzukehren."

Dem bösen Paar gefiel der böse Plan. Sie versteckten alle die kostbaren Geschenke, rauften ihr Haar, zerfleischten ihr Antlitz (das ja wirklich nichts Besseres verdiente), erneuerten die falschen Tränen und rissen so auch ihren Eltern die Schmerzenswunde von neuem auf. Dann verließen sie diese schleunig und eilten wutschnaubend jede nach ihrem Haus, um verbrecherische

List, ja geradezu schändlichsten Mord gegen ihre unschuldige Schwester anzuzetteln.

Unterdessen wurde Psyche abermals von ihrem unbekannten Gemahl in einem jener nächtlichen Gespräche gewarnt: „Siehst du die große Gefahr, die dir vom Schicksal droht? Noch ist sie in weiter Ferne, aber wenn du nicht ganz ernstlich auf der Hut bist, wird sie bald dicht bei dir sein. Die tückischen Hyänen machen ruchlose Anschläge auf dich und lassen nichts unversucht, um ihr wichtigstes Ziel zu erreichen: sie wollen dich dahin bringen, daß du nachforschest, wie ich aussehe. Und ich sagte dir doch schon oft: hast du meine Züge einmal gesehen, so wirst du sie nie wiedersehen. Wenn also künftig jene bösen Teufelinnen mit ihrer argen List kommen werden — und sie werden kommen, ich weiß es — so laß dich überhaupt in kein Gespräch mit ihnen ein; kannst du aber mit deinem arglosen Gemüt und deinem weichen Herzen dies nicht über dich gewinnen, so sollst du jedenfalls über deinen Gemahl kein Sterbenswörtchen anhören noch erwidern. Denn wisse, du wirst Mutter werden und trägst in deinem bis jetzt noch so kindlichen Schoße ein Kindlein — ein göttliches, wenn du unser Geheimnis schweigend wahrst, ein sterbliches, wenn du's verrätst."

Wie strahlte Psyche bei der frohen Botschaft, wie tröstlich war ihr die Hoffnung auf das Götterkind! Der Gedanke an das herrliche Liebespfand ließ ihr Herz höher schlagen, und sie sonnte sich in der Würde des Mutternamens. Voll Bangen zählte sie die Tage, die kamen, und die Monde, die schwanden; der Bürde ungewohnt verfolgte sie mit kindlichem Staunen das Wachstum des winzigen Wesens in ihrem gesegneten Leibe.

Aber schon kamen jene Unholdinnen und höllischen Furien in ruchloser Hast Schlangengift atmend übers Meer daher. Da warnte in den kurzen Augenblicken des Beisammenseins der Gemahl wiederum seine Psyche: „Gekommen ist der letzte Tag, die Not am höchsten! Siehe, deine Todfeinde gleichen Geschlechtes und Blutes haben bereits zu den Waffen gegriffen, ihre Truppen herangeführt und zur Schlacht aufgestellt, das Signal ertönt, und schon zücken die nichtswürdigen Schwestern ihren Dolch nach deiner Kehle. O welch Unheil droht uns, meine süße Psyche! Erbarme dich deiner und meiner, halte fromm dein Gelübde, auf daß du das Haus, den Gat-

ten, dich selbst und unser armes Söhnchen vor dem drohenden Verderben bewahrst. Und jene Ruchlosen — Schwestern kannst du sie, seitdem sie dich so tödlich hassen und alle Bande des Blutes so mit Füßen treten, nicht mehr nennen — sieh sie nicht an, hör sie nicht an, wenn sie Sirenen gleich von hoher Klippe ihr verhängnisvolles Lied ins Felsental erklingen lassen!"

Vor Weinen und Schluchzen konnte Psyche kaum reden, endlich begann sie: „Schon längst hast du, dächt' ich, Beweise meiner Treue und Verschwiegenheit bekommen, und auch jetzt soll meines Herzens Festigkeit sich dir bewähren. Drum weise nur unsern Zephir wieder an, seine Dienste zu erfüllen, und gönne mir, da der Anblick deiner hochheiligen Gestalt mir versagt ist, zum Ersatze wenigstens wieder den Anblick meiner Schwestern. Beim balsamischen Dufte deiner wallenden Locken, bei der mädchenhaft zarten Rundung deiner Wangen, bei dem rätselhaften Feuer, das deine Brust durchglüht, so wahr ich dereinst in diesem Kinde wenigstens dein Antlitz zu erkennen hoffe, laß dich durch meine demütig frommen Bitten erweichen, gönne deiner Psyche den Genuß, die eignen Schwestern zu umarmen, und erquicke ihre treuergebene Seele durch diese Freude! Ich forsche ja auch nicht mehr nach deinem Antlitz, und selbst mit der nächtlichen Finsternis bin ich jetzt ausgesöhnt: Licht ist's um mich, solange ich dich im Arme halte."

Dem Zauber solcher Worte und zärtlichen Umarmungen erlag der Gatte, mit seinen Locken trocknete er ihre Tränen und versprach's ihr. Dann entschwand er in Eile vor dem Schimmer des beginnenden Tages.

Das böse Schwesternpaar hatte es aber so eilig, die Verschwörung auszuführen, daß es sich nicht einmal die Zeit nahm, die Eltern zu sehn, sondern vom Schiffe aus geradewegs auf jenen Felsen eilte. Und so hitzig hatten sie's, daß sie nicht einmal das Herankommen des tragenden Windes abwarteten, dreist und tollkühn wagten sie den Sprung in die Tiefe. Doch Zephir, wohl eingedenk des königlichen Befehles, fing sie, wenn auch ungern, auf und brachte sie im Schoße eines sanften Lüftchens auf den Grund des Tales. Ohne Zögern eilten sie beflügelten Schrittes ins Innere des Palastes, dort umarmten sie ihr Opfer und spielten die zärtlichen Schwestern. Freude im Gesicht, doch die Herzen voll von Lug und Trug, begannen sie mit kriechender Freundlichkeit:

„Ei, Psyche, vor kurzem noch ein kleines Mädchen und jetzt schon bald Mutter! Nein du glaubst nicht, wie viel Glück das kleine Geschöpf für uns alle bedeutet! Wie viel Wonne und Fröhlichkeit für unser ganzes Haus! Welche Freude für uns, das Goldkind mitaufzuziehen! Wird es schön wie seine Eltern — und wie sollt' es das nicht? — so wird's ein Amor ganz und gar!" So bestürmten sie Schritt für Schritt mit erheuchelter Zärtlichkeit das Herz der Schwester. Diese bot den vom Wege Ermüdeten sogleich bequeme Sitze zum Ausruhen, sie durften sich im dampfend heißen Bade erfrischen und wurden dann im herrlichen Speisesaal mit den wunderbaren Gerichten und himmlischen Leckerbissen erquickt. Sie befiehlt Leierspiel: da erklingt die Leier, ein Flötenkonzert: die Flöten ertönen, Chorgesang: Lieder erschallen. Und während so niemand zu sehen war, drangen die holdesten Weisen sänftigend ins Herz der Hörer hinein.

Doch selbst die holde Süßigkeit dieser Töne konnte die Bosheit des ruchlosen Paares nicht erweichen. Fest entschlossen, die Schlinge tückisch zuzuziehen, brachten sie scheinbar harmlos das Gespräch darauf, wer und was ihr Gemahl sei, aus welchem Hause und Lande er stamme. Psyche hatte, vollkommen arglos, wie sie war, ihre frühere Antwort schon vergessen und brachte etwas ganz Neues vor, das sie sich ausgedacht hatte: ihr Gatte sei ein Großkaufmann aus dem Nachbarlande, ein Mann mittleren Alters, doch schon etwas angegraut. Doch hielt sie sich bei diesem Gegenstand nicht gar lange auf, sondern überhäufte die Schwestern wiederum mit kostbaren Geschenken, dann überließ sie sie wiederum dem luftigen Fahrzeug.

Abermals trug sie Zephir mit sanftem Hauche nach oben. Aber während der Heimfahrt gab dann ein Wort das andere: „Was sagst du, Schwester, zu der ungeheuerlichen Lüge dieser Närrin? Damals war es ein Jüngling, dem eben erst mit blühendem Flaum der Bart keimt, jetzt ist es ein Mann mittleren Alters, mit lichten, grauen Stellen im Haar! Was ist das für ein Mann, den eine kleine Spanne Zeit so plötzlich zum Greis umgeschaffen hat? Du wirst keine Antwort darauf finden, als daß entweder das schlechte Frauenzimmer Lügen erdichtet oder daß sie die Gestalt ihres Gemahls gar nicht kennt. Was nun auch die Wahrheit sein mag: es gilt, sie möglichst bald aus ihren Schätzen hinauszujagen. Wenn sie aber wirklich ihres Mannes Angesicht nicht kennt, dann ist es fürwahr ein

Gott, dem sie vermählt ist, und ein Gott auch, den sie im Schoße trägt! Aber wenn die eines göttlichen Knäbleins Mutter wird — oh daß es nie dazu käme! — so werde ich mich ganz gewiß gleich aufhängen und meinem Leben ein Ende machen! Doch wir wollen zunächst zu unseren Eltern zurückkehren, um dort den Trug, den wir angezettelt haben, nach Kräften weiterzuspinnen."

Die verworfenen Weiber hatten sich dermaßen in Hitze geredet, daß sie die Eltern nur flüchtig begrüßten; nach einer schlaflos verbrachten Nacht eilten sie in der Morgenfrühe zum Felsengipfel, um sich von dem dienstbaren Winde wie immer in jähem Fluge hinabtragen zu lassen. Unten preßten sie sich erst durch heftiges Reiben Tränen aus den Augen, dann redeten sie listig auf das Mägdlein ein: „Du bist freilich selig," sagten sie, „und sitzest im Glücke und ahnst nichts von dem Unheil und der Gefahr, die dich bedrohen; wir aber, die wir Tag und Nacht für dich auf dem Posten sind, quälen uns zu Tode um deine Not. Denn was wir als sicher verbürgt erfahren haben, das dürfen wir, die wir ja Schmerz und Unglück mit dir teilen, nicht länger verhehlen : der Gemahl, der nachts heimlich bei dir schläft, ist ein ungeheurer Drache, der in vielverschlungenen Windungen daher kriecht; von tödlichem Gifte trieft sein blutrünstiger Hals und der tiefgähnende Rachen! Erinnere dich nur an den Spruch des göttlichen Orakels: einem wilden Untier, so verkündete es, seist du zur Braut bestimmt. Viele Bauern und Jäger und andere Leute aus der Gegend haben den Unhold gesehen, wie er des Abends vom Fraße kam und in der Furt des nahen Flusses badete. Und nicht mehr lange, versichern alle, werde es dich schmeichlerisch und dienstbeflissen herausfüttern, nein, sobald erst dein Kind ganz ausgetragen, werde es dich mitsamt deinem Kinde als köstlichen Bissen verschlingen! Jetzt kannst du dich also entscheiden, ob du auf deine für dein teures Leben besorgten Schwestern hören, dem Tod ausweichen und mit uns sicher vor jeder Gefahr weiterleben oder im Leibe des grausamsten Untiers dein Grab finden willst. Willst du aber weiter in der von Geisterstimmen durchtönten Einsamkeit dieses Landsitzes oder in dem widrigen und gefahrvollen Genuß heimlicher Buhlschaft und den Umarmungen des giftigen Drachens dein Vergnügen finden — nun gut, so haben wenigstens wir als treue Schwestern das Unsrige getan."

Angst und Grausen erfaßte die arme Psyche in ihrer Einfalt und Herzensreinheit bei dieser niederschmetternden Eröffnung. Sie verlor so durchaus jede Besinnung, daß alle Warnungen ihres Gemahls wie auch ihre eigenen Versprechungen wie ausgelöscht waren und sie sich ins tiefste Unglück stürzte: zitternd und totenbleich konnte sie nur noch mit stockender Stimme und bebenden Lippen diese Worte hervorstammeln: „Teuerste Schwestern, ihr bleibt euch doch immer gleich in eurer treuen Liebe; aber auch jene Leute, die euch solches versichern, werden wohl leider nicht lügen. Denn nie sah ich das Antlitz meines Mannes, noch weiß ich überhaupt, wer und woher er ist; ich muß damit vorlieb nehmen, bei Nacht des Gatten flüsternde Stimme zu vernehmen, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er sich dem Lichte des Tages durchaus entzieht. Oh ihr habt recht, und ich muß euch beistimmen: ein Untier muß es sein. Darum jagt er mir auch immer Angst und Schrecken vor seinem Anblick ein und droht mit großem Unglück, wenn ich der Neugier, sein Gesicht zu sehen, nachgäbe. Oh, wenn ihr irgend eurer Schwester in ihrer Not jetzt Rettung bringen könnt, so tut's noch diesen Augenblick! Wenn ihr mir nicht weiter beisteht, war ja eure ganze bisherige Fürsorge und Güte umsonst."

So fanden die schurkischen Weiber die Tore zum schutzlosen Herzen der Schwester weit aufgetan. Jetzt konnten sie die versteckten Ränke beiseite lassen und auf das verängstete Herz des arglosen Mägdleins mit dem gezückten Schwert der Hinterlist eindringen. So begann denn die eine: „Als deine leiblichen Schwestern fühlen wir uns getrieben, jeder Gefahr ins Auge zu sehen, wenn es sich um dein Leben handelt. Drum wollen wir dir den Weg zeigen, der allein, wie wir nach reiflicher Überlegung erkannten, zur Rettung führt. Nimm ein scharf geschliffenes, noch auf der Handfläche gewetztes Messer und verbirg es heimlich in dem Teile des Lagers, wo du zu ruhen pflegst; dann nimm ein zierliches, helleuchtendes Lämpchen voll Öl, das bringst du wohlversteckt in einem kleinen Topfe unter: alle diese Zurüstungen müssen durchaus verborgen bleiben. Wenn er dann, den schlürfenden Leib hinter sich herziehend, das gewohnte Lager bestiegen hat und nun dort im ersten Schlafe ausgestreckt daliegt und seine ruhigen Atemzüge zeigen, daß er fest schläft, dann gleite du vom Lager herunter, schleiche auf bloßen

Füßen ganz sachte, sachte hin zur Lampe und befreie sie aus ihrer finsteren Haft; dann nimm, so ruft ihr heller Schein dir zu, die günstige Gelegenheit zu herrlicher Tat wahr, hebe deine Rechte mit der scharfen Waffe kühnlich hoch und durchhaue mit starkem Hieb den giftigen Drachen da, wo Kopf und Hals zusammenstoßen! An unserer Hilfe wird's nicht fehlen: sobald du dich durch den Tod des Untiers gerettet hast, werden wir fürsorglich zur Stelle sein und mit dir zusammen schleunigst all diese Schätze davontragen, um dich dann in willkommener Ehe mit einem Menschen menschlich zu vermählen."

Mit solchen Hetzreden wußten sie Psyches ohnehin schon große Erregung zu hellen Flammen aufzupeitschen, um dann die Schwester schleunigst allein zu lassen, denn die Nähe solchen Unheils machte sie für ihr liebes Ich ausnehmend besorgt. So ließen sie sich vom gewohnten Flügelschlag zur Höhe des Felsens bringen, von dem sie in eiliger Flucht davonstürzten, um ihre Schiffe zu besteigen und wegzufahren.

VIERTES KAPITEL

So war nun Psyche allein zurückgeblieben — wenn das Umgetriebensein von allen bösen Geistern Alleinsein heißt. Ihr Inneres wogt gramvoll gleich dem brandenden Meere: so fest ihr Plan, entschlossen ihr Herz auch ist, so schwankt sie doch wieder unschlüssig, als es gilt, die Hände zur Tat zu regen, und das Bewußtsein ihres Unglücks zerreißt ihr das Herz: bald eilt sie zur Tat, bald schiebt sie's wieder auf, abwechselnd ist sie mutig und ängstlich, verzagt und wieder voll Rachgier und, das Schlimmste von allem: ein und dasselbe Wesen haßt sie als Untier und liebt es als ihren Gemahl. Als es jedoch auf die Nacht ging, da kam's mit jäher Eile über sie, so daß sie alle Zurüstungen für die böse Tat traf. Nun kam die Nacht und mit ihr der Gemahl, der nach dem ersten Liebesgeplänkel bald in tiefen Schlaf gesunken war. So schwach Psyche sonst an Körper und Seele gewesen war, jetzt ließ die Wut des Schicksals ihre Kräfte erstarken, und kühn wie ein Mann holte sie die Lampe und riß das Messer heraus. Aber kaum hatte die Lampe des Lagers Geheimnis mit hellem Scheine beleuchtet, da sah sie das holdeste und süßeste aller Ungeheuer — Gott Amor selbst in

Schönheit daliegen, so schön, daß bei seinem Anblick selbst das Licht der Lampe freudig aufflackerte und des Messers mörderische Schneide glänzend erblinkte. Psyche vollends war bei dem Anblick starr vor Schrecken und einer Ohnmacht nahe, so daß sie leichenblaß und zitternd in die Knie sank und den Stahl zu verbergen suchte — aber in der eigenen Brust! Und traun, sie hätte es getan, wäre nicht die Waffe aus Furcht vor solcher Untat den verwegenen Händen rasch entglitten. Ermattet und verzweifelt fand sie endlich Erquickung im Anblick der göttlichen Züge, in deren Herrlichkeit sie sich wieder und wieder versenkte. Sie sah das üppige, ambrosische Gelock des goldenen Hauptes, das, in zierlich gekräuselten Ringeln auf Brust und Rücken niederwallend, die schneeigen Schultern und purpurnen Wangen umspielte und vor dessen überherrlichem Glanze selbst das Licht der Lampe erblaßte. An den Schultern des geflügelten Gottes erglänzten in funkelndem Schimmer die taufrischen Schwingen,und die zarten, feinen Federchen am Rande der Flügel trieben, obwohl diese ruhten, doch ruhelos zitternd ein munteres Spiel. Hell schimmerte die weiche Haut des Körpers, auf den Venus als Mutter wohl stolz sein durfte. Zu Füßen des Bettes aber lagen Bogen, Köcher und Pfeile, des großen Gottes gnadenreiche Waffen. Psyche konnte sich an all dieser Schönheit nicht sattsehen, auch die Waffen ihres Gemahls betastete und bewunderte sie so recht neugierig; schließlich wagte sie's, einen Pfeil aus dem Köcher zu nehmen und setzte ihn, um seine Schärfe zu erproben, mit der äußersten Spitze auf ihren Daumen auf. Da aber ihre Hand noch immer zitterte, war die Bewegung zu stark, und die Spitze drang tiefer in die Haut ein, so daß ein paar Tröpflein rosigen Blutes hervordrangen. So geschah es, daß Psyche ahnungslos durch ihre eigene Tat in Liebe zum Liebesgotte verfiel. Heißer und heißer erglühte ihr Herz für ihn, daß sie voll inbrünstigen Verlangens sich über ihn beugte und ihn mit herzlichen, stürmischen Küssen bedeckte. Aber während sie nur das eine fürchtete, er möchte davon erwachen, und ihr das Herz liebeswund und doch selig vor übergroßem Glücke wogte, ließ jenes Lämpchen, aus tückischer Bosheit oder aus giftigem Neid oder auch aus brennendem Verlangen, diesen Leib ebenfalls zu berühren und gleichsam zu küssen, einen Tropfen siedenden Öles auf die rechte Schulter des Gottes fallen. Weh dir, du dreiste, ver-

wegene Lampe, du, sonst der Liebe niedere Gehilfin, du wagst es, den Herrn des ganzen Feuers selbst zu versengen? Und doch war's sicherlich irgendein Liebhaber, der dich zuerst erfunden hat, um länger auch des Nachts den ersehnten Anblick der Geliebten genießen zu können!

Vor Schmerz sprang der Gott auf: ein Blick zeigte ihm, wie schändlich sie ihr Wort gebrochen, und ohne ein Wort flog er sofort aus den Augen und Armen der unglücklichen Gattin davon. Wohl suchte sie im ersten Augenblick mit beiden Händen den rechten Fuß des Auffahrenden zu umklammern und so, ein Häuflein Jammer, sein Entfliegen aufzuhalten; und selbst als er durch die Wolkenregionen aufwärts stieg, hielt sie sich schwebend fest; aber ermattet mußte sie endlich loslassen und sank zu Boden.

Doch auch der Gott brachte es nicht über sich, die am Boden liegende Geliebte so zu verlassen: er flog auf die nächste Zypresse, von deren hohem Wipfel aus er, selbst tief erschüttert, also zu ihr sprach: „O einfältige Psyche, nicht achtend der Befehle meiner Mutter Venus, die geboten hatte, dich der Leidenschaft für einen elenden, unwürdigen Menschen auszuliefern und so zu niedrigster Ehe zu verdammen, bin ich lieber selbst auf Flügeln der Liebe zu dir geeilt. Aber ein Tor war ich, ich weiß es, ein netter Schütze, der sich selbst verwundet! So macht' ich dich zu meiner Gattin, auf daß du ein Untier in mir sehest und mir das Haupt abzuschlagen suchtest, mein Haupt mit diesen, ach! so sehr in dich verliebten Augen! Das war's ja, wovor ich immer dich gewarnt, was ich dir immer auf die Seele band, und meinte es so gut! Aber deine Schwestern, die trefflichen Ratgeberinnen, sollen mir augenblicks für ihre verderblichen Lehren büßen; deine Strafe aber soll nur in meiner Flucht bestehen." Und mit den letzten Worten schon schwang er sich hoch in die Lüfte fort.

Psyche aber verfolgte am Boden hingestreckt, soweit es möglich war, unter den heftigsten Klagen den Flug ihres Gemahls. Aber als die unermeßliche Höhe, zu der ihn sein Flügelpaar emporgetragen, ihn ihren Blicken entrückt hatte, da stürzte sie sich in jähem Sprunge in den nächsten Fluß. Doch der milde Flußgott trug sie zu Ehren des furchtbaren Gottes, der selbst das Wasser in Brand zu setzen pflegt, sogleich in sanftem Wirbel dahin und setzte sie an einer blumigen



AMOR UND PSYCHE

Wiese ans Land, wo eben Pan, der ländliche Gott, die Bergnymphe Echo im Arme, am Uferhange saß und diese darin unterwies, Rufe aller Art im melodischen Widerhalle zurückzugeben. Zunächst am Ufer weideten da und dort im munteren Spiele seine Ziegen und rupften das saftige Laub ab.

Der bocksfüßige Gott rief die liebeswunde und erschöpfte Psyche, deren Schicksal ihm ja nicht unbekannt war, gnädig zu sich her und suchte sie mit sanften Worten also zu trösten: „Du artiges Mägdlein, ich bin zwar nur ein bäurischer Schäfer, aber dank meinem hohen Alter reich an Erfahrung. Wenn ich deinen schwankenden und unsicheren Schritt, die Leichenblässe deines Antlitzes, dein beständiges Seufzen und auch deinen traurigen Blick richtig deute, (Prophetengabe nennen's kluge Männer), so muß ich sagen, du leidest an übergroßer Liebe. Nun höre auf mich: versuche nicht zum zweiten Male durch einen Sturz oder anderen freiwilligen Tod deinem Leben selbst ein Ende zu machen. Nein, lege die Trauer ab und laß den Gram, bete lieber zu Amor, dem größten der Götter, und suche dir durch Schmeicheln und Gehorsam die Gnade eines so verwöhnten, üppigen Jünglings, wie er es ist, zu verdienen."

So sprach der Hirtengott. Ohne ein Wort der Erwiderung sprach Psyche nur ein stilles Gebet an den hilfreichen Gott und ging ihres Weges weiter. Müden Schrittes hatte sie so auf unbekannten Pfaden ein ziemliches Stück Weges ziellos durchwandert, da kam sie gegen Abend in eine Stadt, wo der Gemahl ihrer einen Schwester als König herrschte. Als Psyche dies erfahren, bekam sie Lust, sich bei ihrer Schwester melden zu lassen; man führte sie sogleich zu ihr, und nach den ersten Umarmungen und Begrüßungen fragte die Schwester nach dem Grunde ihres Besuches, darauf begann sie also: „Du erinnerst dich noch an den Rat, den ihr mir gegeben, ich solle das Untier, das sich für meinen Gemahl ausgab und mein Lager teilte, mit scharfem Messer umbringen, ehe es mich Ärmste mit seinem gefräßigen Rachen verschlänge. Aber als ich — wie ausgemacht — beim Scheine der Lampe (meiner Verbündeten), zum erstenmal sein Gesicht erblickte, da gewahrte ich ein wunderbares, wahrhaft göttliches Schauspiel: Amor selbst, der leibhaftige Sohn der Venus, lag in ruhigem Schlummer vor mir da. Während mich nun das herrliche Schauspiel im Innersten bewegte, so daß ich vor übergroßer Wonne

— denn das war mehr Glück, als ich tragen konnte — fassungslos dastand, da wollte es der böse Zufall, daß ein Tropfen siedenden Öles aus der Lampe auf seine Schulter fiel. Vor Schmerz fuhr er aus dem Schlafe auf, und wie er mich mit dem Licht und der Waffe dastehen sah, rief er: „Hebe dich sofort hinweg von meinem Lager zur Strafe für deine Untat, — wir beide sind geschiedene Leute. Ich aber werde mich gleich mit deiner Schwester — und dabei nannte er deinen vollen Namen — in rechtsgültiger Ehe vermählen. Dann gab er sogleich dem Zephir den Befehl, mich durch die Luft über die Grenzen seines Palastes davonzutragen."

Noch hatte Psyche nicht ausgeredet, als jene von wahnsinniger Gier und neidischer Bosheit getrieben rasch ein Schiff bestieg und sofort zu jenem Felsen fuhr. Ihrem Gemahl hatte sie vorher eine geschickt ersonnene Geschichte vorgelogen, wonach sie vom Tode ihrer Eltern Kunde erhalten hätte. Und wiewohl ein ganz anderer Wind wehte, rief sie doch, vor Gier und Hoffnung verblendet: „Nimm mich hin, Amor, als würdige Gattin", und mit den Worten: „Zephir, fang deine Herrin auf", stürzte sie sich mit jähem Sprunge in die Tiefe. Aber sie sollte ihr Ziel nicht einmal tot erreichen; ihre Glieder wurden bei dem wilden Sturze an den Felszacken zerschmettert, und das Fleisch ihres Leibes wurde, wie sie's verdiente, zerrissen. So umgekommen lag sie da, den Vögeln und wilden Tieren zum Fraß.

Auch die Bestrafung der zweiten Schwester ließ nicht lange auf sich warten. Psyche kam im weiteren Verlauf ihrer Irrfahrt in eine andere Stadt, wo die andere Schwester in gleicher Stellung lebte. Auch diese ließ sich gleichermaßen durch die trügerische Maske schwesterlicher Liebe täuschen, auch sie eilte, eifersüchtig auf die ruchlose Schwester und deren Vermählung auf den Felsen, um dort ein ähnlich entsetzliches Ende zu finden.

FÜNFTES KAPITEL

Während nun Psyche auf der Suche nach Amor die Welt durchwanderte, lag jener stöhnend über die Qualen seiner Wunde, die ihm die Lampe beigebracht, im Gemach seiner Mutter. Da tauchte jener Vogel, der mit seinen Schwingen über die Fluten der See hinstreift, die schneeweiße Möwe, eilig zum tiefen Schoß des

Ozeans hinab, wo eben Venus badete, trat neben die Schwimmende und zeigte ihr an, daß ihr Sohn an einer schmerzhaften Brandwunde darniederliege, er verzehre sich in Gram und Verzweiflung, und bereits seien bei allen Völkern böse Gerüchte und Lästerreden über Venus und ihre ganze Familie im Umlauf: „Ihr beide", heißt es, „hättet euch vor der Welt zurückgezogen, jener zu einem Liebchen in die Berge, du aber ins Seebad an den Ozean; darum sei alle Freude, Anmut und Grazie aus der Welt geschwunden und alles in Häßlichkeit, Roheit und Graus versunken, es gebe keine echten Ehen, wahre Freundschaft und Kinderliebe mehr, nur schändliche Orgien und schmutzige, abstoßende Gemeinheit finde man allenthalben." Mit solchem Geplapper lag der geschwätzige, vorwitzige Vogel Venus im Ohre, um den Sohn bei ihr anzuschwärzen. Aber in hellem Zorn rief die Göttin: „Also hat mein trefflicher Herr Sohn schon ein Liebchen? Wohlan, du einzig treue Dienerin, heraus mit dem Namen der Verführerin, die mir den schwachen, unreifen Knaben verlockt hat, sie sei aus dem Volke der Nymphen oder aus der Zahl der Horen, aus dem Chore der Musen oder aus der dienstbaren Schar meiner Grazien!" Da schwieg der schwatzhafte Vogel nicht, sondern sagte: „Herrin, ich weiß es nicht; ich glaube, er ist bis über die Ohren in ein Mägdlein verliebt, Psyche heißt sie, wenn ich mich recht erinnere." Venus aber rief in höchster Empörung: „Liebt er wirklich Psyche, die anmaßende Nebenbuhlerin meiner Schönheit und meines Namens, ei fürwahr, so hat mich das Bürschlein für eine Kupplerin geachtet, als hätt' ich ihm die Dirne damals nur gezeigt, um seine Bekanntschaft mit ihr anzubahnen!"

Mit lautem Schelten tauchte sie rasch aus dem Meere empor und eilte schnurstracks in ihr goldnes Gemach, wo sie ihren Knaben, ganz wie sie es vernommen hatte, krank fand. Schon an der Türe schrie sie ihn mit lauter Stimme an: „Saubere Geschichten! Das paßt ja recht nett zu unserer Familie und zu deiner bisherigen Bravheit, daß du die Weisungen deiner Mutter, ja deiner Herrin mit Füßen trittst: anstatt meine Feindin in die Qualen einer gemeinen Liebe zu verstricken, hast du sie vielmehr, du unreifer Junge, in verfrühter Leidenschaft selbst in deine Arme geschlossen. Ich soll mir wohl gar meine Feindin als Schwiegertochter gefallen lassen! Du bildest dir jedenfalls ein, du windiger Schwätzer und Schürzenjäger, du

seiest der einzige Prinz, und ich sei schon zu alt, um noch Kinder zu bekommen! So wisse denn, daß ich einem andern Sohn das Leben geben werde, der weit besser ist als du; oder nein — du sollst noch schimpflicher behandelt werden: ich werde eines der Sklavenbübchen aus dem Hause adoptieren und dem deine Flügel und Fackeln, selbst Bogen und Pfeile, kurz deine ganze Ausrüstung, die du ja durchweg von mir, nicht von deinem Vater hast, schenken, denn zu solchem Treiben war sie dir nicht gegeben! Von klein auf bist du ja ein mißratener Junge gewesen, dem es oft genug in den Fingerspitzen prickelte, unehrerbietigerweise die eigenen Eltern und Großeltern zu verwunden; ja selbst mich, deine Mutter, stellst du immer wieder bloß, du Bösewicht! Wie oft traf mich dein Pfeil! Du hast eben nicht den geringsten Respekt vor mir, als wär' ich eine hilflose Witwe; selbst vor deinem Stiefvater, dem gewaltigen Kriegshelden[3], hast du keine Angst. Wie solltest du auch? dem pflegst du ja, mir zum Verdruß, immer mit Dirnen aufzuwarten. Aber warte nur, ich werde noch dafür sorgen, daß du ein Haar in diesem Spiele findest und daß auch bei deiner Liebe der bittersaure Nachgeschmack nicht ausbleibe! Mich so zum besten zu haben! Wenn ich nur gleich wüßte, was tun und wohin mich wenden, damit ich den schlauen Spitzbuben festhalten kann! Soll ich bei meiner frostigen Feindin, der Nüchternheit, Hilfe holen, die ich gerade durch diesen mutwilligen Knaben so oft gekränkt habe? Nein, mir graut davor, mich persönlich an das häßliche, schäbige Frauenzimmer zu wenden. Und doch, Rache ist süß, gleichviel, woher sie kommt. Sie vor allem gilt es beizuziehen, damit sie den Windbeutel tüchtig plage, sie soll ihm Köcher und Pfeile rauben, die Sehne vom Bogen losmachen und die Fackel auslöschen, und ihn auch am eigenen Leibe mit einer energischen Kur behandeln! Dann erst will ich den mir angetanen Schimpf als gesühnt ansehen, wenn sie ihm die Locken, die ich so oft eigenhändig mit goldenem Glanze geschmückt, abgeschoren, wenn sie die Flügel, die ich ihm auf meinem Schoße mit Nektar beträufelt, gestutzt hat!"

Nach diesen Worten stürzte die Göttin zur Türe hinaus, voll Zorn und Galle, wie nur Venus hassen kann. Da begegneten ihr Ceres und Juno, und wie sie ihr böses Gesicht sahen, fragten sie, warum sie den holden Glanz ihrer Augen durch diese finstere Miene trübe.

Doch Venus erwiderte: „Gut, daß ich euch treffe, ich bin ganz außer mir vor Zorn, und ihr könnt mir einen Gefallen erweisen. Helft mir, ich bitt' euch, mit all euren Kräften die Psyche, die flüchtige Landstreicherin, suchen. Ihr habt ja gewiß auch schon vom Skandal in meinem Hause und den unglaublichen Streichen meines Herrn Sohnes vernommen."

Natürlich wußten jene von allem, suchten aber den leidenschaftlichen Zorn der Venus zu besänftigen: „Aber Verehrteste, was hat denn dein Sohn so Schlimmes verbrochen, daß du seine Vergnügungen so hartnäckig bekämpfst und sein Liebchen sogar zu verderben begehrst? Und fürwahr! was ist denn eigentlich Schlimmes dabei, wenn das nette Mädchen seinen Beifall gefunden hat? Ist er doch ein junger, kräftiger Mann! Oder hast du die Zahl seiner Jahre vergessen und glaubst, weil er alle Zeit gleich hübsch geblieben, er sei immer noch ein Knabe? Du, seine Mutter und sonst eine so gescheite Frau, willst noch immer die Liebeleien deines Sohnes ausspionieren und ihm Vorwürfe machen, wenn er einmal über die Schnur haut, und jede Liebschaft unterdrücken? Willst du deine eigenen galanten Künste bei dem schönen Jungen tadeln? Götter und Menschen werden sich gleichermaßen dagegen empören, daß du, die über die ganze Welt die Saat der Leidenschaften ausstreut, im eigenen Hause den Liebenden die Liebe verwehrst und den Zauber, dem kein Weib widerstehen kann, aus der Welt aussperrst."

So schmeichelten jene dem abwesenden Amor aus Angst vor seinen Pfeilen und wollten aus Gefälligkeit seine Sache führen. Venus aber war empört, daß man die Beleidigung, die ihr widerfahren, so lächerlich nehme, ließ die beiden stehen und schlug rasch den Weg nach dem Meere zu ein.

SECHSTES KAPITEL

Unterdessen irrte Psyche in rastlosen Wanderungen umher. Tag und Nacht gönnte sie sich keine Ruhe auf der Suche nach ihrem Gemahl, fest entschlossen, wenn es ihr nicht gelinge, durch schmeichelnde Liebkosungen des Gatten Zorn zu besänftigen, so doch wenigstens durch demütige Bitten ihn gnädiger zu stimmen. Da sah sie von ferne einen Tempel auf dem Gipfel eines steilen Berges und gleich dachte sie: „Ob vielleicht mein Herr und Gebieter dort

weilt?" Eilends lenkte sie ihre Schritte dorthin; Hoffnung und Sehnsucht beflügelten ihren von den beständigen Mühsalen ermatteten Fuß. Nachdem sie so eifrig sich den steilen Abhang hinangearbeitet hatte, trat sie ins Allerheiligste. Vor den Göttersitzen sah sie Weizen- und Gerstenähren auf einem Haufen und andere zu Kränzen gewunden, ferner auch Sicheln und allerlei Erntegeräte. Aber alles lag in Unordnung durcheinander am Boden, wie eben die Arbeiter es in der Mittagshitze aus den Händen geworfen hatten. Da ging Psyche hin, suchte alles sorgsam auseinander und legte dann jegliches für sich in gehöriger Ordnung zusammen. Denn sie dürfe, dachte sie, keines Gottes Heiligtum und Brauch vernachlässigen, sondern müsse die Barmherzigkeit und Gnade aller erflehen.

Emsig in diese Arbeit vertieft fand sie Ceres, die hehre Göttin, und rief schon von weitem: „Ist's möglich, die arme Psyche? Venus läßt voll Wut die ganze Erde aufs schärfste nach deiner Spur durchsuchen, wünscht dir die schlimmsten Qualen anzutun und setzt ihre ganze göttliche Kraft daran, sich an dir zu rächen, du aber mühst dich in meinem Dienst und kannst noch an irgend etwas anderes denken als an deine Rettung?"

Da warf sich Psyche vor ihr auf die Knie, daß ihre strömenden Tränen die Füße der Göttin netzten und ihr Haar den Boden fegte. Und mit inbrünstigen Bitten flehte sie um Gnade: „Bei deiner fruchtspendenden Hand und deinen frohen Erntebräuchen, erhöre mein Flehen! Bei den geheimen Symbolen deiner Mysterien und dem geflügelten Wagen der Schlangen[4], die dir dienen, bei Siziliens pflugdurchfurchter Ackerscholle, bei dem Wagen, der Proserpina entführte, und der Erdentiefe, die sie festhielt, bei ihrem Abstieg zur düstern Hochzeit und bei deiner Tochter Wiederkehr und Wiederfindung durch deiner Fackel Licht, bei allem, was sonst noch mit heiligem Schweigen deckt das attische Eleusis, — o hilf der armen Psyche, die hier in Demut vor dir kniet! Laß nur ein paar kurze Tage mich hier zwischen deinen Getreidehaufen versteckt halten, bis der wilde Zorn der gewaltigen Göttin durch die Länge der Zeit milder wird oder wenigstens meine von langer Mühsal erschöpften Kräfte sich durch eine Ruhepause wieder erholt haben."

Ceres erwiderte ihr: „Deine Bitten und Tränen rühren mich, und ich möchte dir gerne helfen, aber ich kann es nicht mit meiner

Muhme, der guten Frau, mit der mich auch alte Freundschaft verbindet, verderben. Drum weiche alsbald aus diesen Hallen und sei noch froh, daß ich dich nicht festhalte und in Gewahrsam nehme."

So sah Psyche ihr Hoffen zurückgewiesen. Doppelt gramvoll lenkte sie ihre Schritte zurück, als sie tief unten im Tal durch die Lichtung eines Haines einen anderen Tempel von kunstvoller Bauart erblickte; und da sie keine noch so unsichere Hoffnung auf besseren Erfolg aufgeben, vielmehr jeden Gott um Gnade angehen wollte, näherte sie sich den geheiligten Toren. Sie sah dort kostbare Gaben und mit goldenen Inschriften bemalte Bänder an den Ästen der Bäume und Türpfosten aufgehängt, die mit dem Dank für eine Wohltat den Namen der Gottheit, der sie geweiht waren, kundtaten. Da ließ sie sich auf die Knie nieder, trocknete ihre Tränen und mit den Händen den noch warmen Altar umschlingend sprach sie folgendes Gebet:

„O Schwester und Gemahlin des großen Jupiter[5], magst du in Samos' uraltem Heiligtume weilen, der Stätte, die sich deiner schmerzensreichen Geburt rühmt, die dein erstes Lallen vernahm und dich aufwachsen sah; magst du des hohen Karthagos selige Sitze aufsuchen, das dich ehrt, seitdem ein Löwenwagen dich, die Himmelsjungfrau, zu den Sternen trug; magst du an des Inachos Ufern, der dich schon des Donnerers Gemahlin und Himmelskönigin nennt, in Argos' hochberühmten Mauern thronen; du Hehre, die das ganze Morgenland als Schützerin der Ehe verehrt, das ganze Abendland als Göttin der Geburten preist, o sei auch mir in meiner schweren Not Juno die Retterin! Und wie du sonst wohl Frau'n in ihrer schweren Stunde oft schon ungerufen halfst, ich weiß es, so erlöse auch mich nach so viel ausgestandener Not aus aller Angst und Gefahr!"

Also flehte sie, da erschien ihr sogleich Juno leibhaftig in ihrer ganzen erhabenen Majestät und sprach: „Wahrhaftig, wie sehr wünscht' ich, ich könnte mein Haupt gewährend neigen deinem Flehen! Aber gegen den Willen meiner Schwiegertochter Venus zu handeln, die mir immer lieb wie eine Tochter war, das bringe ich nicht über mich. Zudem halten mich auch die Gesetze zurück, so da verbieten, flüchtigen Sklaven ohne Genehmigung ihrer Herren Aufnahme zu gewähren!"

SIEBENTES KAPITEL

So war Psyches Glücksschifflein abermals gescheitert. Verschüchtert, außerstande ihren geflügelten Gemahl wiederzuerlangen, gab sie alle Hoffnung auf und ging also mit sich selbst zu Rate: „Wo könnte ich in meinem Herzeleid noch weiter Hilfe suchen oder finden, wenn nicht einmal Göttinnen bei allem guten Willen mir durch ihre Fürsprache nützen konnten? Wo soll ich nun wieder meine Schritte hinlenken, ohne mich in neue Schlingen zu verstricken? Unter welchem Dach, in welchem dunkeln Winkel kann ich mich verbergen, um den allsehenden Augen der großen Venus zu entgehen? Nein, Psyche, sei mutig wie ein Mann! Da der letzte Hoffnungsschimmer geschwunden ist, so gib's entschlossen auf: stelle dich freiwillig deiner Herrin, vielleicht kann nachträgliche Fügsamkeit ihren wilden Zorn noch besänftigen. Wer weiß, ob du nicht den lang Gesuchten dort im Hause seiner Mutter findest?" So auf gefahrvollen Gehorsam, nein auf sicheres Verderben gefaßt, überlegte sie noch, mit welchen Worten sie ihre eindringlichen Bitten einleiten solle.

Aber Venus war der Nachforschung mit irdischen Mitteln müde geworden und gab Befehl, ihr zur Himmelsfahrt den goldenen Wagen zu rüsten. Das war ein Kunstwerk von feinster Arbeit und kostbarster Politur, Vulkans Hochzeitsgeschenk, an dem der göttliche Goldschmied selbst die Zierate gefeilt und getrieben und das Gold nicht gespart hatte. Vier schneeweiße Tauben kamen aus der zahlreichen Menge, die rings um das Schlafgemach der Herrin nistet, freudig hervorstolziert, und die gesprenkelten Hälschen hin und her drehend spannten sie sich unter das juwelenbesetzte Joch. Kaum hatte die Herrin den Wagen bestiegen, hoben sie sich froh in die Lüfte. Mutwillige Sperlinge gaben dem Gefährt mit lebhaftem Zwitschern das Geleit, und mit süßtönenden Weisen verkündeten Singvögel das Nahen der Göttin. Die Wolken teilten sich, die Pforten des Himmels taten sich seiner Tochter auf, und freudig empfing der lichte Äther die hohe Göttin, deren sangesreiches Gesinde mit nach oben zog ohne Furcht vor den räuberischen Falken und Adlern der Luft.

Venus begab sich sogleich in den Palast Jupiters und verlangte nichts Geringeres von ihm, als daß er ihr die Dienste des Merkur,

des redegewandten Gottes, ohne den sie ihren Zweck nicht erreichen könne, zur Verfügung stelle. Und wirklich: Jupiter „nickte mit dunkeln Brauen Gewährung“[6]. Sogleich schwebte Venus in Merkurs Begleitung frohlockend vom Himmel hernieder; dabei redete sie eifrig auf ihn ein: „Mein lieber Bruder aus Arkadien, deine Schwester Venus hat nie etwas ohne deinen Beistand vollbracht, das weißt du. Auch jetzt ist es dir jedenfalls nicht entgangen, daß eine meiner Mägde sich schon lange verborgen hält, so daß ich sie nirgends finden kann. Es bleibt also nichts übrig als öffentlich eine Belohnung auf ihre Auffindung zu setzen, die du durch Heroldruf aller Welt bekanntmachen mußt. Vollziehe also rasch meinen Auftrag und gib ja ihre besonderen Kennzeichen recht deutlich an, damit nicht Unkenntnis vorschützen kann, wer sich etwa des Verbrechens, sie unerlaubterweise verborgen zu halten, schuldig macht.“

Mit diesen Worten überreichte sie ihm einen Zettel, der Psyches Namen und das Weitere enthielt, darauf kehrte sie nach Hause zurück.

Merkur vollzog alles getreulich; er eilte durch alle Völker hin und waltete überall des Heroldamts, wie ihm befohlen: „Wenn jemand“, so rief er, „die entlaufene Magd der Venus, eine Königstochter, namens Psyche, zurückbringen oder ihr Versteck nachweisen kann, so verfüge er sich zu Merkur, dem Ausrufer hinter der Venuskapelle am Zirkus[7], allwo er als Belohnung für die Anzeige von Venus persönlich sieben süße Küsse und ein extra süßes Schmätzchen als Zugabe entgegennehmen darf.“

Das war der Wortlaut der Verkündigung. Kein Wunder, daß alle Menschen vor Begierde brannten, sich solchen Preis zu verdienen, und um die Wette suchten. Dadurch war nun vollends allem Zaudern Psyches ein Ende gemacht. Als sie vor die Türe ihrer Herrin kam, begegnete ihr eine aus der Dienerschaft der Venus, mit Namen „Liebelei“, die fuhr sogleich mit lautem Geschrei auf sie los: „Du lüderliche Magd, hast du endlich begriffen, daß du eine Herrin hast? Oder willst du etwa, unverschämt wie du in allem bist, noch so tun, als wüßtest du gar nicht, wieviel Not und Mühe wir mit der Suche nach dir gehabt haben? Aber gut, daß du gerade mir in die Hände gefallen bist, das ist so gut als hätte dich der Teufel selbst am Kragen! Warte nur, im Augenblick wirst du für deinen Trotz

gestraft sein!" Und damit fuhr sie ihr derb in die Haare und zerrte sie nach fruchtlosem Widerstand ins Haus hinein.

Kaum hatte Venus die Ärmste vor sich erblickt, da ließ sie ein höhnisches Lachen vernehmen, aus dem ihre ganze grimmige Wut hervorklang, dann brach sie, mit allen Gebärden des Zornes sich schüttelnd, in die Worte aus:

„Hast du endlich geruht, deine Schwiegermutter zu begrüßen? Oder wolltest du lieber nur deinem Gemahl einen Besuch machen, der noch an der gefährlichen Wunde von dir darniederliegt? Aber sei nur ruhig: ich will dich jetzt so empfangen, wie es einer guten Schwiegertochter gebührt." Und damit rief sie: „Wo sind meine Mägde Kümmernis und Herzeleid?" Die beiden wurden hereingeholt, und Venus übergab ihnen Psyche zur Folterung. Die befolgten denn das Gebot der Herrin getreulich und setzten der armen Psyche mit Peitschenhieben und anderen Martern gar hart zu. Dann brachten sie sie wieder vor die Gebieterin. „Ei sieh," sagte diese abermals hohnlachend, „nun will sie uns rühren und durch das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, unser Mitleid erwecken, ein prächtiges Kerlchen natürlich, das mich zur glücklichen Großmutter machen soll. Welch ein Glück fürwahr, daß ich schon in der Blüte meiner Jahre mich Großmutter nennen lassen und der Sohn einer niederen Magd mein Enkel heißen soll! Doch wie töricht und sinnlos, ihn überhaupt einen Sohn des Hauses zu nennen! Denn eine ungleiche Heirat, die zudem in einem Landhaus ohne Zeugen und Einwilligung des Vaters geschlossen ist, kann nicht als rechtmäßige Ehe gelten; folglich wird dein Kind als Bastard zur Welt kommen, — wofern wir dich überhaupt die Geburt überstehen lassen werden."

Und nach diesen Worten fuhr sie auf Psyche los, riß ihr das Kleid in Fetzen, zauste ihr die Haare und schlug ihr ins Gesicht.

Nach diesen schweren Mißhandlungen nahm sie Körner von Weizen, Gerste, Hirse, Mohn, Erbsen, Linsen und Bohnen, schüttete alles zu einem hohen Haufen durcheinander und wandte sich dann an Psyche: „Eine so häßliche Magd, wie du bist, kann sich allerdings nur durch dienstwilligen Fleiß Liebhaber verschaffen; so will ich denn deine Tüchtigkeit auch einmal auf die Probe stellen. Hier liegen Sämereien aller Art durcheinandergemengt vor dir, die lies mir auseinander und ordne sie, daß immer Häuflein gleicher Körner

hübsch für sich beisammen liegen. Noch vor Abend mußt du damit fertig sein und mir vorlegen, was du geschafft hast."

Darauf begab sie sich zu einem Hochzeitsmahle. Psyche stand erst sprachlos vor Entsetzen über diese ungeheuerliche Forderung vor dem unentwirrbaren, riesigen Haufen und wagte es nicht, auch nur eine Hand daran zu legen. Da kam die kleine Feldameise herbei, von Mitleid mit der Geliebten des großen Gottes erfaßt. Die fühlte sich solch schwerer Arbeit gewachsen; unter Verwünschungen auf die böse Schwiegermutter trippelte sie voll Eifer hierhin und dorthin, um das ganze Heer der Ameisen aus der Nachbarschaft mit Bitten und Drängen zusammenzurufen: „Erbarmt euch, ihr flinken Kinder der Allmutter Erde, erbarmt euch und eilt Amors Gemahlin, dem hübschen Mägdlein, in seiner Not mit behender Tat zu Hilfe!" Da stürzte ein Strom des sechsfüßigen Völkleins, Woge auf Woge herein, eifrig nahm jede ein Korn, und so trugen sie den großen Haufen auseinander. Nachdem sie dann jede Art für sich geordnet und zusammengetan hatten, machten sie sich hurtig wieder davon.

Erst spät abends kam Venus vom festlichen Mahle in heiterer Weinlaune zurück; eine Wolke von Wohlgerüchen umhüllte den Leib, den schimmernde Rosenketten umkränzten. Kaum hatte sie die wundersam fleißige Arbeit erblickt, da rief sie: „Das ist nicht dein und deiner Hände Werk, Nichtswürdige, sondern dessen, der zu deinem und seinem eigenen Nachteil Gefallen an dir gefunden!" Dann warf sie ihr ein Stück grobes Schwarzbrot hin und begab sich zur Ruhe.

Unterdessen saß Amor einsam in einem einzigen kleinen Zimmer im Innersten des Hauses, eingesperrt und scharf bewacht, damit er nicht durch mutwillige Streiche seine Wunde verschlimmern noch auch mit seiner Geliebten zusammenkommen könne. So waren die Liebenden zwar unter einem Dache, aber sie verbrachten getrennt und voneinander ferngehalten eine schlimme Nacht.

Beim ersten Schimmer der Morgenröte rief Venus die Psyche vor sich und sprach zu ihr: „Siehst du dort den Hain, der auf eine weite Strecke hin von den Wellen des Flusses bespült wird? Nahe bei seinen tiefwirbelnden Fluten siehst du im Tale eine Quelle, dort weiden Schafe mit goldglänzendem Vließe frei umher. Hole mir sogleich eine Flocke der kostbaren Wolle — wie du dazu kommst, ist deine Sache."

Willig machte sich Psyche auf den Weg, freilich nicht um gehorsam den Auftrag zu vollziehen, sondern entschlossen, sich vom Felsen in den Fluß zu stürzen und so Erlösung von ihren Leiden zu finden. Doch horch, da klingt's vom Flusse her wie süße Melodien, und vom sanften Windhauch leise bewegt läßt sich das grüne Schilfrohr prophetisch also vernehmen: „Psyche, du Schwergeprüfte, entweihe meine heiligen Fluten nicht durch jammervollen Selbstmord! Aber hüte dich auch, zu dieser Stunde deine Schritte zur furchtbaren wilden Herde zu lenken, wo ihr die heiße Sonne ihre Gluten leiht; denn da pflegen die Tiere von Tollwut befallen mit spitzem Horn, steinharter Stirn, ja manchmal selbst mit giftigen Bissen die Menschen anzufallen und tödlich zu verletzen. Warte, bis am Nachmittag die Hitze sich gelegt hat und die Herde in der lieblichen Kühlung, die vom Flusse aufsteigt, ausruht; so lange magst du dich unter der hohen Platane dort verstecken, die mit mir aus dem gleichen Flusse trinkt. Sobald dann die Wut der Schafe verflogen und ihre Stimmung sanfter geworden ist, brauchst du nur die dichtbelaubten Büsche im nahen Hain zu schütteln, um überall die an den Zweigen hängen gebliebenen Goldflocken zu bekommen."

So zeigte das freundliche Schilfrohr der bekümmerten Psyche den Weg zur Rettung; sie hatte scharf hingehört und wußte nun gut Bescheid. Und da sie die Weisung ganz genau befolgte, konnte sie nach mühelosem Raube der Venus einen ganzen Schoß voll weichen, wolligen Goldes zurückbringen. Doch trug ihr auch die glückliche Vollbringung dieser zweiten gefahrvollen Arbeit, bei ihrer Herrin wenigstens, noch kein gutes Zeugnis ein, vielmehr zog Venus die Stirne kraus und sprach mit bitterem Lächeln: „Ich weiß es wohl, auch diesmal hat eigentlich ein anderer das Verdienst. Aber jetzt will ich ernstlich die Probe machen, ob du wirklich so ausnehmend tapfer und klug bist. Siehst du den steilen Berggipfel dort über jenem hohen Felsen? Aus schwarzer Quelle brausen finster dort die Wogen ins nahe Felsental, dort mischen sie ihr Wasser mit dem Stygischen Sumpf und nähren des Cocytus[8] dumpf brandenden Strom. Nimm hier dies Fläschchen, damit schöpfe mir dort oben an der Stelle, wo die Quelle sprudelnd hervorschießt, das eiskalte Naß und bring mir's schleunig herunter!"

Darauf gab sie ihr unter schweren Drohungen ein Fläschchen aus geschliffenem Kristall.

Psyche machte sich eiligen Schrittes nach der Höhe des Berges auf, in der Hoffnung, wenigstens ihr elendes Dasein dort zu enden. Aber als sie ganz nahe an jene Höhe herangekommen war, sah sie, wie ungeheuerlich und mörderisch die Schwierigkeiten der übernommenen Aufgabe waren. Vor ihr stieg ein riesiger Felsen schroff in die Höhe, dessen schlüpfriges Geröll jede Erklimmung unmöglich machte; der spie aus tiefem Krater schaurige Sprudel aus, die jäh aus dem düstern Schlund hervorbrechend den Abhang hinunterbrausten und in einem engen Felsenbette unsichtbar in den nahen Talkessel stürzten. Aus den Klüften des Gesteins zur Rechten und zur Linken krochen grausige Drachen mit langgestreckten Hälsen hervor, die mit ihren funkelnden, immer lauernden Augen ewige Wache hielten. Und nun fingen die heulenden Wasser selbst an, ihr den Weg zu wehren: „Hinweg!" erklang es von Zeit zu Zeit, und: „was tust du? paß auf! was hast du vor? nimm dich in acht!" und „flieh!", „du bist des Todes". Da stand Psyche ob der Unmöglichkeit ihres Beginnens förmlich versteinert; die Sinne schwanden ihr, die Wucht der unbezwingbaren Gefahr hatte sie dermaßen überwältigt, daß selbst der letzte Trost, die Tränen, versagten.

Aber den ernsten Augen der Vorsehung, der gütigen Göttin, entging die Not der unschuldigen Seele nicht: der königliche Vogel des hohen Jupiter, der räuberische Adler, kam plötzlich mit ausgebreiteten Schwingen herangeschwebt. Wie er einst auf Amors Geheiß den trojanischen Prinzen Ganymedes als Mundschenk für Jupiter gen Himmel getragen hatte, so wollte er auch jetzt in treuem Gehorsam dem Gotte dienen und brachte seiner Gemahlin in ihrer schweren Not zur rechten Zeit Hilfe. Er verließ des Himmelsgewölbes hohe Bahnen und, dem Mädchen zu Häupten schwebend, begann er: „Hoffst du wirklich in deiner Herzenseinfalt von der hochheiligen, tosenden Quelle auch nur einen Tropfen zu rauben oder sie überhaupt nur zu berühren? Hast du denn nicht davon gehört, daß vor diesen höllischen Wassern selbst die Götter und sogar Jupiter zurückbeben? daß, wie ihr bei der Macht der Götter, so diese bei der Majestät des Styx zu schwören pflegen? Doch gib

nur das Fläschchen her!" Sogleich packte er es und eilte davon, es zu füllen. Die riesigen Schwingen auf und nieder neigend schwebte er zwischen den Rachen der züngelnden Drachen mit ihren dräuenden Zähnen und dreifach gespaltenen Zungen hindurch und fing bald rechts- bald linkshin sich wendend das Wasser auf. Zwar sträubten sich die Gewässer und wollten ihn unter drohenden Zurufen wegjagen, aber er wußte sich zu helfen: er gab sich für einen Diener der Venus aus, auf deren Befehl er das Wasser hole. Daraufhin wurde ihm der Zutritt williger gewährt.

So konnte Psyche freudigen Herzens das gefüllte Fläschchen in Empfang nehmen, um es eilends der Venus zu bringen.

Aber noch immer gelang es ihr nicht, das Herz der grimmigen Göttin gnädig zu stimmen, die ihr noch schwereres Unheil in Aussicht stellte und sie mit Unheil verkündendem Lächeln also empfing: „Mir scheint nach und nach, du bist eine Art Hexe; nur eine ganz verschlagene Zauberin konnte solche Aufgaben so brav ausführen. Aber den einen Dienst wirst du mir noch leisten müssen, mein Püppchen. Nimm hier die Büchse, die ich dir gebe, und verfüge dich damit geradewegs in die Unterwelt in den Totenpalast des Pluto selbst. Dann überreiche sie der Proserpina mit folgender Botschaft: Venus läßt dich bitten, du möchtest ihr ein klein wenig von deiner Schönheitssalbe schicken, sei's auch nur so viel, daß es knapp für einen Tag reicht; denn ihre eigene hat sie über der Pflege ihres kranken Sohnes ganz und gar aufgebraucht. Aber kehre ebenso rasch wieder zurück, denn ich muß mich damit schminken, weil ich zur Götterversammlung in den Olymp gehen will."

Da merkte Psyche, daß nun erst recht ihr letztes Stündlein geschlagen habe; jeder täuschende Schleier war gefallen, und sie sah sich dem sofortigen sicheren Verderben gegenüber, da sie ja doch gezwungen wurde, bei lebendigem Leibe in die Hölle und zu den Geistern der Abgeschiedenen zu wandern! Aber ohne langes Zaudern bestieg sie einen sehr hohen Turm, um sich von dort in die Tiefe zu stürzen, das däuchte ihr der richtige und beste Abstieg zur Unterwelt. Aber da brach der Turm plötzlich in die Worte aus: „Arme Kleine, warum willst du so mit jähem Sprunge dein Leben enden? warum bei dieser letzten gefährlichen Arbeit so von vornherein dich verloren geben? Denn ist erst dein Geist einmal vom

Körper getrennt, so wirst du freilich in die Tiefe des Tartarus kommen, aber von dort wird es keine Wiederkehr geben. Drum höre mich an: nicht weit von hier liegt Sparta, die hochberühmte Griechenstadt, und nahe dabei ganz abgelegen und versteckt Taenarum[9]. Diesen Ort suche auf, man wird dir dort den Höllenschlund zeigen, dessen gähnende Tore sich auf einen unwegsamen Pfad öffnen. Hast du nur erst die Grenze der Oberwelt hinter dir, so vertraue dich diesem Pfade an, er wird dich geradewegs zum Palaste des Pluto führen. Aber nicht mit leeren Händen darfst du das dunkle Reich bis an dein Ziel durchschreiten, sondern mußt in jede Hand einen Kuchen aus Gerstenmehl und Honig nehmen und in den Mund zwei Heller. Wenn du ein gutes Stück des Todeswegs zurückgelegt hast, wirst du einen lahmen, mit Holz bepackten Esel samt einem gleichfalls lahmen Treiber antreffen, der dich bitten wird, ihm einige heruntergefallene Scheite zu reichen; doch ohne ein Wort zu reden, geh' an ihm vorüber. Gleich darauf wirst du an den Totenfluß kommen, an dem Charon seines Amtes waltet und jedem, der des Weges kommt, das Fährgeld abfordert, ehe er ihn in seinem geflickten Kahn übersetzt. So herrscht eben auch unter den Toten die Habsucht. Auch Charon und sogar ein so großer Gott, wie der Vater Pluto, tut nichts umsonst. Selbst ein armer Teufel muß, wenn er stirbt, sich Reisegeld verschaffen, und wenn zufällig kein Pfennig bei der Hand ist, ist ihm zu sterben nicht gestattet. Diesem schmutzigen Alten gib als Fährlohn den einen der beiden Heller, jedoch in der Weise, daß er ihn dir selbst aus dem Munde nimmt. Während der Überfahrt über den trägen Fluß wird dann der Leichnam eines alten Mannes angetrieben kommen, seine welken Hände zu dir aufheben und dich anflehen, ihn in den Kahn zu ziehen. Doch lasse dich nicht durch übel angebrachtes Mitleid erweichen. Und wenn du am andern Ufer eine Strecke weit gehst, werden ein paar alte Weiber dasitzen, die an einem Stück Tuch weben, und dich bitten, ein bißchen mit Hand anzulegen: aber auch damit darfst du dich nicht befassen. Denn alle diese Dinge und noch viele andere sind nur Fallstricke, die dir Venus gelegt hat, damit du wenigstens einen der beiden Honigkuchen fallen lassest. Aber so wertlos solch ein Brocken ist, halte ja seinen Verlust nicht für geringfügig, denn hast du selbst nur einen Kuchen verloren,

so ist dir die Rückkehr zum Lichte dauernd verwehrt. Denn ein furchtbares Ungetüm, ein riesiger Hund mit drei gewaltigen Köpfen, bewacht beständig die Schwelle der düstern Halle Proserpinas und hütet Plutos öden Palast; wie Donner tönt sein Geheul, vor dem selbst die Toten, denen er doch nichts mehr anhaben kann, erbeben. Aber durch das Opfer eines einzigen Kuchens kannst du ihn kirre machen, daß er dich gerne vorbeiläßt, und du ohne weiteres zu Proserpina hineingehen kannst. Sie wird dich gütig und freundlich empfangen und dich auffordern, dich auf einem weichen Polster niederzulassen und ein leckeres Mahl zu genießen. Du aber setze dich auf den Boden und bitte nur um ein Stück Schwarzbrot, davon iß erst, dann melde den Zweck deines Kommens. Hast du dann das Gewünschte empfangen, so mache dich auf den Rückweg; kaufe dich von dem wütenden Hunde mit dem zweiten Kuchen los, ebenso gib dem habsüchtigen Fährmann den aufgesparten zweiten Heller. Wenn du dann seinen Fluß hinter dir hast, wirst du, den alten Weg getreulich verfolgend, wieder emporsteigen zum Reigen der himmlischen Gestirne. Vor allen Dingen aber laß dich davor warnen, die Büchse, die du trägst, zu öffnen oder irgend hineinzuschauen; laß deine Neugier nicht gelüsten nach dem köstlichen Schatze göttlicher Schönheit, den sie birgt!"

So sprach als wohlmeinender Prophet der Turm. Und Psyche machte sich unverzüglich auf nach Taenarum, nahm nach der Vorschrift die Münzen und Kuchen zu sich und trat die Höllenwanderung an. Schweigend schritt sie an dem lahmen Eseltreiber vorüber, gab dem Fährmann ihren Heller, ließ sich nicht durch das Flehen des heranschwimmenden Toten erweichen, hörte auch nicht auf die hinterlistigen Bitten der webenden Weiber, schläferte durch den hingeworfenen Kuchen die Wut des grausigen Hundes ein und trat ins Haus der Proserpina. Und auch dort wies sie den gastlich angebotenen behaglichen Sitz wie das reiche Mahl zurück, ließ sich vielmehr demütig zu Füßen der Göttin auf den Boden nieder und begnügte sich mit einem Stück gewöhnlichen Brotes. Als sie dann die Botschaft der Venus ausgerichtet, konnte sie sogleich die geheimnisvolle Büchse gefüllt und verschlossen in Empfang nehmen. Weit lebhafteren Schrittes trat sie den Rückweg an; mit dem zweiten Kuchen wurde dem bellenden Hunde das Maul gestopft, mit dem

noch übrigen Heller der Fährmann bezahlt. So kam sie glücklich aus der Hölle zurück und konnte betend das himmlische Licht begrüßen. Indessen so sehr sie's drängte, ihren Dienst zu beenden, wurde sie doch von sträflicher Neugier ergriffen: „Wie töricht bin ich doch," sprach sie zu sich, „ich trage das göttliche Schönheitsmittel in Händen, ohne mir auch nur ein ganz klein wenig davon zu nehmen! Vielleicht würde ich dann meinem schönen Geliebten wieder besser gefallen!" Gesagt, getan, sie öffnete die Büchse: aber diese enthielt kein Schönheitsmittel und überhaupt nichts Greifbares, sondern kaum war der Deckel der Büchse gelüftet, da entstieg ihr ein leibhaftiger Höllensohn, der Geist des tiefen Schlafes; der überwältigte Psyche, daß eine Wolke bleierner Betäubung all ihre Glieder einhüllte, und sie sogleich mitten auf dem Wege ohnmächtig zusammenbrach. So lag sie in seinem Bann unbeweglich, wie im Totenschlaf, da.

ACHTES KAPITEL

Unterdessen war die Wunde Amors vernarbt, und da er es nicht mehr aushalten konnte, andauernd fern von seiner Psyche zu sein, schlüpfte er durch das enge Fenster seines Gewahrsames hinaus; seine durch die lange Ruhe gekräftigten Flügel trugen ihn weit rascher voran, so daß er seine Psyche schnell erreicht hatte. Erst nahm er behutsam den Schlaf von ihren Augen und verschloß ihn wieder in die Büchse, dann weckte er Psyche durch einen ganz sanften Stich seines Pfeiles. „Siehst du," sagte er, „zum zweiten Male wäre die Neugier dir fast zum Verderben geworden, mein armes Mädchen! Aber vorerst erledige brav den Auftrag meiner Mutter, für alles andere laß mich sorgen!" Mit diesen Worten hob der Liebende sich leichtbeschwingt in die Lüfte, während Psyche Proserpinas Geschenk rasch zu Venus trug.

Indessen verzehrte sich Amor vor Liebesweh, und die kummervollen Züge verrieten, wie sehr ihm vor der jähen Strenge seiner Mutter bangte. Da probierte er es wieder mit seinen alten Schlichen: mit eilenden Schwingen durchflog er die Höhen des Himmels, warf sich dem großen Jupiter zu Füßen und trug ihm seine Sache vor. Der aber tätschelte ihm die Wange, führte sein Händchen an den Mund und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann sagte er: „Mein

Herr Sohn, du hast mir zwar niemalen die mir durch Götterbeschluß zuerkannten Ehren erwiesen, sondern mein Herz, das den Elementen und Gestirnen ihre Gesetze anweist, immer und immer wieder durch deine Pfeile verwundet und durch häufige irdische Liebesabenteuer befleckt, ja, du hast mich mit den Gesetzen zur Hebung der öffentlichen Zucht und Sittlichkeit in Konflikt gebracht und durch schimpfliche Buhlschaften meinen Ruf und Leumund geschädigt[10]; du warst es, der mich dazu brachte, meine erlauchten Züge in schnöde Gestalten von Schlangen und Feuer, von wilden Bestien und Vögeln und weidenden Rindern zu verwandeln. Aber trotzdem will ich in meiner gewohnten Milde, und weil du unter meinen Händen groß geworden bist, alle deine Wünsche erfüllen. Nur vergiß nicht, vor Nebenbuhlern auf der Hut zu sein! Zum Dank für meine Gnade sollst du mir die schönste Jungfrau, die gegenwärtig auf Erden lebt, verschaffen."

Nach diesen Worten gibt Jupiter dem Merkur Befehl, sofort alle Götter zur Versammlung zu berufen mit der Ankündigung, daß etwaiges Fernbleiben mit einer Buße von 10 000 Silberlingen geahndet werde[11]. Da bekamen die Himmlischen Angst, und im Nu war der olympische Sitzungssaal gefüllt; dann begann Jupiter voll Hoheit von seinem erhabenen Throne aus also, während die Musen protokollierten[12]:

„Hochansehnliche Götterversammlung! Daß ich diesen jungen Mann da eigenhändig aufgezogen habe, wißt ihr alle. Jetzt, wo er aber zum Jüngling herangereift ist, gilt es meines Erachtens, seinem hitzigen Temperament gewissermaßen Zügel anzulegen; denn so kann es nicht weitergehen, daß er Tag für Tag durch Liebeleien und Verführungen aller Art sich ins Gerede bringt und seinen guten Ruf gefährdet. Wir müssen dem jungen Mann ein für allemal die Gelegenheit zu solchen Streichen nehmen, indem wir ihn in die Fesseln der Ehe schmieden. Ein Mädchen seiner Wahl, dem er sein Magdtum genommen hat, das soll er als rechtmäßig angetraute Ehegattin besitzen und in Psyches Armen ewige Liebesfreuden genießen." Sodann wandte er sich an Venus und fuhr fort: „Auch du, meine Tochter, sei nicht böse! Du brauchst wegen dieser Ehe mit einer Sterblichen keine Angst für deine altadlige Familie und deren Stellung zu haben. Ich werde dafür sorgen, daß es keine

Mißheirat gibt, sondern eine rechtlich vollgültige, standesgemäße Ehe.“ Und sogleich erteilte er dem Merkur den Befehl, Psyche durch die Lüfte zu entraffen und in den Himmel zu bringen; und dort reichte er ihr einen Becher Ambrosia mit den Worten: „Trink, Psyche, und sei unsterblich! Nie wird Amor aus deinen Armen gehen; von nun an seid ihr in ewiger Ehe verbunden.“

Und nun wurde alsbald ein verschwenderisch reiches Hochzeitsmahl gerüstet. Den Ehrenplatz nahm der junge Ehemann ein, Psyche schmiegte sich an ihn, ebenso hatte auch Jupiter seine Juno neben sich, und danach folgten alle Götter und Göttinnen der Reihe nach. Der Becher mit Nektar wurde dem Jupiter von seinem Mundschenk Ganymedes, dem prächtigen Burschen, den andern von Bacchus kredenzt; Vulkan war der Koch; mit Rosen und anderen Blumen schmückten die Horen die Tafel, die Grazien besprengten alle mit balsamischen Wohlgerüchen. Die Musen ließen melodischen Gesang erschallen, und Apollo begleitete den eigenen Gesang mit der Leier. Nach dem Takte süßer Klänge wiegte sich Venus im lieblichen Tanze, ein Schauspiel, zu dem alle mitwirkten: die Musen sangen im Chor, ein Satyr spielte die Flöte, und ein kleiner Pan ließ sich auf der Schalmei vernehmen.

So wurde Psyche dem Amor feierlich angetraut, und bald gebar sie dem Gatten eine Tochter; die nennen wir Menschen „die Wonne“.

PETRONIUS ARBITER

I. DAS GASTMAHL BEI TRIMALCHIO

(Der Erzähler ist der Freigelassene Enkolpios, der mit einem andern seines Standes Askyltos und seinem Lieblingssklaven Giton reist. In der Stadt, in der die Hauptgeschichte sich abspielt, sind sie mit einem Rhetor Agamemnon bekannt geworden, der sie auffordert, mit zu einem Gastmahl zu kommen, das der reiche Trimalchio gibt. Sie gehen vorher ins Bad und werden dort auf einen kahlköpfigen Greis aufmerksam, der sich durch sinnlosen Luxus und törichtes Benehmen auszeichnet. Es ist ihr Gastgeber Trimalchio.)

... Es war unmöglich, sich alle einzelnen Narrheiten zu merken. Wir gehen also ins Warmbad, schwitzen einen Augenblick und treten dann sofort in das Kaltbad über. Trimalchio hatte sein Bad beendigt, ließ sich nun salben und dann abreiben, aber nicht mit Leintüchern, sondern mit Bademänteln aus feinster Wolle. Dann ließ er sich in eine scharlachrote Reisedecke hüllen und in eine Sänfte setzen. Ihm voraus eilten vier Läufer, die mit Ehrenschildern aus Blech, wie sie die Soldaten tragen[1], geschmückt waren, und hinter ihm wurde auf einem Handwägelchen sein Geliebter gefahren, ein ältlicher Junge mit Triefaugen, der noch häßlicher war als sein Herr Trimalchio. Neben diesem aber eilte, während er dahingetragen wurde, ein Bläser einher und blies während des ganzen Weges mit ganz kleinen Flöten auf ihn ein, als wollte er ihm etwas ins Ohr sagen.

Wir waren eigentlich schon von Staunen gesättigt, folgten aber doch dem Agamemnon zur Türe des Trimalchio. An dem Türpfosten war ein Anschlag folgenden Wortlauts: „Jeder Sklave, der ohne Erlaubnis des Herrn ausgeht, soll 100 Hiebe erhalten." Am Eingang stand der Pförtner in grünem Gewand mit kirschrotem Gürtel und reinigte in einer silbernen Schüssel Erbsen. Über der Schwelle hing ein goldener Käfig, in dem ein Buntspecht saß, der die Eintretenden begrüßte. Die Halle war mit Wandgemälden mit erklärenden Beischriften geschmückt. Man sah einen Sklavenmarkt und unter den Sklaven Trimalchio mit jugendlichen Locken. Er trug den geflügelten Stab des Merkur, und Minerva führte ihn nach Rom. Dann sah man, wie er rechnen gelernt hatte und schließlich Kassierer ge-

worden war. Auf dem letzten Bilde hob ihn Merkur am Kinn in die Höhe und entführte ihn durch die Luft auf ein hohes Tribunal. Dort harrte seiner Fortuna mit einem überquellenden Füllhorn und die drei Parzen, die goldene Fäden spannen. Außerdem sah ich in der Ecke einen großen Schrank mit einer Nische, die eine Kapelle darstellte. In ihr standen Bilder der Hausgötter aus Silber, eine Venusstatue aus Marmor und eine umfangreiche goldene Büchse. In dieser waren, wie man uns sagte, die Barthaare des Trimalchio vom Tage der ersten Bartschur aufbewahrt.[2]

An den Türpfosten waren wieder Inschriften angebracht. Auf der einen stand: „Am 30ten und 31ten Dezember speist unser Herr Gaius auswärts." Auf der anderen war der Lauf des Mondes und der Stand der Planeten in diesem Monat abgebildet. Die glücklichen und die unheilbringenden Tage waren durch Nägel mit verschiedenfarbigen Köpfen gekennzeichnet.

Als wir nun, entzückt von allen diesen Feinheiten, ins Speisezimmer eintreten wollten, rief uns ein eigens dazu angestellter Sklave zu: „Mit dem rechten Fuße!" Natürlich mußten wir einige Zeit lang Schritt wechseln, damit keiner die Schwelle falsch überschritte. Als wir nun gerade alle das rechte Bein hochhoben, fiel uns ein entkleideter Sklave zu Füßen und flehte uns an, ihn der Strafe zu entreißen. Sein ganzes Vergehen bestünde darin, daß er im Bade sich die Kleider des Kassierers habe stehlen lassen, die nicht zehn Sesterzen [Mk. 1.50] wert gewesen seien. Wir zogen also den rechten Fuß wieder zurück und baten den Kassierer, der in der Vorhalle Goldstücke zählte, dem Sklaven die Strafe zu erlassen. Der erhob hochmütig das Antlitz und sagte: „Mir liegt weniger an dem Verlust als an der Unachtsamkeit des liederlichen Burschen. Er hat meine Tafelgewänder verloren, die mir ein Klient zum Geburtstag geschenkt hatte. Es war natürlich echt tyrischer Purpur, aber schon einmal gewaschen. Was liegt also daran? Ich schenke ihn euch!" Als wir, sehr verpflichtet durch solches Wohlwollen, nunmehr den Speisesaal betraten, eilte uns derselbe Sklave entgegen und überschüttete uns zu unserm Unbehagen mit Küssen zum Dank für unsere Menschenfreundlichkeit. „Übrigens sollt ihr gleich erfahren, daß ihr keinem Undankbaren eine Wohltat erwiesen habt. Mit dem Wein des Herrn bezahlt der Mundschenk seine Schulden!" . . .

Nun wurde ein sehr feiner Vortisch aufgetragen. Denn wir hatten uns alle schon zu Tisch gelegt bis auf Trimalchio; für ihn war nach neuer Mode der beste Platz aufgehoben. Auf dem Speisebrett stand ein Esel aus korinthischem Erz mit einem Doppelsack, der auf der einen Seite grüne, auf der andern schwarze Oliven enthielt. Auch schwebten über des Esels Rücken zwei silberne Schalen, an deren Rändern der Name des Trimalchio und das Silbergewicht eingraviert waren. Kleine angelötete Stege trugen gebratene Haselmäuse, die mit Honig und Mohn besprengt waren. Auf einem kleinen Rost aus Silber lagen außerdem heiße Würste, und unter diesen syrische Pflaumen und punische Granatäpfelkerne.

Während wir mit diesen Delikatessen beschäftigt waren, wurde unter Musikbegleitung Trimalchio hereingetragen. Er ruhte auf lauter kleinen Kissen, und sein Anblick hätte uns Ahnungslosen beinahe lautes Gelächter entlockt. Denn sein glattrasierter Kopf ragte aus einem scharlachroten Schlafrock heraus, dabei hatte er um den besonders gut verwahrten Hals noch eine purpurstreifige Serviette mit herabhängenden Fransen geschlungen. Er trug am kleinen Finger der linken Hand einen schweren vergoldeten Ring, am letzten Glied des Ringfingers noch einen kleineren, der ganz aus Gold schien, auf den aber eine Art eiserner Sternchen aufgelötet waren. Auch den rechten Arm hatte er entblößt, um noch mehr Schätze zeigen zu können. Dieser war mit einem goldenen Armband und mit einem Elfenbeinreif mit schimmernder Platte geschmückt. Er stocherte mit einem silbernen Zahnstocher in seinen Zähnen herum und sagte dann: „Ihr Freunde, eigentlich paßte es mir noch nicht recht, zum Essen zu kommen. Aber um euch nicht länger durch mein Fernbleiben aufzuhalten, habe ich mir selbst dies Opfer auferlegt. Gestattet aber immerhin, daß ich mein Spiel vollende." Hinter ihm trug ein Sklave ein Spielbrett aus Terebinthenholz und Kristallwürfel. Aber das Feinste dabei war folgendes: Statt weißer und schwarzer Steine verwandte er Gold- und Silberdenare. Er spielte nun ruhig weiter und begleitete sein Spiel mit den abgestandensten Spielerwitzen. Vor uns aber wurde, obgleich wir das Voressen noch nicht erledigt hatten, ein Speisebrett aufgesetzt, auf dem eine hölzerne Henne mit wie beim Brüten weit ausgebreiteten Flügeln auf einem Neste saß. Sofort traten zwei Sklaven an, und während die

Tafelmusik laut einsetzte, durchsuchten sie das Stroh und holten Pfaueneier daraus hervor, die sie an die Gäste verteilten. Bei diesem Vorgang wendet uns Trimalchio sein Antlitz zu und sagt: „Ihr Freunde, ich habe der Henne Pfaueneier unterlegen lassen, fürchte aber, daß sie wahrhaftig schon angebrütet sind. Doch laßt uns versuchen, ob man sie noch schlürfen kann." Nun erhalten wir Löffel, von denen jeder mehr als ein halbes Pfund wog, und bohren damit in den Eiern herum, die aus fettem Mehlteig geformt waren. Ich wäre beinahe auf den Scherz hereingefallen und hätte mein Ei weggeworfen — denn es schien in der Tat schon mehr ein junges Huhn zu sein. Da hörte ich einen alten Stammgast sagen: „Sicherlich steckt da etwas Gutes darunter", und so wühlte ich weiter in der Schale und förderte eine sehr fette Feigenschnepfe zu Tage, die in gepfeffertem Eidotter saß. Auch Trimalchio hatte jetzt sein Spiel unterbrochen, und sich ebenfalls von allem geben lassen. Er erlaubte uns gerade gnädig mit lauter Stimme, uns ein zweites Mal von dem Honigwein geben zu lassen, wenn wir Lust hätten — da gab plötzlich die Musik ein Zeichen, und das Voressen wurde von einem Chor singender Sklaven abgeräumt. Da bemerkte Trimalchio, daß ein Sklave eine silberne Schüssel fallen ließ und wieder aufhob. Sofort ließ er den Burschen ohrfeigen und die Schüssel wieder hinwerfen. Dann trat ein Hausbursche an und fegte die Schüssel unter dem anderen Unrat mit einem Besen hinaus. Gleich darauf erschienen zwei langgelockte Äthiopier mit kleinen Schläuchen, denen ähnlich, mit denen man im Amphitheater den Sand bespritzt, und gossen uns Wein auf die Hände. Wasser gab's nicht. Wir belobten den Gastgeber wegen dieser Feinheiten, er aber sprach: „Die Waffen müssen beim Kampf gleich verteilt werden, so will es Mars. Daher habe ich jedem seinen eigenen Tisch anweisen lassen. Übrigens werden die ekelhaften Sklavenscharen uns so auch weniger durch ihre Ausdünstung belästigen."

Sofort wurden zwei gläserne Amphoren mit sorgfältig verschlossener Öffnung gebracht. Am Halse trugen sie die Etikette: 100jähriger Falerner vom Jahre des Konsuls Opimius. Während wir die Aufschrift lasen, klatschte Trimalchio in die Hände und sprach: „Ach, so lebt also der Wein länger als wir Menschlein, darum frisch über ihn her! Nur im Wein ist Leben. Ich poniere euch echten Opimianer.

Gestern habe ich so etwas Gutes nicht aufsetzen lassen — und doch waren viel bessere Leute zu Gaste." Wir tranken nun und ließen uns keine seiner Feinheiten entgehen. Da brachte ein Sklave ein Skelett aus Silber, das so gebaut war, daß alle Gelenke und Wirbel sich in Scharnieren nach allen Seiten drehen ließen. Er warf es ein paarmal auf den Tisch, so daß seine Kettenglieder die merkwürdigsten Figuren bildeten. Dazu rezitierte dann Trimalchio folgende eigene Poesie:

Ach, was sind wir Menschlein schwach,
Was bleibt von uns Armen nach?
Wie der Knochenmann hier nackt
Sind wir, wenn uns Orkus packt.
Darum laßt uns fröhlich sein:
Heute leben wir! Schenkt ein!

Auf den allgemeinen Beifall folgte ein Gang, der eigentlich unsern Erwartungen nicht entsprach; doch war die Aufmachung so eigenartig, daß alle hinschauten. Auf einem runden Speisebrett waren die 12 Himmelszeichen der Reihenfolge nach verteilt, und auf jedes hatte der Anrichter eine entsprechende Speise gelegt. Über dem Zeichen des Widders lagen Widdererbsen, auf dem des Stiers ein Stück Rindfleisch, auf dem der Zwillinge Hoden und Nieren, auf dem des Krebses ein Kranz, auf dem des Löwen eine afrikanische Feige, auf dem der Jungfrau die Gebärmutter einer jungen Sau, auf dem der Wage eine wirkliche Wage, auf deren Schalen Süßigkeiten lagen, über dem des Skorpions ein kleiner Seefisch, über dem des Schützen ein glotzäugiges Schaltier, über dem des Wassermanns eine Gans und auf dem der Fische zwei Barben. In der Mitte lag ein ausgestochenes Stück blühenden Rasens, und auf diesem eine Honigwabe. Ein ägyptischer Sklave bot dazu auf einer silbernen Backpfanne geröstetes Brot an.

Dazu sang der Sklavenchor wieder seine übeln Lieder, und auch der Herr selbst krähte mit höchst widerlicher Stimme ein Kuplet aus der neuesten Posse „Die Stinkblume". Während wir uns mißvergnügt den wenig lockenden Speisen zuwandten, erklärte plötzlich Trimalchio mit lauter Stimme: „Halt! Anfang des Hauptessens!" Sofort spielte das Orchester einen Tusch, und 4 Sklaven

eilten wieder im Tanzschritt herbei und hoben den Aufsatz des Speisebrettes ab. Da sahen wir, daß auf dem Unterbrett Geflügel und Saueuter lagen und in der Mitte ein Hase, der durch Flügel zum Pegasus herausstaffiert war. In den Ecken sahen wir vier Marsyasfiguren[3], aus deren Schläuchen gepfefferte Fischbrühe auf Fische herabfloß, die so gewissermaßen in einem Kanal schwammen. Wir klatschten alle Beifall — die Sklaven fingen damit an — und wandten uns vergnügt diesen ausgesuchten Leckerbissen zu.

Auch Trimalchio war erfreut über das gelungene Arrangement und rief: „Schneide!" Sofort erschien der Trancheur und zerschnitt die Speisen unter dramatischen Gesten mit Musikbegleitung. Es sah aus, als ob ein Wettfahrer zur Orgelbegleitung ein Wagenrennen vorführe. Jedoch rief Trimalchio immer wieder mit getragener Stimme dazwischen: „Schnei—de! Schnei—de!" Ich vermutete, daß ein Witz dahinter stecke und schämte mich nicht, meinen Nachbar nach dessen Bedeutung zu fragen. Dieser hatte schon oft dergleichen Scherze erlebt und sagte mir: „Ja, der Vorleger heißt eben Schneide. So oft er also „Schneide!" sagt, ruft er ihn mit Namen und gibt ihm gleichzeitig einen Befehl." Darüber war mir der Appetit vergangen, und ich suchte nun meinen Nachbar gründlich über Trimalchio auszuholen. „Wer ist denn die Frau," sagte ich, „die immer herein und wieder hinausläuft?" „Fortunata, die Gattin des Trimalchio. Jetzt mißt sie ihr Geld nur noch nach Scheffeln. Und was war sie noch vor gar nicht langer Zeit? Ich will dir nicht zu nahe treten, aber — du hättest kein Stück Brot aus ihrer Hand genommen. Jetzt ist sie — warum mögen die Götter wissen — in den Himmel gestiegen — und ist des Trimalchio ein und alles. Kurz und gut: wenn sie am hellen Mittag behauptet, es sei finstre Nacht, so wird er es glauben. Übrigens weiß er selbst gar nicht, wieviel er besitzt — so steinreich ist er. Aber sie, das gerissene Luder, sieht nach allem, auch wo's keiner merkt. Sie ist nüchtern, genügsam und anstellig — aber ein Klatschweib, die reinste Salonelster. Wen sie mag — gut, wen sie nicht mag — weniger gut. Trimalchio selbst hat Güter so weit als die Habichte fliegen, und Geld wie Heu. In der Kammer seines Türhüters ist mehr Silber als in anderer Leute Schatzkammer. Und erst seine Sklaven — o je, ich glaube, beim Herkules, nicht der zehnte Teil kennt seinen Herrn. Kurz und gut — er könnte jeden

von unsern vornehmen Schwachköpfen in ein Kohlblatt wickeln. Und dabei kauft er gar nichts. Alles liefert der eigene Grund und Boden: Wolle, Pomeranzen, Pfeffer — ja, wenn du Hühnermilch von ihm verlangtest, wird er sie dir aus Eigenem liefern. Kurz und gut: seine eigene Wolle schien ihm minderwertig — da ließ er sich Widder aus Tarent kommen, um die Rasse zu veredeln. Um attischen Honig zu haben, hat er Bienen aus Attika kommen lassen, die gleichzeitig auch unsere Bienenrasse heben sollen. Höre, er hat sogar dieser Tage nach Indien um Pilzsamen geschrieben. Er hat nur Maultiere, die von echten Wildeseln abstammen. Sieh dir diese Kissen an — alles echter Purpur und Scharlach. Ja, er kann sich jedes Gelüst befriedigen. Aber auch seine Mitfreigelassenen darf man nicht verachten — sie haben's alle reichlich. Siehst du jenen auf dem schlechtesten Platz am letzten Tisch? Der hat heute seine 800 000 rund. Er hat von unten angefangen — vor nicht langer Zeit noch war er Packträger. Man erzählt — ich will's aber nicht verbürgen —, er habe dem Goldzwerg seine Kappe weggenommen und dann einen Schatz gefunden. Ich gönne jedem, was ihm ein Gott gibt. Aber der ist gar zu happig und ein Erzrenommist. Neulich hat er anschlagen lassen: C. Pompeius Diogenes vermietet vom ersten Juli ab seine Wohnung; denn er hat sich ein Haus gekauft. Auch der dort auf dem Platz des Freigelassenen hat sich's nicht schlecht gehn lassen — woraus ich ihm aber keinen Vorwurf mache. Er hat einmal seine Million besessen, dann aber kam der große Krach. Ich glaube, nicht einmal die Haare auf dem Kof gehören ihm mehr — und dabei ist's, beim Herkules, nicht einmal seine Schuld — er ist ein herzensguter Mensch. Aber die verfluchten Freigelassenen haben alles eingesackt. Du weißt, mit Kompagniegeschäften ist es eine faule Geschichte, und steht die Sache wacklig, so machen sich die guten Freunde aus dem Staub. Und wie anständig war doch das Geschäft, das ihn so heruntergebracht hat. Er war Begräbnisunternehmer. Er pflegte königlich zu speisen: ganze Eber in der Haut, Konditorkunststücke, Geflügel usw. Man goß bei ihm mehr Wein unter den Tisch, als andere im Keller haben. Es war rein märchenhaft, über jeden menschlichen Begriff. Auch als die Sache schief ging und er fürchten mußte, seine Gläubiger hielten ihn für bankerott, wußte er sich großartig zu fassen. Er ließ nämlich die Auktion so

anzeigen: C. Julius Proculus wird seine überflüssigen Sachen versteigern lassen."

Dieses liebliche Geschwätz störte plötzlich Trimalchio. Der Gang war schon abgetragen, und die Unterhaltung war beim Wein laut und allgemein geworden. Trimalchio stützte sich auf den Ellenbogen und sagte: „Diesen Wein müßt ihr durch eure Reden versüßen. Fische wollen schwimmen. Glaubtet ihr wirklich, ich sei mit dieser Mahlzeit zufrieden, die ihr auf dem Deckel des Speisebrettes saht? ‚Kennt ihr den Ulixes[4] nicht besser?' Was nun? Man muß auch beim Essen seine Bildung betätigen. Mögen die Gebeine meines früheren Herrn in Frieden ruhen — er hat einen Menschen aus mir gemacht. Mir kann man keine Überraschungen bringen, wie der vorige Gang bewiesen hat. Dieser Himmel, in dem die Zwölfgötter wohnen, verwandelt sich nacheinander in die zwölf Tierbilder und wird zuerst ein Widder. Wer nun unter diesem Zeichen geboren wird, hat viel Vieh, viel Wolle, dazu einen harten Kopf, eine schamlose Stirn und ein spitzes Horn. Unter diesem Zeichen werden viele Gelehrte und viele Dickköpfe geboren." Wir bewunderten seine astrologische Weisheit; das ließ ihn so fortfahren: „Dann wird der ganze Himmel zu einem Stierchen. Nun werden die geboren, die hinten ausschlagen, die Rinderhirten und die, die sich selbst durchs Leben bringen. Unter den Zwillingen werden die Zweispänner geboren, die Ochsen und die geilen Kerle und die, die auf beiden Achseln tragen. Unter dem Krebs bin ich geboren. Daher stehe ich auf vielen Füßen und habe zu Wasser und zu Lande große Besitzungen. Denn der Krebs paßt zu beiden. Daher habe ich schon lange nichts auf sein Bild legen lassen, um nicht meine Nativität zu belasten. Im Löwen werden die Fresser geboren und die Herrschsüchtigen, in der Jungfrau die Weiber, die Flüchtlinge und Galeerensklaven, in der Wage die Metzger, die Salbenhändler und alle, die etwas abwägen, im Skorpion die Giftmischer und Meuchelmörder, im Schützen die Schieläugigen, die nach dem Gemüse schauen und den Speck aus der Schüssel holen, im Steinbock die Sorgenvollen, denen vor lauter Elend Hörner wachsen, im Wassermann die Schankwirte und Schröpfköpfe, in den Fischen die Köche und die Professoren der Beredsamkeit. So dreht sich der Weltkreis wie eine Mühle, und irgendein böser Zauber bewirkt immer, daß Menschen geboren

werden oder sterben. Auch den Rasen und die Honigwabe in der Mitte habe ich mit gutem Bedacht hinlegen lassen. Unsere Mutter, die Erde, liegt in der Mitte des Alls wie ein rundes Ei und schließt alles Gute in sich wie eine Honigwabe." „O welche Weisheit!" rufen wir alle und schwören mit erhobenen Händen, daß Hipparch und Arat[5] mit ihm gar nicht verglichen werden könnten. Währenddes treten Diener ein, die Teppiche vor unsere Polster ausbreiteten, auf denen Fangnetze, Jäger mit Spießen auf dem Anstand — kurz, eine ganze Jagd mit allem Drum und Dran eingewirkt waren. Noch wußten wir nicht, was das zu bedeuten habe, da erscholl plötzlich vor dem Speisesaale ein lautes Geschrei, und unversehens tobten lakonische Hunde um unsere Tische herum. Nun folgte ein Speisebrett, auf dem ein Eber erster Größe lag, der wunderbarerweise eine Freiheitsmütze auf dem Kopfe hatte. Von seinen Hauern hingen zwei aus Palmbast geflochtene Körbchen herab, die mit verschiedenen Dattelarten angefüllt waren. Um ihn herum waren aus Kuchenteig gebildete Frischlinge so gruppiert, als ob sie von den Zitzen saugten; also sollte es eine Sau sein. Die Frischlinge waren als Geschenk für die Gäste bestimmt. Zum Aufschneiden des Ebers erschien nun nicht jener Schneide, der das Geflügel zerlegt hatte, sondern ein bärtiger Riese, der Jägerbinden um seine Waden gewickelt hatte und einen Jagdmantel trug. Er zückte sein Jagdmesser und gab dem Eber einen gewaltigen Hieb in die Seite: sofort flogen aus der Wunde Wachteln heraus. Vorher schon waren Vogelfänger mit Leimruten aufgestellt; diese fingen nun die Wachteln, während sie im Saale umherflatterten, rasch ein. Trimalchio ließ jedem Gast eine Wachtel geben und setzte hinzu: „Seht doch, was dies Waldschwein für delikate Eicheln gefressen hat." Sofort holten Sklaven die Körbchen von den Hauern herunter und verteilten die Datteln genau nach der Zahl der Gäste. Auf meinem abgelegenen Sitze hatte ich mir unterdessen den Kopf zerbrochen, warum nur der Eber mit einer Freiheitsmütze auf dem Kopf hereingebracht worden sei. Nachdem ich alle möglichen Dummheiten ausgedacht und abgelehnt hatte, brachte ich's über mich, wieder meinem Dolmetsch von vorhin meine Not vorzutragen. Jener antwortete: „Dein Sklave ist durchaus in der Lage, dir auch dies mitzuteilen. Es handelt sich nicht um ein Rätsel, sondern um eine ganz einfache Sache. Jener Eber war für das Mahl von

gestern als Hauptgericht bestimmt, aber die Gäste haben ihn unverzehrt entlassen. Also kehrt er als „Freigelassener“ heute zum Gastmahl zurück.“ Ich verfluchte meine Dummheit und beschloß, nach nichts mehr zu fragen, um nicht den Anschein zu erwecken, als hätte ich noch nie in anständiger Gesellschaft gespeist. Während wir so sprachen, trug ein hübscher Knabe, der mit Weinlaub und Efeu bekränzt war, Trauben in einem Körbchen um den Tisch. Er suchte bald den schwärmenden, bald den jubelnden, bald den trunkenen Bakchus darzustellen und sang dazu mit hoher Fistelstimme Lieder seines Herrn Trimalchio. Auf diese Töne hin wandte sich Trimalchio zu ihm und sagte: „Dionysos, du sollst frei sein!“ Da nahm der Knabe dem Eber die Freiheitsmütze ab und setzte sie sich selbst aufs Haupt. Trimalchio aber fügte hinzu: „Nun müßt ihr wohl gestehen, daß ich Liber, den Gott der Freiheit, zum Vater habe[6].“ Wir bewunderten diesen feinen Witz und küßten den hübschen Knaben, der an allen Tischen die Runde machte, gründlich ab.

Nach diesem Gang erhob sich Trimalchio, um auf den Nachtstuhl zu gehn, und da wir nun den Tyrannen los und frei geworden waren, suchten wir die andern Gäste ins Reden zu bringen und ließen uns Neuigkeiten aus ihrem Bekanntenkreise erzählen ... Jetzt kam Trimalchio wieder herein, salbte sich die Stirne, wusch sich die Hände und sprach sofort: „Verzeiht mir, Freunde. Schon seit vielen Tagen war mein Leib nicht in Ordnung. Die Ärzte kennen sich nicht aus. Schließlich hat mir Apfelschale und Kienruß in Essig geholfen. Nun wird er hoffentlich wieder den alten Respekt bewahren. Übrigens brummt es mir im Magen, man könnte glauben, es sei ein Stier. Wenn nun aber einer von euch machen will, so geniert euch nicht. Niemand von uns ist mit Verschluß geboren. Ich halte es für die größte Qual, sich Zwang auflegen zu müssen. Dies allein kann nicht einmal Jupiter verbieten. Du lachst, Fortunata, und pflegst mich doch selbst nachts damit aufzuwecken? Auch hier im Speisesaal verbiete ich's keinem, sich nach Möglichkeit zu erleichtern; auch die Ärzte sind gegen den Zwang. Wenn aber mehr kommt, so steht draußen alles bereit: Wasser, Nachtstühle und die sonstigen Kleinigkeiten. Glaubt mir, die Flatulenz steigt ins Gehirn und erzeugt Wallungen im ganzen Körper. Viele sind, wie ich weiß, auf diese Weise umgekommen, weil sie nicht der Stimme der Natur folgen wollten.“ Wir sagen seiner

menschenfreundlichen Nachsicht allen Dank und nehmen häufig einen Schluck Wein, um das Lachen zu unterdrücken.

Aber wir wußten nicht, daß wir den Gipfel der Genüsse, wie man so sagt, noch nicht zur Hälfte erstiegen hatten. Denn nachdem wieder unter Orchesterbegleitung die Tische gesäubert waren, wurden drei mit Maulkörben und Schellenbehang hübsch herausgeputzte weiße Schweine ins Speisezimmer geführt. Der Anmelder sagte dazu, das eine sei zwei, das andere drei, das dritte sechs Jahre alt. Ich dachte mir, es seien Gaukler gekommen, und die Schweine würden, wie man das auf Jahrmärkten ja auch sieht, irgendwelche Kunststücke machen. Aber Trimalchio beendete die Spannung, indem er fragte: „Welches von diesen wollt ihr sofort zum Essen gerichtet haben? Denn Hahnenbraten, Frikassee à la Pentheus und dergleichen traurige Lumpereien machen auch die Bauern. Meine Köche pflegen ganze Kälber im Kessel zu kochen.“ Sofort läßt er den Koch rufen und befiehlt, ohne unsere Entscheidung abzuwarten, das größte Schwein zu schlachten. Dabei fragt er den Koch laut: „In welcher Abteilung bist du?“ „In der vierzigsten.“ „Gekauft oder in meinem Haus geboren?“ „Keines von beiden, sondern dir von Pansa im Testament hinterlassen.“ „Dann sieh zu, daß du uns etwas Ordentliches vorsetzst, sonst lasse ich dich in die Abteilung der Botengänger versetzen.“ Der so an die Machtfülle seines Herrn erinnerte Koch führte das zukünftige Gericht in die Küche, zu uns aber sprach Trimalchio mit mildem Ton: „Wenn euch der Wein nicht paßt, lasse ich anderen bringen. Ihr müßt ihn durch eure Reden würzen. Dank den Göttern brauche ich jetzt nichts mehr zu kaufen, sondern alles, was das Wasser im Mund zusammenlaufen läßt, wächst auf meinem Landgut vor dem Tor, das ich noch gar nicht kenne. Es soll an meine Güter in Terracina und Tarent grenzen. Nun will ich auch noch Sizilien dazuschlagen, damit ich, falls mich's gelüstet, nach Afrika zu gehn, durch eigenes Gebiet fahren kann. Aber erzähle mir einmal, Agamemnon, über was für ein Thema hast du heute in der Schule deklamiert? Wenn ich auch selbst keine Gerichtsreden halte, so hab ich doch zu meinem Hausgebrauch die Wissenschaft studiert. Und daß du nicht glaubst, ich verachte jetzt die Gelehrsamkeit: ich habe zwei Bibliotheken, eine griechische und eine lateinische. Nenne mir also gefälligst das Thema deiner heutigen Dekla-

mation." Als nun Agamemnon begonnen hatte: „Ein Armer und ein Reicher hatten einen Streit . . .", unterbrach ihn Trimalchio: „Bitte, was ist das: ein Armer?" „Oh wie witzig!" sagte Agamemnon und setzte dann einen beliebigen Rechtsfall auseinander. Sofort erklärte Trimalchio: „Wenn dies eine Tatsache ist, so ist es keine Rechtsfrage, und ist es keine Tatsache, so ist es überhaupt nichts." Wir spendeten dieser und ähnlichen Geistreichigkeiten überschwengliche Lobsprüche und veranlaßten ihn so zu noch mehr. „Bitte, mein lieber Agamemnon, sage mir doch, kannst du die zwölf Arbeiten des Herkules auswendig oder das Märchen von Ulixes, wie der Cyklope dem den Daumen mit einer Zange ausdrehte? Ich pflegte das in der Vorschule im Homer zu lesen. Die Sibylle in Cumae aber habe ich mit eigenen Augen gesehen. Sie hing in einer Flasche, und wenn die Kinder fragten: „Sibylle, was willst du?", so antwortete sie: „Sterben will ich[7]."

Noch hatte er seine Weisheit nicht ganz ausgekramt, als ein Speisebrett mit einem gewaltigen Schwein auf den Tisch kam. Wir lobten die Geschwindigkeit des Kochs und beteuerten, nicht einmal ein Hahn hätte in der Zeit gar gekocht werden können. Dabei schien uns das zahme Schwein viel größer als der Eber von vorher. Trimalchio besichtigte es auffallend genau und rief dann aus: „Was? Was! das Schwein ist nicht ausgenommen — nein, wahrhaftig, es ist es nicht! Vorwärts, vorwärts: der Koch soll herkommen!" Der Koch trat mit betrübter Miene vor seinen Tisch und gestand, er habe vergessen, es auszunehmen. „Wieso vergessen!" rief Trimalchio laut, „gerade so gut hätte er Pfeffer und Kümmel vergessen können. Ausgezogen!" Der Koch wurde sofort entkleidet und stand traurig zwischen zwei Folterknechten. Alle baten nun für ihn und sagten: „So etwas kann vorkommen. Gib ihn frei, wir bitten dich darum. Tut er noch einmal so etwas, so wird kein Mensch für ihn bitten." Nur ich blieb grausam und unerbittlich und konnte nicht umhin, dem Agemennon ins Ohr zu sagen: „Das muß doch ein ganz liederlicher Sklave sein. Wie kann man nur vergessen, ein Schwein auszunehmen! Ich würde es ihm wahrlich nicht verzeihen, und wenn sich's nur um einen Fisch handelte!" Nicht so Trimalchio, dessen Gesicht sich wieder aufgehellt hatte. „Wohlan," sprach er, „wenn du ein so schlechtes Gedächtnis hast, so nimm das Tier jetzt

vor unsern Augen aus!" Man gab dem Koch seinen Leibrock wieder, er ergriff ein Küchenmesser und schnitt mit zaghafter Hand bald hier, bald dort ein Loch in den Bauch des Schweins. Aus diesen Löchern aber, die sich durch den Druck der Last im Innern des Schweins erweiterten, stürzten eine Menge von Brat- und Blutwürsten heraus. Auf diese Kunstleistung hin klatschte die Sklavenschar Beifall und rief: „Heil dem Gaius!" Nun erhielt der Koch einen silbernen Kranz und einen Ehrentrunk aus einem Becher, der ihm auf einer Schale aus korinthischer Bronze dargereicht wurde. Als Agamemnon sich diese Schale genauer ansah, sagte Trimalchio: „Ich bin der einzige, der wirklich korinthische Bronze[8] besitzt." Ich erwartete nun, er würde bei seiner sonstigen Unverschämtheit sagen, er beziehe sie direkt von Korinth. Aber es kam besser: „Nämlich, weil der Erzgießer, von dem ich sie kaufe, Korinth heißt. Was ist aber korinthische Ware, wenn nicht die, die Korinth herstellt? Übrigens haltet mich nicht für so ungebildet, daß ich nicht wüßte, woher die korinthische Bronze ihren Ursprung hat. Nach der Eroberung von Ilium ließ Hannibal, ein schlauer Kerl und großer Spitzbube, alle die Statuen aus Erz, Gold und Silber auf einem Scheiterhaufen verbrennen. So ergab sich jene Erzmischung. Von ihr holten sich die Schmiede und fabrizierten Näpfe, Schüsseln und kleine Statuen. Also entstand das korinthische Erz, das aus allen Metallen besteht, niemals aus einem allein. Übrigens, nehmt's mir nicht übel: ich ziehe Glasgefäße vor. Zum wenigsten riechen sie nicht. Wären sie unzerbrechlich, so zöge ich sie selbst den goldenen vor. So sind sie freilich sehr gemein. Es gab aber einmal einen Meister, der eine unzerbrechliche Glasschale fabrizierte. Dann bat er um Audienz beim Kaiser und schenkte ihm die. Er erbat sie sich dann zurück und warf sie auf den Estrich. Der Kaiser bekam keinen schlechten Schrecken. Jener aber hob die Schale wieder auf, und siehe da! sie war nur verbogen, wie ein ehernes Gefäß. Nun holte er ein Hämmerchen aus seinem Busen und klopfte die Schale ganz gemütlich wieder zurecht. Als er dies getan hatte, glaubte er, bei Jupiter im Himmel zu sein und nur wünschen zu dürfen, zumal, da ihn der Kaiser fragte: „Kennt noch ein anderer diese Art der Glasbereitung?" Nun aber kommt es! Als der „nein" gesagt hatte, ließ ihm der Kaiser den Kopf abschlagen. Denn wäre das Geheim-



RÖMISCHES TRINKGELAGE

500 000 Scheffel Weizen. Eingefangen zum Schlachten 500 Ochsen. Vom gleichen Tage: Der Sklave Mithridates wurde ans Kreuz geschlagen, weil er den Schutzgeist unseres Herrn Gaius gelästert hatte. Vom gleichen Tage: in die Schatzkammer abgeführt, was nicht angelegt werden konnte, 10 Millionen Sesterzen. Vom gleichen Tage: im Pompeianischen Park brach ein Brand aus, der von der Wohnung des Verwalters Nasta ausging." „Wie?" fragte Trimalchio, „wann ist denn der Pompeianische Park für mich gekauft worden?" „Im vorigen Jahr," sagte der Schreiber, „und daher ist er noch nicht in die Bücher eingetragen worden." Trimalchio ereiferte sich: „Wenn ein Gut für mich gekauft ist, ohne daß ich sechs Monate nachher etwas davon weiß, so soll es überhaupt nicht in meine Bücher eingetragen werden." Es folgten Verfügungen seiner Beamten, Testamente von Waldhütern, die ihren Herrn laut besonderer Klausel mit keinem Legat bedachten[13], dann Ernennungen von Gutsverwaltern, dann Berichte über die Scheidung zwischen einem Flurhüter und einer Freigelassenen, weil sie sich mit einem Badediener hatte ertappen lassen, über die Verbannung eines Hausverwalters nach Baiae, über die Versetzung eines Kassierers in den Anklagezustand, über einen Prozeß zwischen Kammerdienern.

Schließlich kamen die Gaukler. Ein gänzlich witzloser Athlet stellte sich mit seiner Leiter hin und ließ einen Knaben erst auf den mittleren Sprossen, dann auf der obersten zum Gesang von Liedern tanzen, durch brennende Reifen springen und eine Amphora mit den Zähnen halten. Nur Trimalchio fand diesen Stumpfsinn bewundernswert und meinte, das sei eine undankbare Kunst. Überhaupt gäbe es nur zwei Dinge auf der Welt, die ihm Vergnügen machten, Gaukler und Hornbläser, jeder andere Ohrenschmaus sei das reine Blech. „Ich hatte zwar auch griechische Schauspieler gekauft, aber ich lasse sie jetzt nur noch lateinische Possen aufführen, und auch meine griechischen Flötenbläser lasse ich nur noch auf lateinisch blasen." Während er dies sagte, stürzte der Knabe von der Leiter zu Boden und streifte dabei den Arm des Trimalchio. Die Sklaven fingen ein lautes Geschrei an und ebenso die Gäste, nicht wegen des dreckigen Jungen, den sie ganz gerne das Genick hätten brechen sehen, sondern aus Furcht, das Mahl möchte mit einem Todesfall übel schließen. Trimalchio stöhnte laut auf und legte sich

dann auf den Arm, als ob er schwer verwundet wäre. Die Ärzte kamen herbeigelaufen, und vor allem Fortunata mit aufgelöstem Haar, die noch den Trinkbecher in der Hand hielt und laut aufschrie: „O ich Elende, o ich Unselige!" Der heruntergestürzte Knabe lief schon längere Zeit um unsere Polster herum und bat um Erlaß der Strafe. Mir war ganz übel, denn ich vermutete immer, daß diese Posse auf eine Überraschung hinauslaufen würde, ähnlich der von vorhin, wo der Koch vergessen hatte, das Schwein auszunehmen. Daher schaute ich im ganzen Saal herum, ob nicht irgendwo sich etwas Ungewöhnliches zeige. Mein Verdacht bestärkte sich, als ein Sklave Prügel bekam, weil er den gequetschten Arm seines Herrn nicht mit purpurroter, sondern mit weißer Wolle umwickelt hatte. Und in der Tat hatte ich nicht ganz fehl geraten. Denn statt einer Bestrafung erfolgte eine Verfügung Trimalchios, durch die der Knabe für frei erklärt wurde, damit man nicht sagen könne, ein so großer Mann sei durch einen Sklaven verletzt worden.

Wir loben diese Tat, und das Gespräch kommt damit auf die unvorhergesehenen Wechselfälle im Menschenleben. „In der Tat," bemerkte dazu Trimalchio, „man darf dies Ereignis nicht ohne ein Epigramm passieren lassen." Er forderte seine Schreibtafel und las uns dann, ohne sich lang mit Überlegung zu quälen, folgenden Denkspruch vor:

Was man nicht gedacht, kommt oft über Nacht,
Stärker als der Mensch ist Fortunas Macht,
Darum, Bursch, Falerner hergebracht!

Hierdurch kam das Gespräch auf die Poesie, und längere Zeit wurde der Thraker Mopsus[14] für den ersten aller Poeten erklärt. Dann wandte sich Trimalchio an Agamemnon, „Bitte, Professor, sage mir, worin besteht der Unterschied zwischen Cicero und Publilius[15]. Doch wohl darin, daß jener beredter, dieser moralischer war." Und zum Beweis rezitierte er eine lange Stelle des Publilius über die Sittenverderbnis . . . „Was aber ist," fuhr er fort, „wohl die schwerste Kunst nach der Literatur? Ich glaube, die des Arztes und die des Geldwechslers. Denn der Arzt muß wissen, was wir armen Menschenkinder in unsern Eingeweiden haben und wann das Fieber kommt — freilich hasse ich die Bande grimmig, denn sie verordnet mir immer Aniswasser —, und der Geldwechsler muß durch die

Silberplattierung hindurch in den nachgemachten Stücken das Kupfer erkennen. Was die stummen Tiere betrifft, so sind die arbeitsamsten die Ochsen und die Schafe. Den Ochsen danken wir es, daß wir Brot essen, den Schafen, daß wir mit ihrer Wolle prunken. Eigentlich ist es doch unerhört: man ißt Schöpsenbraten und trägt dabei einen Wollenrock. Die Bienen halte ich für göttliche Tiere, denn sie erbrechen den Honig, mögen auch die Leute sagen, sie brächten ihn von Jupiter. Daß sie stechen, kommt daher, daß nach dem Sprichwort süß und sauer immer beieinander sein muß."

Schon war er dabei, auch noch der Philosophie ins Handwerk zu pfuschen, da wurden Lose in einem Becher herumgereicht, und ein dazu angestellter Sklave las die Gewinne vor. Das war die Gelegenheit, die entsetzlichsten Kalauer anzubringen. Wenn z. B. einer ein Futteral gewann, so erhielt er ein Bündel Heu und einen Aal... Als unser Freund Askyltos über diesen Stumpfsinn bis zu Tränen lachte und mit erhobenen Armen ironisch übertrieben Beifall klatschte, wurde einer der Mitfreigelassenen Trimalchios wild und überhäufte ihn mit Schmähungen... Darüber mußte nun unpassenderweise unser Sklave Giton lachen, worauf sich die Wut des Scheltenden gegen diesen wandte... Askyltos wollte gerade darauf entsprechend antworten, als Trimalchio, der sich über die Beredsamkeit seines Mitfreigelassenen freute, sich also einmischte: „Bitte, bitte, keine Zänkereien. Gemütlich soll's hergehen, und du, Hermeros, sei nachsichtig gegen den jungen Menschen. Er hat noch hitziges Blut, deshalb habe du Verstand. Wer beim Schimpfen besiegt wird, ist immer Sieger. Als du selbst noch ein junger Streithahn warst, krähtest du auch vergnüglich Kikriki und zeigtest keine Besonnenheit. Laßt uns lieber von neuem lustig sein und die Homeristen[16] anschauen." Nun trat eine Schar von Griechen und Trojanern ein und schlug mit den Lanzen an die Schilde. Trimalchio setzte sich auf seinem Polster aufrecht, und während die Homeristen, wie sie es ja frecherweise zu tun pflegen, einander in griechischen Versen anredeten, las er mit schallender Stimme den lateinischen Text dazu. Als dann eine Pause eintrat, fragte er: „Wißt ihr, was sie für ein Stück aufführen? Es waren einmal zwei Brüder, Diomedes und Ganymedes, ihre Schwester war Helena. Die raubte Agamemnon und schob der

Diana eine Hirschkuh unter. Daher erzählt hier Homer. wie die Trojaner und Parentiner[17] miteinander kämpfen. Er siegte nämlich und gab seine Tochter Iphigenie dem Achilles zur Frau. Deshalb wird Aias verrückt und wird euch nun gleich die Geschichte selbst klar machen.“ Während Trimalchio das sagte, erhoben die Homeristen ein lautes Geschrei, und mitten unter die auseinanderstiebenden Sklaven wurde auf einer Silberschüssel von 200 Pfund Gewicht ein gesottenes Kalb hereingetragen, und zwar hatte es einen Helm auf dem Kopf. Ihm folgte der rasende Aias mit gezücktem Schwert, hieb mit den verrücktesten Gestikulationen das Kalb zusammen und bot schließlich die Stücke auf der Spitze seines Schwertes den erstaunten Gästen an. Es blieb uns nicht lange Zeit, um uns über diese elegante Wendung zu verwundern, denn plötzlich ertönte ein Krachen von der Decke, daß der ganze Saal widerhallte. Ich sprang bestürzt auf, in der Befürchtung, es möchte vom Dach her ein Gaukler niedersteigen. Auch die übrigen Gäste erhoben den Blick, staunend, was hier wohl für ein Himmelswunder sich ankünde. Und siehe da, plötzlich spaltet sich die Decke, und ein gewaltiger Kranz, der offenbar ein Reif von einem ungeheuren Faß war, wird herabgelassen. Rings an dem Reifen hängen goldene Kränze und Alabasterfläschchen mit wohlriechenden Essenzen, die wir als Gastgeschenke mitzunehmen gebeten wurden.

Auf dem Tisch war unterdessen ein Speisebrett mit Kuchen aufgestellt worden. In der Mitte stand ein großer Priapus[18], vom Konditor gefertigt, der in seinem ziemlich weiten Schurz verschiedene Arten von Obst und Trauben trug, so wie wir das an seinen Standbildern zu sehen gewohnt sind. Wie wir nun begierig unsere Hände nach dem Priapus ausstreckten, ließ eine neue Überraschung die Stimmung umschlagen. Denn sowie man das scheinbare Obst berührte, spritzte es auch auf den leisesten Druck Safran aus, so daß uns diese widerliche Flüssigkeit sogar in den Mund kam. Wir glauben, da der Safran ja bei Opfergebräuchen seinen Platz hat, dieser Gang sei geweiht, erheben uns und rufen mit lauter Stimme: „Heil dem Kaiser, dem Vater des Vaterlandes!“ Da aber nach dieser Huldigung einige Gäste ungeniert nach den eigenartigen Früchten griffen, steckten auch wir sie in unsere Servietten zum Mitnehmen; namentlich ich konnte kaum genug kriegen, um den Bausch am

Gewand meines lieben Giton damit auszustopfen. Unterdessen traten drei Knaben mit hochgeschürzter weißer Tunika herein, zwei setzten die Bilder der Laren[19] auf den Tisch, der dritte trug eine Schale Wein zur Spende mit dem Ruf: „Seid gnädig, ihr Götter!" Trimalchio aber sagte, die Namen der Knaben seien: Gewinnbringer, Glückbringer und Profitbringer. Schließlich wurde auch des Trimalchio Porträt in Gold getrieben herumgereicht; da alle es küßten, scheuten wir uns, uns auszuschließen.

Als sich nun alle guten Verstand und gute Gesundheit gewünscht hatten, sah Trimalchio zu Nikeros hinüber und sagte: „Du pflegtest sonst ein angenehmerer Gast zu sein. Warum sitzst du nur heute so still und muckst dich nicht? Wenn du mich glücklich machen willst, so erzähle, bitte, etwas, was du selbst erlebt hast." Durch diese leutselige Ansprache beglückt, erwiderte der sofort: „Ich will mein Lebtag kein gut Geschäft mehr machen, wenn ich nicht schon lange vor Pläsier platze, weil ich dich so glücklich sehe. Darum wollen wir nur recht fidel sein, wenn ich auch fürchte, daß die studierten Herrn da drüben lachen mögen. Aber mögen sie! Ich erzähle doch. Denn was tut mir's, wenn einer lacht. Es ist immerhin angenehmer, belacht als ausgelacht zu werden." Als er die Rede getan, begann er folgende Geschichte:

„Als ich noch Sklave war, wohnten wir in einer engen Gasse, in dem Haus, das jetzt der Gavilla gehört. Damals verliebte ich mich, wie es die Götter ja so fügen, in die Frau des Schankwirts Terentius. Ihr kanntet ja die Melissa aus Tarent, ein allerliebstes Dickerchen. Und doch verkehrte ich wahrlich nicht der fleischlichen Liebeslust wegen mit ihr, sondern wegen ihrer anständigen Gesinnung. Brachte sie einen As beiseite, so hatte ich einen halben, und niemals hat sie mich betrogen. Da starb ihr Mann, während sie draußen auf dem Land waren. Ich setzte Schild und Schwert daran und trachte mit allen Sinnen danach, zu ihr hinauszukommen. Nun ja, in der Not zeigen sich die wahren Freunde. Zufällig war unser Herr gerade nach Capua gegangen, um seinen Kram loszuschlagen. Diese Gelegenheit benutze ich, einen unserer Mieter zu beschwatzen, er solle mich bis zum fünften Meilenstein begleiten. Er war Soldat und stark wie ein Höllenknecht. Wir setzen uns also ums Hahnenkrähen in Bewegung, der Mond schien so hell, als wäre es Mittag. Wir kamen zu

den Grabmälern an der Straße — mein Mann macht sich an ihnen zu schaffen. Ich summe im Weiterschreiten ein Liedchen vor mich hin und zähle die Grabmäler. Wie ich mich aber nach meinem Begleiter umsehe, hat der alle seine Kleider ausgezogen und in den Straßengraben gelegt. Mir fuhr fast die Seele aus dem Leibe, und ich stand da wie ein Toter. Jener aber pißte rings um seine Kleider herum und verwandelte sich dann im Augenblick in einen Wolf. Glaubt nicht, daß ich scherze, nicht das größte Vermögen könnte mich zu einer Lüge verleiten. Doch, wie ich oben sagte, als jener zum Wolf geworden war, brüllte er und lief in den Wald. Ich wußte erst gar nicht, wo ich war. Dann ging ich hin, um seine Kleider an mich zu nehmen; aber die waren zu Stein geworden. Wer da halbtot vor Angst war, das war ich. Doch zog ich mein Schwert und focht auf dem ganzen Weg tapfer mit den Geistern, bis ich zum Landgut meiner Freundin kam. Aber ich kam selbst an wie ein Gespenst; fast hatte ich meine Seele ausgehaucht, der Schweiß lief mir in Strömen über den Rücken herunter, meine Augen waren halb erloschen. Nur mit Mühe kam ich wieder zu mir. Meine Melissa wunderte sich, daß ich noch so spät lustwandelte. ‚Wenn du früher gekommen wärest, so hättest du uns wenigstens beistehen können. Ein Wolf ist in der Villa eingebrochen und hat alles Vieh angefallen. Wie ein Metzger hat er es angezapft. Aber er hat uns doch keinen Possen gespielt, wenn er auch entflohen ist. Unser Sklave hat ihm den Hals mit einer Lanze durchbohrt.‘ Als ich dies hörte, konnte ich kein Auge mehr zubringen, sondern lief, da es schon heller Tag war, bis zum Hause unseres Gaius wie ein bestohlener Schankwirt. Als ich an den Ort kam, wo jenes Kleider zu Stein geworden waren, fand ich nichts als eine große Blutlache. Wie ich aber nach Hause kam, lag mein Soldat im Bett, blutend wie ein Stier, und ein Arzt verband ihm den Hals. Da merkte ich denn, daß er ein Werwolf war, und habe später kein Stück Brot mit ihm zusammen essen können — nicht, wenn man mich totgeschlagen hätte. Mögen andere zusehen, was sie davon halten. Habe ich aber gelogen, so möge ich mir den Zorn eurer Schutzgeister zuziehen.“

Alle saßen starr vor Staunen. Da sagte Trimalchio: „Ohne deiner Erzählung zu nahe zu treten, bei meiner Ehre, mir haben sich die Haare auf dem Kopf gesträubt. Denn ich weiß, daß Nikeros keine

Flausen erzählt, im Gegenteil, er ist absolut zuverlässig und kein Schwätzer. Nun will ich euch ebenfalls eine gruselige Geschichte erzählen. Der Esel auf dem Dach![30] Als ich noch langes Haar trug — ich habe ja von Jugend auf üppig gelebt wie ein Chier[31] —, starb unsers Herrn Liebling, wahrlich eine auserlesene Perle und vollkommen in allen Stücken. Als ihn nun seine arme Mutter beweinte und wir in ziemlicher Anzahl traurig dabeistanden, fingen plötzlich vor der Türe die Unholdinnen zu schwirren an — es klang, als wenn ein Hund einen Hasen jagte. Wir hatten damals einen langen Kappadokier unter uns, einen Menschen von nicht geringem Mut und auch von starken Kräften, er konnte einen wilden Ochsen in die Höhe heben. Dieser zückte sein Schwert und lief kühn hinaus, wickelte die linke Hand sorgfältig in den Mantel und durchstach das Weib ungefähr an dieser Stelle — möge das, was ich berühre, gesund bleiben! — durch und durch. Wir hören einen Schrei, aber sie selbst — ich will durchaus nicht lügen — haben wir nicht gesehen. Unser Tölpel aber kommt zurück und wirft sich auf das Bett. Sein ganzer Körper war grün und blau, als wäre er gegeißelt worden — es hatte ihn eben die böse Hand berührt. Wir schließen die Tür und gehen an unsere Geschäfte. Wie aber die Mutter die Leiche ihres Sohnes umarmen will, schließt sie nur ein Bündel Stroh in ihre Arme. Es hatte kein Herz, keine Eingeweide, überhaupt nichts. Den Knaben hatten eben die Hexen entführt und diesen Wechselbalg von Stroh untergeschoben. Ich bitte euch, glaubt daran, es gibt wissende Weiber, Nachthexen, die das Oberste zu unterst kehren. Übrigens bekam unser langer Riese seine natürliche Farbe nicht wieder, sondern nach einigen Tagen verfiel er in Raserei und starb."

Wir hören dies voll gläubigen Staunens an, küssen den Tisch und beten zu den Unholdinnen, sie möchten doch ja zu Hause bleiben, wenn wir vom Mahle heimkehrten.

Und schon begann ich die Lampen doppelt zu sehen, und das Speisezimmer kam mir merkwürdig verändert vor, da veranlaßte Trimalchio den Plokamus, auch etwas zur allgemeinen Heiterkeit beizutragen. Der zierte sich erst, dann aber legte er die Hand an den Mund und pfiff irgend etwas Schauderhaftes, von dem er nachher behauptete, es sei eine griechische Melodie gewesen. Nun ahmte seinerseits Trimalchio einen Posaunenbläser nach. Dann sah er zufäl-

lig zu seinem Lieblingsknaben hinüber, dem triefäugigen Jungen mit ganz schwarzen Zähnen, den er Kroesus nannte. Der umwickelte gerade eine schwarze Schoßhündin, die schon unanständig dick war, mit einer grünen Binde und fütterte sie auf seinem Polster mit einem halben Brötchen, obgleich das Tier nicht mochte und widerstrebte. Hierdurch sah sich Trimalchio auch an seine Pflichten erinnert und befahl, den Skylax hereinzubringen „ihn, des Hauses Schützer und der Bewohner". Sofort wurde ein riesiger Hund an der Kette hereingeführt und kuschte sich auf einen Tritt des Pförtners, der ihn hereinbrachte, vor den Tisch des Trimalchio. Der warf ihm Weißbrot vor und sagte: „Niemand im ganzen Hause liebt mich mehr wie dieser." Nun ward Kroesus ärgerlich, daß der Herr den Skylax so übermäßig lobte, setzte seine Hündin auf den Boden und hetzte sie gegen den Köter. Der benahm sich ganz nach Hundeart, erfüllte den Speisesaal mit häßlichem Gebrüll und riß den ‚Edelstein' des Kroesus fast in Stücke. Aber dabei blieb der Unfug nicht. Skylax warf auch einen Kandelaber um, der alle Kristallgefäße zertrümmerte und einige der Gäste mit dem siedenden Öl bespritzte. Um nicht über den Schaden ärgerlich zu erscheinen, küßte Trimalchio den Jungen und hieß ihn, ihm auf den Rücken steigen. Der Junge ließ sich das nicht zweimal sagen, spielte „Pferdchen" mit ihm und schlug ihm wiederholt mit flacher Hand auf die Schulter und rief lachend: „Backe, Backe, wieviel Finger?"

Nachdem Trimalchio sich das einige Zeit hatte gefallen lassen, befahl er, in einem großen Napf Wein zu mischen, und allen Sklaven, die zu den Füßen der Gäste saßen, einen Trank zu reichen. Er fügte hinzu: „Wenn einer ihn nicht nehmen will, so gieß es ihm über den Kopf. Bei Tag ernsthaft, jetzt fidel!" Auf diesen Beweis von Herablassung folgten Delikatessen, an die ich wahrhaftig heute noch mit Unbehagen denke. Denn statt der Krammetsvögel erhielt jeder eine Masthenne und Gänseeier in einer Teighülle. Währenddes schlug ein Liktor an die Tür des Speisesaals, und herein trat, umgeben von einem stattlichen Gefolge, ein Mann in weißer Gewandung, der offenbar schon von einem anderen Gelage kam. Mich verwirrte seine majestätische Erscheinung, und ich hielt ihn für den Prätor. Ich versuchte daher aufzustehen und mit den nackten Füßen den Erdboden zu erreichen. Agamemnon bemerkte mein Strampeln und

lachte: „Bleib ruhig, du Tor! Das ist der Sevir[22] Habinnas, nebenbei ein Steinmetz, der sehr gute Grabmäler liefern soll." Hierdurch beruhigt, legte ich mich wieder hin und betrachtete den eintretenden Habinnas mit wachsendem Erstaunen. Er war schon betrunken und stützte sich auf die Schultern seiner Frau. Auf seinem Haupt saßen schief mehrere Kränze, und wohlriechendes Wasser lief ihm von der Stirn über die Augen. Er setzte sich ohne weiteres auf den Ehrenplatz und verlangte sofort Wein und warmes Wasser. Trimalchio freute sich seiner guten Laune und verlangte auch seinerseits einen größeren Pokal. Dann fragte er ihn, wie es dort gewesen sei. „Oh," sagte der, „uns fehlte nichts als du, auch war meine Seele immer hier. Sonst war's fein, beim Herkules! Scissa gab am neunten Tage wie üblich das Leichenmahl für ihren armen Sklaven, den sie im Tode freigelassen hatte. Übrigens wird sie wohl mit der Steuer Scherereien haben; man schätzt den Gestorbenen auf 50000. Sonst war's gemütlich. Wenn wir bloß nicht die Hälfte des Weins auf die Gebeine des armen Kerlchens hätten ausgießen müssen." „Wie war das Menü?" fragte Trimalchio, und nun gab Habinnas, unterstützt von seiner Frau Scintilla, eine Kritik der einzelnen Gänge . . . „Aber bitte, sage mir, Gaius," schloß er, „warum ist Fortunata nicht auch bei Tische?" „Du kennst sie schlecht. Ehe sie nicht das Silber beigeschlossen hat und die Reste an die Sklaven verteilt hat, nimmt sie keinen Schluck Wasser in den Mund." „Nun, wenn sie sich nicht zu uns setzt," entgegnete Habinnas, „schiebe ich wieder ab." Und in der Tat wollte er aufstehen, wenn nicht auf ein Zeichen hin die ganze Sklavenschaft viermal und öfters Fortunata gerufen hätte. Sie kam also, mit einem gelben Gürtel so hochgeschürzt, daß man das kirschrote Untergewand, die gewundenen Beinspangen und die vergoldeten griechischen Schuhe sah. Sie wischte sich mit einem Schweißtuch, das sie am Halse trug, die Hände und lehnte sich an das Polster, auf dem Scintilla lag. Während diese in die Hände klatschte, küßte Fortunata sie und sagte: „Kriegt man dich auch einmal zu sehn?"

Es kam dann bald dahin, daß Fortunata von ihren gewaltig dicken Armen ihre Armspangen abstreifte, und sie der staunenden Scintilla zeigte. Zuletzt löste sie auch die Beinspangen und ihr Haarnetz, das, wie sie behauptete, von erstklassigem, in Feuer erprobtem Golde sei. Trimalchio bemerkte das, ließ sich den Schmuck bringen

und sagte: „Da seht ihr die Weiberfesseln. So werden wir Tröpfe ausgeplündert. Sechs und ein halb Pfund muß sie haben. Nichtsdestoweniger habe ich noch ein Armband von 10 Pfund — das war der tausendste Teil einer Gabe, die ich einst Merkur weihte.“ Und er ließ, um nicht als Aufschneider zu gelten, eine Wage kommen und herumreichen, um das Gewicht festzustellen. Scintilla benahm sich ebenso fein und nahm von ihrem Halse eine kleine goldene Kapsel, die sie ihren Glücksbringer nannte. Der entnahm sie zwei Ohrgehänge und reichte sie der Fortunata zur Betrachtung mit den Worten: „Dank meinem Eheherrn besitzt niemand schönere.“ „Na ja“, sagte Habinnas, „du hast mich so lange bis aufs Blut gequält, daß ich dir die gläsernen Bohnen kaufen mußte. Wahrlich, wenn ich eine Tochter hätte, würde ich ihr die Ohren abschneiden. Wenn die Weiber nicht wären, würden wir alles um einen Dreck bekommen. Jetzt heißt es warm pissen und kalt trinken.“ — Unterdes lachten die angezechten Weiber unter sich und verküßten sich in ihrer Betrunkenheit. Die eine renommierte mit ihrer Tüchtigkeit als Hausfrau, die andere klagte über die Liebhabereien und die Gleichgültigkeit ihres Mannes. Während sie so aneinander klebten, stand Habinnas heimlich auf, ergriff die Füße der Fortunata und legte sie auf das Polster hinauf. „Au, au!!“ schrie jene, während ihr die Tunika bis über die Knie hinaufrutschte. Dann verkroch sie sich in den Schoß der Scintilla und barg ihr glühendrotes Gesicht hinter ihrem Schweißtuch... Nun wurde der Nachtisch aufgetragen, bei dem es ebenfalls hoch herging ... Schon bekam Fortunata Lust zu tanzen, und Scintilla klatschte öfter in die Hände als daß sie sprach. Da sagte Trimalchio: „Philargyrus und Cario — du bist zwar als Parteigänger der Grünen im Zirkus[23] bekannt —, ich erlaube euch, an der Tafel Platz zu nehmen, und sag's auch deiner Mitsklavin Menophila.“ Kurz, wir wurden beinahe von den Polstern heruntergedrängt, in solchen Scharen machte sich die Sklavenschaft im Saale breit. Ich merkte bald, daß neben mir der Koch Platz genommen hatte, denn er stank nach Saucen und Gewürzen. Er war aber nicht damit zufrieden, daß er an der Tafel mittun durfte, sondern er begann sofort, den Tragöden Ephesus nachzuahmen. Dann forderte er seinen Herrn zu einer Wette heraus, ob nicht der Grüne bei den nächsten Zirkusspielen die Siegespalme davontragen würde.

Trimalchio freute sich über die Heiterkeit der Seinen und sprach: „Ihr Freunde, auch die Sklaven sind Menschen und haben dieselbe Milch getrunken wie wir, wenn sie auch ihr Unstern deklassiert hat. Dennoch werden sie, wenn mir's gut geht, bald den Trank der Freiheit genießen. Kurz und gut, ich lasse sie alle in meinem Testament frei. Dem Philargyrus vermache ich außerdem ein Grundstück und seine Mitsklavin, dem Cario ein Miethaus und fünf Prozent und ein Bett mit allem Zubehör. Denn meine Fortunata mache ich zur Universalerbin und empfehle sie allen meinen Freunden. Das mache ich jetzt schon bekannt, damit mein Personal mich so liebe, als ob ich schon tot wäre." Alle wollten nun ihrem Herrn für seine große Güte danken, da wurde er auf einmal ernst und ließ eine Abschrift seines Testaments herbringen. Das las er dann von der ersten bis zur letzten Silbe vor, während die Sklavenschaft laut stöhnte wie in einem Trauerhaus. Dann wandte er sich an Habinnas: „Wie steht's, teuerster Freund? Arbeitest du an meinem Grabmal, wie ich dir geheißen? Ich bitte sehr, daß du zu meinen Füßen einen Schoßhund anbringst und außerdem Kränze und Salben und alle Kämpfe des Petraites. So wird deine Güte mir ewiges Leben verleihn. Übrigens soll das Grabmal an der Front hundert Fuß lang sein und in der Tiefe zweihundert. Alle Arten von Obstbäumen sollen meine Urne umgeben, besonders reichlich jedoch Weinreben. Denn es ist ganz falsch, daß man die Behausungen der Lebenden schmückt, sich aber um die nicht kümmert, in denen wir länger wohnen müssen. Daher soll vor allen Dingen an meinem Grab stehn: „Dies Denkmal geht nicht auf den Erben über." Außerdem werde ich daran denken, in meinem Testament dafür zu sorgen, daß man mich nicht noch im Tode schändet. Ich werde einen meiner Freigelassenen mit der Bewachung betrauen, damit nicht das ganze Volk zu meinem Grabmal läuft, um dort zu kacken. Außerdem bitte ich, daß du auf meinem Grabmal Schiffe darstellst, die mit vollem Winde segeln, dann mich, wie ich auf einer Tribüne sitze, in die Prätexta gekleidet und mit fünf goldenen Ringen am Finger, und vor aller Augen Gold aus einem Sack schütte. Denn du weißt, daß ich dem Volk eine Mahlzeit gegeben habe, zu zwei Denaren [Mk. 1.50] die Person. Man kann auch, wenn du meinst, Eßtische anbringen und darstellen, wie das ganze Volk sich daran gütlich tut. Zu meiner Rechten stelle die Statue

meiner Fortunata mit einer Taube in der Hand, sie soll auch ein Schoßhündchen führen, das an ihren Gürtel angebunden ist. Dann mein kleines Kerlchen und große Amphoren, die sorgfältig mit Gips abgeschlossen sind, daß der Wein nicht ausläuft. Dann kannst du auch eine zerbrochene Urne aushauen und darüber meinen weinenden Knaben. In die Mitte soll eine Sonnenuhr, so daß jeder, der nach der Stunde sehen will, er mag wollen oder nicht, meinen Namen liest. Dann überlege sorgfältig, ob diese Inschrift dir passend erscheint. „Hier ruht Gaius Pompeius Trimalchio Maecenatianus. Ihm ist das Sevirat in seiner Abwesenheit zuerkannt worden. Er wäre in Rom zu allen Dekurien[24] zugelassen worden, hat aber nicht gewollt. Er war anhänglich, tapfer und treu. Er fing klein an, hat aber dreißig Millionen Sesterzen hinterlassen und niemals einen Philosophen gehört. Lebe wohl, Wanderer. ‚Und auch du, lebe wohl!'."

Nachdem Trimalchio so gesprochen, begann er zu heulen. Nun weinte auch Fortunata, nun weinte auch Habinnas, nun weinte auch die ganze Sklavenschar. Der Speisesaal hallte von ihrem Stöhnen wider, als ob sie zu einem Leichenbegängnis geladen wären. Schließlich wollte auch ich zu weinen anfangen, als Trimalchio sagte: „Also, da wir wissen, daß wir sterben müssen, warum wollen wir uns nicht des Lebens freuen? So wahr ich euch glücklich sehen möchte — stürzen wir uns alle ins Bad. Auf meine Verantwortung. Es wird euch nicht reuen. Es ist heiß wie ein Backofen." „Jawohl, jawohl!" sagte Habinnas, „aus einem Tage zwei machen, das ist mir das Allerliebste." Und er stand mit nackten Füßen auf und folgte dem Trimalchio.

Nun sah ich den Askyltos an und fragte ihn: „Was meinst du? Mich meinerseits rührt sofort der Schlag, sowie ich das Bad auch nur sehe." „Drücken wir uns", sagte jener, „im Gedränge, während jene ins Bad gehen." Wir billigen den Vorschlag und kommen, da uns Giton führt, auch glücklich bis in die Säulenhalle und zur Haustür. Dort aber stürzte der Kettenhund mit solchem Gebrüll auf uns los, daß Askyltos vor Schreck in das Bassin fiel. Ich erschrak nicht minder, da ich mich schon vor einem gemalten Hund gefürchtet hatte. Aber wie ich in meiner Bezechtheit dem schwimmenden Askyltos die Hand reiche, zieht er auch mich zu sich in die Tiefe. Schließlich erscheint der Pförtner, beschwichtigt den Hund und rettet uns, die

wir vor Kälte zitterten, aufs Trockne. Als wir ihn nun unter Zähneklappern baten, er solle uns aus der Tür lassen, sagte er: „Du irrst, wenn du glaubst, du dürftest durch die Tür weggehn, durch die du gekommen bist. Das ist noch keinem Gast widerfahren: durch die eine Tür tritt man ein, durch die andre geht man ab.“ Was sollten wir Unseligen machen? Wir waren in einem neuen Labyrinth gefangen. So erschien uns ein Bad auf einmal höchst wünschenswert, und wir baten ihn, uns dorthin zu führen. Vorher zogen wir unsere nassen Kleider aus, die Giton am Eingang zu trocknen suchte. In dem Bad, das ganz eng war und wie die Zisterne eines Quellwasserbades aussah, fanden wir den Trimalchio aufrechtstehend vor. Aber auch hier konnte man seinen widerlichen Prahlereien nicht entgehn. Er sagte, es sei nichts angenehmer, als ohne Gedränge zu baden. Dann setzte er sich ermüdet nieder, riß aber gleich darauf, durch die gute Resonanz des Badegewölbes verführt, seinen betrunkenen Mund auf wie ein Scheunentor und begann die Arien des Menekrates zu mißhandeln. So sagten wenigstens die, die seine Sprache verstanden. Die übrigen Gäste tanzten, einander an der Hand fassend, um das Becken in der Mitte herum und brüllten „Euoi! euoi! juchheissa hei!“ Andre versuchten mit auf dem Rücken verschränkten Armen Ringe mit den Zähnen vom Boden aufzunehmen oder knieend den Nacken so weit zurückzubeugen, daß sie die Zehenspitzen berührten. Während sie sich derart belustigten, stiegen wir in die Badewanne, in der das Wasser für Trimalchio gemischt wurde.

Nachdem wir so unsern Rausch abgeschüttelt hatten, wurden wir in ein anderes Speisezimmer geführt, wo Fortunata alle ihre Herrlichkeiten an Bronzegefäßen, Bechern, Leuchtern, Statuetten aufgestellt hatte. Man sah darunter die wunderbarsten Stücke. Nun sprach Trimalchio: „Ihr Freunde, heute feiert einer meiner Sklaven sein Bartfest, ein anständiger Mensch — unberufen! — so ein rechter Krümchenaufleser. Daher wollen wir uns die Kehlen baden und bis zum Tagesanbruch weiter tafeln.“ Während er noch so sprach, krähte ein Hahn. Bei diesem Laut fuhr Trimalchio zusammen und ließ Wein unter den Tisch gießen und auch die Lampe mit ungemischtem Wein besprengen. Er selbst zog seinen Ring von der linken Hand und steckte ihn an die rechte und sagte: „Dieser Trompeter hat nicht ohne Grund sein Signal gegeben. Entweder muß es einen

Brand geben, oder irgendwer aus der Nachbarschaft wird seine Seele aushauchen. Möge es weit von uns bleiben! Wer mir aber diesen Anzeiger beibringt, wird ein gutes Trinkgeld erhalten." Kaum hatte er das gesagt, so ward auch schon aus der Nachbarschaft der Hahn herbeigeschleppt. Trimalchio befahl, ihm den Hals umzudrehen, und ihn in einem ehernen Kessel zu kochen. Sofort wurde er von jenem Tausendkünstler von Koch zerlegt und in den Tiegel geworfen. Während der Koch eine siedende Brühe machte, zerrieb Fortunata auf einer Mühle von Buchsbaum den Pfeffer.

Als wir nun diese Delikatessen genossen hatten, sah Trimalchio sich die Sklaven an und sagte: „Was? Ihr habt noch nicht gegessen? Fort mit euch, und laßt andre antreten!" Sofort rückte nun eine andere Abteilung vor. Die einen riefen: „Lebe wohl, Gaius!", die andern „Sei gegrüßt, Gaius!" Jetzt aber erlitt unsere Fröhlichkeit die erste gründliche Störung. Unter den Antretenden war nämlich auch ein recht hübscher Junge. Sofort fiel Trimalchio über diesen her und küßte ihn gründlich ab. Daher fing Fortunata nach dem Grundsatz: „Gleiches Recht für alle!" an, den Trimalchio zu schmähen. Sie nannte ihn einen Schandkerl und Schmutzfleck, der seine Begierden nicht zu zügeln vermöge. Schließlich fügte sie gar noch hinzu: „Du Hund!" Nun wurde auch Trimalchio wild über diese Schimpfreden und warf der Fortunata seinen Becher ins Gesicht. Diese schrie auf, als hätte sie ein Auge verloren, und bedeckte das Gesicht mit ihren zitternden Händen. Auch Scintilla erschrak und zog die bebende Freundin an ihre Brust und schlang ihr Gewand um sie. Selbst der schuldige Knabe hielt ihr diensteifrig einen kleinen kühlen Krug an die Wange. Fortunata legte das Gesicht auf diesen und fing an zu stöhnen und zu jammern. Trimalchio aber brach los: „Was? Diese Seiltänzerin hat wohl gar kein Gedächtnis? Ich habe sie von dem Gerüst auf dem Sklavenmarkt heruntergeholt und erst zu einem Menschen gemacht. Aber sie bläht sich auf wie ein Frosch und spuckt nicht demütig in ihren eigenen Busen[25]. Ein Stück Holz, keine Frau! Ja, wer in einer Baracke geboren ist, träumt nicht von einem Palast. Aber, so wahr mir mein Schutzgeist gnädig sein möge! — ich werde dafür sorgen, daß diese hochtrabende Theaterprinzeß gebändigt wird. Und ich Dummkopf, der nicht für zwei Pfund Verstand hat, hätte eine mit 10 Millionen haben können! Du weißt,

ich lüge nicht. Agatho, der Parfümerielieferant der Hausbesitzerin von nebenan, nahm mich auf die Seite und sprach zu mir: ‚Sorge doch, daß dein Geschlecht nicht ausstirbt.‘ Aber ich, weil ich ein guter Kerl bin und den Vorwurf der Flatterhaftigkeit scheue, ich habe mir selbst die Axt ins Bein gehauen. Schon recht! Ich will dafür sorgen, daß du mich mit den Nägeln wieder aus der Erde kratzen möchtest. Und damit du auf der Stelle erkennst, was du dir selbst zugezogen hast: Höre, Habinnas, ich will nicht, daß du ihre Statue an meinem Grabmal anbringst. Im Tod wenigstens will ich meine Ruhe haben. Ja, daß sie erfährt, daß ich ihr wehe tun kann: sie soll mich nach dem Tod nicht küssen dürfen."

Auf dieses Donnerwetter hin bat Habinnas, er solle doch nun aufhören zu grollen. „Wir sündigen ja alle, denn wir sind Menschen und keine Götter." Das bestätigte auch Scintilla unter Tränen und beschwor den Gaius bei seinem Schutzgeist, er solle nachgeben. Nun hielt auch Trimalchio die Tränen nicht länger zurück und rief aus: „Habinnas, ich bitte dich, so wahr du dein Vermögen zu genießen wünschest, wenn ich unrecht gehandelt habe, so spucke mir ins Gesicht. Ich habe diesen kreuzbraven Jungen geküßt, nicht weil er schön ist, sondern eben, weil er brav ist. Er kann mit 10 dividieren, er liest Buchschrift glatt herunter, er hat sich von seinen Ersparnissen ein Gladiatorenkostüm gekauft und einen Lehnsessel und zwei Näpfe. Und der soll nicht mein Augapfel sein? Nein, Fortunata will's nicht haben. Wirklich, du Stelzengängerin? Ich rate dir, iß die Suppe, die du dir eingebrockt hast, allein aus, du Raubvogel, und bring mich nicht in Hitze, mein Liebchen. Sonst sollst du meinen Sinn kennen lernen. Du weißt, was ich beschlossen habe, steht fest als wäre es angenagelt. — Aber wir wollen wieder an die Gegenwart denken. Laßt's euch wohl sein, meine Freunde. Auch ich war einst nicht mehr als ihr, aber durch meine Tüchtigkeit bin ich so groß geworden. Das bißchen Grütze im Kopf macht den Menschen, alles andere ist dummes Zeug. ‚Gut kaufen, gut verkaufen‘ ist meine Devise — andere werden euch einen andern Rat geben. Ich platze schier vor Glück. Du aber heulst immer noch, Schnarchliese? Ja, ich werde schon dafür sorgen, daß du Grund hast, dein Schicksal zu beweinen. Aber, wie ich eben sagte, mich hat meine Bravheit zu meinem Vermögen gebracht. Ich war nicht größer wie dieser Kandelaber, als ich

aus Asien kam. Ja, ich pflegte mich alle Tage an ihm zu messen, und um schneller einen bärtigen Schnabel zu haben, bestrich ich mir die Lippen mit Lampenöl. Dennoch blieb ich bis zum vierzehnten Jahr der Liebling meines Herrn. Denn es ist nie schimpflich, was der Herr befiehlt. Daneben aber befriedigte ich auch die Herrin. Ihr wißt schon, was ich meine. Ich schweige, denn ich zähle nicht zu den Prahlern. Schließlich wurde ich nach dem Willen der Götter selbst Herr im Hause — seht an, jetzt war ich der, der für ihn denken mußte. Kurz und gut, er setzte mich neben dem Kaiser zum Erben ein, und ich erhielt ein Vermögen wie ein Senator. Aber niemand ist mit nichts zufrieden. Ich bekam Lust, zu spekulieren. Kurz und gut, ich baute fünf Schiffe, belud sie mit Wein — und der war damals Goldes wert —, und schickte sie nach Rom. Aber — als hätte ich's just so befohlen — alle fünf Schiffe gingen unter. Tatsache, keine Fabel! An einem Tag verschlang Neptun 30 Millionen. Du meinst, ich hätte den Mut verloren? Beim Herkules, ich habe den Verlust kaum gespürt. Ich baute, als wäre nichts geschehen, andere, größere, bessere und glücklichere, so daß mich jeder einen forschen Kerl nannte. Ihr wißt, ein großes Schiff hat großen Schneid. Ich lud wieder Wein, Speck, Bohnen, Salben, Sklaven. Und hier gab Fortunata eine Probe anständiger Gesinnung; sie verkaufte all ihren Goldschmuck und alle ihre Gewänder und gab mir 100 Goldstücke in die Hand. Das war der Sauerteig meines Vermögens. Schnell geschieht, was Götter wollen. Mit dieser einen Fahrt machte ich rund 10 Millionen. Sofort kaufte ich alle Grundstücke meines früheren Herrn auf. Ich baute ein Haus, kaufte Sklaven, Wagen und Pferde; was ich nur anrührte, wuchs wie ein Pilz. Wie ich allmählich mehr hatte als meine ganze Vaterstadt — Hand von der Kiste! Ich zog mich vom Geschäft zurück und trieb nur noch Geldgeschäfte durch meine Freigelassenen. Eigentlich wollte ich den Handel ganz lassen, aber da redete mir ein Sterndeuter zu, der zufällig in unsre Pflanzstadt gekommen war, so ein kluges Griechlein, so einer, der auch die Götter hätte beraten können; Serapa hieß er. Der hat mir auch das gesagt, was ich selbst vergessen hatte — alles auf Haar und Faden, es fehlte nur noch, daß er mir mitteilte, was ich gestern gegessen hatte. Gerade als ob er immer bei mir gehaust hätte. Erinnerst du dich nicht, Habinnas? Du warst ja wohl dabei: ‚Du hast aus Kleinem heraus dir dein großes

Haus geschaffen. Du bist wenig glücklich in der Wahl deiner Freunde. Niemand dankt dir, wie du es verdienst. Du nährst eine Schlange an deinem Busen.' Und — warum soll ich es euch nicht sagen? —, daß ich jetzt noch 30 Jahre, 4 Monate und 2 Tage zu leben habe. Außerdem werde ich bald eine Erbschaft machen. So will's mein Fatus[26]. Wenn's mir also noch glückt, meine Besitzungen bis Apulien auszudehnen, werd ich's im Leben weit genug gebracht haben. Unterdessen habe ich mit Merkurs Hilfe dies Haus erbaut. Ihr wißt, früher war's eine Baracke, jetzt ist's ein Tempel. Es hat 4 Speisesäle, 20 Zimmer, 2 mit Marmor ausgelegte Wandelhallen, droben noch ein Speisezimmer, mein Schlafzimmer, das Wohnzimmer für diese Schlange, eine sehr anständige Kammer für den Pförtner. Auch die Gastzimmer haben reichlich Raum für die Gäste. Kurz und gut: wenn Skaurus hierher kam, wollte er nirgends anders absteigen. Und dabei hatte er von seinem Vater ein Absteigequartier am Meer geerbt. Und da ist noch vieles andere, was ich euch sogleich zeigen werde. Glaubt mir: Besitzst du einen As, so giltst du einen As; hast du was, so giltst du was. So ist euer Freund, der einst ein Frosch war, nun ein König geworden. Einstweilen, Stichus, hole einmal das Totengewand, in dem ich bestattet sein will. Bringe auch die Salben mit und eine Probe zum Kosten aus der Amphora, aus der einst meine Gebeine gewaschen werden sollen." Unverzüglich brachte Stichus einen weißen Teppich und eine Toga mit Purpurbesatz ins Speisezimmer. Trimalchio hieß sie uns befühlen, ob auch der Wollstoff gut sei. „Sieh zu, Stichus," sagte er, „daß nicht die Mäuse und die Motten daran kommen, sonst lasse ich dich lebend verbrennen. Glanzvoll soll meine Bestattung werden, so daß das ganze Volk mir Segenswünsche nachruft." Sofort öffnete er die Flasche mit Nardenöl und salbte uns alle damit. „Möge das meiner Leiche ebenso wohltun, wie mir jetzt", sprach er dazu. Auch den Totenwein hatte er schon in den Weinbehälter gießen lassen und sagte: „Denkt euch, ihr wäret zu meiner Leichenfeier eingeladen."

Die Sache war jetzt so, daß man hätte seekrank werden mögen. Trimalchio war geradezu widerlich betrunken und ersann nun einen neuen Ohrenschmaus. Er ließ Hornbläser hereinkommen, stopfte sich eine Menge Kissen unter den Nacken, streckte sich dann bis über den Rand des Lagers aus und sagte: „Stellt euch vor, ich wäre

tot. Laßt etwas Schönes hören." Die Hornbläser bliesen unisono einen Trauermarsch. Namentlich ein Sklave jenes Leichenbestatters, der immerhin noch der anständigste unter den Gästen war, blies so gewaltig, daß er die ganze Nachbarschaft aufschreckte. So glaubten die Feuerwehrleute vom nächsten Bezirk, das Haus des Trimalchio brenne. Daher schlugen sie die Türe ein und veranstalteten mit Beilen und Wasserstrahlen die übliche Verwirrung. Eine bessere Gelegenheit konnte es nicht geben, wir ließen den Agamemnon sitzen und stürzten mit aller Macht davon, als ob es hinter uns wahrhaftig brenne.

II. DIE MATRONE VON EPHESUS

(Die beiden Freigelassenen, denen sich der Dichter *Eumolpos* angeschlossen hat, treffen auf einem Schiff alte Feinde, die *Tryphaina*, die in den Sklaven *Giton* verliebt ist, und den *Lichas*. Sie versuchen zuerst sich durch Verkleidung unkenntlich zu machen. Das mißlingt, und es kommt erst zu einer Prügelei, dann zu feierlicher Versöhnung.)

Eumolpos wollte durch lustige Schwänke die gute Stimmung nicht einschlafen lassen und begann auf die Leichtfertigkeit der Weiber zu sticheln. Sie verliebten sich im Handumdrehen, vergäßen aufs schnellste die eigenen Kinder, keine Frau sei so keusch, daß sie sich nicht durch die Leidenschaft für einen fremden Mann bis zum Wahnsinn fortreißen lasse. Dabei denke er nicht an alte Tragödien, an Namen, die seit Jahrhunderten in aller Mund seien, sondern an ein Faktum, das sich zu seiner Zeit ereignet habe und das er, wenn wir es wünschten, uns gern erzählen wolle. Aller Augen und Ohren wandten sich ihm zu, und er hub also an:

In Ephesus war eine Matrone von so stadtkundiger Keuschheit, daß sie selbst von den Frauen der Nachbarorte angestaunt wurde. Als diese nun ihren Mann bestatten mußte, war sie nicht damit zufrieden, wie andere das tun, mit aufgelöstem Haar hinter der Leiche einherzuschreiten oder die entblößte Brust vor aller Augen mit Händen zu schlagen. Nein, sie folgte dem Toten bis zur Gruft nach und schickte sich an, dort die Leiche, die nach griechischer Sitte in einem unterirdischen Grabmal beigesetzt war, Tag und Nacht unter Tränen zu bewachen. Wie sie sich so abhärmte und aus Todessehnsucht jede Speise zurückwies, konnten nicht ihre El-

tern, nicht ihre Verwandten und Freunde sie umstimmen; schließlich kam auch der Magistrat hinaus und erfuhr ebenfalls eine Abweisung. Die ganze Stadt beweinte dies Musterbild von einer Frau, die nun schon den fünften Tag ohne Nahrung dahinsiechte. Bei der Armen saß ihre treue Magd, die diensteifrig mit ihren Tränen die trauernde Herrin unterstützte und die Lampe im Grabmal neu anzündete, wenn sie erlosch. Der Vorfall war das alleinige Tagesgespräch der ganzen Stadt, und Leute aller Stände bekannten, dies sei das einzige glänzende Beispiel wahrer keuscher Liebe.

Inzwischen befahl nun der Statthalter der Provinz, etliche ertappte Räuber ans Kreuz zu schlagen, und zwar gerade neben dem unscheinbaren Bauwerk, in dem die Matrone ihren frischen Verlust beweinte. In der folgenden Nacht bemerkte nun der Soldat, der an den Kreuzen Wache hielt, damit keiner eine Leiche abnehme und bestatte, zwischen den Grabmälern ein sehr helles Licht und hörte trauriges Klagen. Neugierig, wie wir Menschen nun einmal alle sind, wollte er wissen, wer da sei und was er treibe. Er stieg also in die Gruft hinab, und als er das wunderschöne Weib sah, blieb er zuerst erschrocken stehn, als hätte sich ihm ein Gespenst aus der Unterwelt gezeigt. Als er aber die Leiche am Boden, die Tränen der Frau und ihre zerkratzten Wangen bemerkte, ahnte er die Wahrheit, daß es eine Witwe sei, die die Sehnsucht nach ihrem abgeschiedenen Gatten nicht ertragen könne. Er trug daher sein bißchen Essen in das Grabmal hinein und ermahnte die Trauernde, sie solle nicht in nutzlosem Schmerz verharren und nicht ihre Schönheit durch sinnloses Jammern und Klagen entstellen. Unser alle warte ja das gleiche Schicksal und die gleiche Ruhestatt, und was dergleichen Redensarten sind, mit denen man überreizte Gemüter zur Fassung zurückzuführen sucht. Aber jene ward durch den Zuspruch eines Fremden nur noch mehr erregt, schlug sich nur noch wilder die Brust und bestreute die Leiche mit den eigenen ausgerauften Haaren. Doch der Soldat wich nicht und suchte durch ähnliche Ermahnungen das arme Weibchen dazu zu bringen, Speise zu sich zu nehmen, bis sich schließlich die Magd, wohl vom süßen Duft des Weins verführt, besiegt gab und die menschenfreundliche Einladung annahm. Als sie sich an Speise und Trank gestärkt, begann auch sie den Sturm auf den starren Sinn ihrer Herrin: „Was wird es dir nützen, wenn du vom Hunger

entkräftet zu Boden sinkst und dich selbst lebendig begräbst? Wenn du, ehe es das Geschick verlangt, schuldlos deinen Geist aushauchst? Glaubst du, es freuten sich dessen die abgeschiedenen Toten?[27] Willst du nicht wieder aufleben? Willst du nicht den Irrtum abschütteln, der dein weiblich zages Gemüt umstrickt, und solange es dir gestattet ist, die Freuden des Lichtes genießen? Die Leiche selbst, die hier ruht, sollte dich ermahnen zu leben!" Niemand sieht es ungern, wenn man ihn zwingt zu leben und zu genießen. So ließ das Weib, das durch das mehrtägige Fasten ganz erschöpft war, es geschehen, daß ihr Trotz gebrochen wurde, und sättigte sich nicht minder gierig an der Speise als die Magd, die sich zuerst hatte umstimmen lassen. Nun wißt ihr ja, was für Gelüste einen satten Menschen anzuwandeln pflegen. Wie der Soldat mit Schmeicheleien in der Matrone die Lust am Leben wieder erweckt hatte, so setzte er auch mit Schmeicheleien ihrer Keuschheit zu. Auch erschien der keuschen Frau der Jüngling selbst ganz hübsch und beredt, und auch die Magd riet ihr zur Dankbarkeit, indem sie gelegentlich einwarf:

„. . . bekämpfe die Liebe nicht, wo sie erlaubt ist.
Oder vergaßest du ganz, in wessen Gefilden du hausest?" [28]

Was soll ich euch länger hinhalten? Auch dieser körperlichen Lust enthielt sich das Weib nicht, und der siegreiche Soldat beschwatzte sie zu beidem. So ruhten sie beieinander, nicht nur die Nacht der Hochzeitsfeier, sondern auch den zweiten und dritten Tag. Vorher hatten sie freilich die Pforten des Grabmals verschlossen, so daß Bekannte wie Unbekannte, die zum Grabmal kamen, glaubten, die keuscheste aller Frauen habe über der Leiche ihres Gatten ihren Geist ausgehaucht. Weiterhin kaufte der Soldat, der an der schönen Frau und dem süßen Geheimnis Spaß fand, so viel Leckereien zusammen, als ihm seine Mittel gestatteten, und brachte das, sobald es dunkel wurde, in die Gruft. Wie nun die Verwandten eines der Gekreuzigten sahen, daß die Bewachung laxer geworden sei, hingen sie bei Nacht den Gehängten ab und erwiesen ihm die letzten Ehren. So ward der Wächter hintergangen, während er seinen Dienst versäumte. Als er nun am nächsten Tag ein Kreuz der Leiche beraubt sah, bekam er Angst vor der Strafe und erzählte den Vorgang der Frau. Er werde den Richterspruch nicht abwarten, sondern mit dem eigenen Schwert sich für seine Saumseligkeit bestrafen. Sie

solle ihm, der sterben wolle, ein Plätzchen gönnen und das verhängnisvolle Grabmal dem Mann und dem Freund zugleich erschließen. Aber die Frau war ebenso barmherzig wie züchtig und sprach: „Das mögen die Götter verhüten, daß ich zu gleicher Zeit die Leichen der beiden Männer vor mir sehe, die mir die liebsten gewesen sind. Ich will lieber den Toten aufhängen als den Lebenden töten." Nach dieser Rede hieß sie ihn den Leichnam ihres Gatten aus dem Sarkophag heben und an das leere Kreuz heften. Der Soldat benutzte den Einfall der klugen Frau, und am andern Tage wunderten sich die Leute, wie nur der Tote ans Kreuz gewandert sei.

Die Schiffer nahmen das Märchen mit beifälligem Gelächter auf, Tryphaina aber ward über und über rot und verbarg ihr Antlitz lieblich an Gitons Halse. Aber Lichas lachte nicht, sondern schüttelte erzürnt sein Haupt und sagte: „Wäre der Statthalter gerecht gewesen, so hätte er die Leiche des Gatten ins Grab zurückbringen und das Weib ans Kreuz schlagen lassen müssen."

WUNDERGESCHICHTEN AUS DEM ALEXANDERROMAN[1]

I. DIE ABENTEUER IN DER MEDISCHEN WÜSTE

Nachdem Alexander alle Völker des Binnenlandes bezwungen hatte, wollte er weiterziehen auch in die von der Sonne nicht mehr beschienene, unbewohnte Welt. Er befahl daher den Soldaten, Proviant für sechs Monate mitzunehmen. Als dies geschehen war, marschierten sie ungefähr zehn Tage lang und kamen dann in ein ebenes, wüstes Land. Und siehe, plötzlich erschienen Weiber, furchtbar anzusehn, mit wildem Gesicht. Ihr ganzer Körper war behaart wie bei wilden Schweinen, ihre Haupthaare aber reichten ihnen bis zu den Knien. Ihre Augen leuchteten wie Sterne. Nur das Gesicht war von Menschenart, an den Händen hatten sie Nägel von einer Elle Länge, und ihre Füße glichen denen von Wildeseln. Ihre Größe entsprach der von drei sehr großen Männern. Als die Soldaten diese erblickten und sich ihnen unbedenklich näherten, wandten sich die Riesinnen plötzlich nach ihnen um, griffen vier Soldaten von oben herunter auf, zerrissen sie mit ihren Nägeln, trugen sie weg und verzehrten sie vor den Augen aller. Während sie noch ratlos diesem Anblick gegenüberstanden, siehe, da erschien eine ganze Masse solcher Weiber, sie stürzten sich auf das Heer, griffen wieder von oben herab Soldaten mitten aus der Schlachtreihe heraus und verzehrten sie. Als nun alle völlig verzweifelt waren, kam Alexander auf einen klugen Einfall. Er ließ nämlich eine Menge Hunde aus dem Heere zusammentreiben, die er zum Jagen mitgenommen hatte, und hetzte sie auf die Unholdinnen. Als diese aber die Hunde sahen, ergriffen sie die Flucht. Das Heer setzte ihnen nach und erschlug viele von ihnen. Die andern flohen und verschwanden.

Von dort aus kamen sie nach dreißig Tagen in eine sandreiche Gegend. Da erschienen plötzlich riesige Ameisen und raubten Pferde und Menschen. Aber man entkam dieser Plage dadurch, daß man Feuerbrände anzündete.

Von dort kamen sie zu einem gewaltigen Fluß, der drei Tagereisen breit war. Da nun war Alexander vor diesem Wunder in großer Verlegenheit. Er lagerte sich am Rand und ließ das Heer sich verschanzen. Während er aber über den Übergang nachdachte, ver-

siegte plötzlich das Wasser, und statt seiner floß Sand den Fluß hinab. Nun ließ Alexander Kasten aus viereckigen Brettern herrichten und auf die Strömung des Flusses setzen. Als sie den ersten der Kasten hineingesetzt hatten, ließ er ihn mit Steinen füllen: und als dies geschehen war, lag er unbeweglich fest. Den zweiten Kasten ließ er weiter in den Fluß hineintreiben und versenken. Dann ließ er Balken von 4—6 Ellen Länge von einem Kasten zum andern festnageln, während der erste Kasten vom zweiten 4 Ellen entfernt war. So machte er es auch mit dem dritten und vierten Kasten und setzte das so fort bis zum jenseitigen Ufer und führte dann das Heer auf dieser kunstvollen Brücke in drei Tagen hinüber. Als er dies getan, nannte er den Fluß den Sandstrom. Denn drei Tage war er fließendes Wasser und drei Tage Sand.

Jenseits des Sandstromes kam Alexander in eine ganz neue Welt; denn sie fanden wohlgebildete Zwerge von so kleiner Gestalt, daß der ausgewachsene Mann nur eine und eine halbe Elle maß. Als diese den Alexander sahen, fielen sie auf die Knie und baten um Gnade. Alexander entließ sie in Anbetracht ihrer Unterwürfigkeit mit freundlichen Worten: „Geht hin, ihr sollt von uns nicht geschädigt werden.“ Nachdem sie dort längere Zeit gerastet hatten, rückte er weiter in die unbekannten Länder vor und kam nach zehn Tagen in ein ungeheuer ausgedehntes, ebenes Feld. Dort wollte er das Heer rasten lassen und sah sich nach Wasser um. Er sah auch einen Teich, und als er sich ihm näherte, sah er auf einem Felsen eine gewaltige steinerne Bildsäule. Auf ihr stand in griechischen Buchstaben: Bild des Sesonchosis, des jetzigen Weltbeherrschers. Das Bild stellte einen jungen Mann dar, der in allem dem Alexander sehr ähnlich sah. Außerdem stand auf der Bildsäule zu lesen, bis hierhin könne man kommen, wenn man die ganze Welt durchwandere, in die weiteren Länder aber sei es unmöglich vorzudringen. „Hier sah auch ich keine Möglichkeit weiter vorzugelangen. Deshalb kehrte ich um, um nicht mein Leben zu verlieren. So schrieb ich, Sesonchosis[2], der Weltbeherrscher.“ Als Alexander dies gelesen hatte, ließ er sofort die Inschrift mit Teppichen verhüllen, als wollte er die Bildsäule schmücken. Er tat es aber, damit keiner der Makedonen die Inschrift läse und sie den Mut verlören. Er behauptete im Gegenteil, er habe von der Bildsäule ein Orakel bekommen: „Wenn du diese

Gegenden durchziehst, Alexander, wirst du in eine andere, bessere Welt kommen, die noch kein anderer Mensch durchzogen hat.“ Das sagte er, um seinem Heer Mut zu machen. Und nachdem er dort drei Tage verweilt hatte, brach er auf.

Aus einem Briefe Alexanders an seine Mutter Olympias und seinen Lehrer Aristoteles

Nun wollte ich mit Führern nordwärts in die entlegeneren Teile der medischen Wüste ziehen. Die aber sagten, in jener Gegend hausten wilde Menschen und schlimme Fabeltiere. Aber da ich die Gegenden und die Menschen kennen zu lernen wünschte, zog ich zehn Tage vorwärts, und wir kamen zu einer tiefen Schlucht. Acht Tage zogen wir durch sie hindurch. Am neunten kamen wir in einen Wald von dornigen Bäumen, die gurkenähnliche Früchte trugen. In dem Walde hausten riesige Menschen von 24 Ellen Höhe, mit langen Hälsen und mit Händen und Füßen, die die Form von Sägen hatten. Sie griffen uns an, als wir aber mit Kriegsgeschrei und Trompetenschall auf sie losgingen, flohen sie. Die Soldaten erschlugen 432 von ihnen, von unserem Heere aber fielen 164 Mann. Wir blieben dann dort drei Tage lang und lebten von jenen Früchten, denn das war die einzige vorhandene Nahrung.

... Von dort kamen wir in eine grüne Au, wo Menschen lebten, den Riesen ähnlich an Gestalt, zottig, feuerfarben und mit Gesichtern wie Löwenhäupter. Daneben wohnte ein anderes Volk, das keine Haare hatte, vier Ellen groß und nur so breit wie eine Lanze war[3]. Sie griffen uns, nur mit Fellen umhüllt, an und waren sehr begierig, mit uns zu kämpfen, indem sie mit Knütteln auf das Heer losschlugen und viele töteten. Deshalb befahl ich, einen großen Scheiterhaufen anzuzünden und mit Feuerbränden gegen sie zu kämpfen. Da zogen die tapferen Gesellen ab, nachdem sie 72 unserer Soldaten getötet hatten, deren Gebeine ich auf den Schiffen zu bergen und in die Heimat zu senden befahl. Am folgenden Tag wollten wir in die Höhlen der Riesen eindringen und fanden wunderbare Tiere an den Eingängen der Höhle angebunden. Sie sahen aus wie große Hunde, waren vier Ellen lang, dreiäugig und buntfarbig. Wir sahen dort auch Flöhe, die so groß waren wie bei uns die Frösche.

Von dort kamen wir in eine Gegend, wo eine herrliche, starkströ-

mende Quelle entsprang. Dort ließ ich ein wohlbefestigtes Lager aufschlagen, damit das Heer hier ungeschädigt verweilen könnte. Um die neunte Stunde aber erschien ein Mensch, dicht behaart wie ein Schwein. Wir entsetzten uns über das Scheusal, und ich befahl, es zu ergreifen. Er aber sah uns furchtlos an, als er gefangen war. Nun ließ ich ihm ein entkleidetes Weib zuführen, daß er seine Freude an ihr habe. Er aber packte sie, sprang fort mit ihr und begann sie aufzufressen. Als die Soldaten hinzueilten und ihn fassen wollten, schrie er laut, und sofort kamen unzählige seiner Genossen aus einem Sumpfdickicht hervor. Unsrer waren nur 40 000. Ich befahl, das Dickicht anzustecken. Als jene das Feuer sahen, flohen sie, wir verfolgten sie und fingen 300 von ihnen. Diese starben uns aber später aus Mangel an Nahrungsmitteln. Sie sprachen nicht, sondern bellten wie Hunde....

Von dort kamen wir an einen Fluß mit wunderbaren Bäumen. Sie wuchsen von Sonnenaufgang bis zur sechsten Stunde, von der siebenten aber gingen sie wieder zurück, bis sie völlig verschwunden waren. Es träufelte Harz von ihnen, dem persischen Balsam ähnlich, und sie verbreiteten einen wundervollen süßen Duft. Ich befahl nun, die Bäume zu fällen und das Harz mit Schwämmen aufzusammeln. Aber die Leute, die das taten, wurden sofort von unsichtbaren Dämonen gegeißelt. Man hörte das Klatschen der Geißelhiebe und sah die Schwielen auf den Rücken der Getroffenen, aber die Geißelnden selbst sah keiner. Dazu verbot eine Stimme, die Bäume zu fällen und das Harz zu sammeln. „Hört ihr nicht auf, so wird das ganze Heer sprachlos werden." Da erschrak ich und befahl zu gehorchen. In dem Flusse waren auch schwarze Steine. Wer nun einen dieser Steine anfaßte, wurde schwarz wie diese. Es waren auch Schlangen in dem Flusse und viele Arten von Fischen. Diese ließen sich nicht auf Feuer kochen, sondern nur in kaltem Quellwasser. Es hatte nämlich ein Soldat einen gefangenen Fisch gewaschen und in ein Gefäß getan. Dort fand er ihn nachher gekocht vor. Es waren in dem Fluß auch Wasservögel, die denen bei uns ganz ähnlich sahen. Wenn man sie aber anrührte, so ging Feuer von ihnen aus.

Am folgenden Tage gingen wir in die Irre. Und die Führer sprachen: „Wir wissen nicht mehr, wo es hinausgeht. Herr König, laßt uns umkehren, damit wir nicht an noch schlimmere Orte kommen."

Ich aber wollte nicht. Nun zogen wir zehn Tage weiter, während wir das Sonnenlicht nicht sahen; nur eine Stunde lang sah man einen schwachen Lichtschein. Und es begegneten uns viele Ungeheuer. Tiere mit 6 Füßen, solche mit 3 Augen und solche mit 5 Augen. Sie waren bis zu 10 Ellen lang. Die einen flohen vor uns, die andern stürmten auf uns los. Dann kamen wir in eine Sandwüste, wo es Tiere von 20 Ellen Länge gab, die den Wildeseln glichen. Sie hatten jedoch nicht zwei Augen, sondern sechs, sahen aber bloß mit zweien und waren nicht wild, sondern zahm. Die Soldaten erlegten ihrer viele mit Pfeilen. Als wir dann wieder aus der Wüste abbogen, kamen wir in eine Gegend, wo Menschen ohne Köpfe wohnten. Sie hatten Augen und Mund auf der Brust, sprachen aber nach Menschenart. Sie waren zottig, trugen Felle und verzehrten Fische. Auch fingen sie an der Meeresküste Fische und brachten die dem Heere. Weiter sahen wir dort viele große Seehunde auf dem Lande umherkriechen und Krebse so groß wie Schiffe.

Von da kamen wir an einen Ort, wo auf einem Baum ohne Früchte und Blätter ein Vogel saß, genannt Phönix, der leuchtende Strahlen um den Kopf hatte.

Meine Freunde baten mich oft, ich solle doch umkehren. Aber ich wollte nicht, denn ich wünschte das Ende der Welt zu sehen.

Von da zogen wir weiter auf einem öden Weg am Meer entlang, wo wir keinen Vogel sahen und kein Tier, nur Himmel und Erde. Und wir sahen wieder die Sonne nicht, sondern nur trübe Luft, zehn Tage lang. Dann kamen wir an einen Platz am Meer, und ich ließ dort Zelte aufschlagen und den Platz verschanzen. Dann bestieg ich mit den Soldaten Kähne, um nach einer Insel im Meere hinüberzufahren, die nicht weit vom Strande ablag. Denn von dorther hatte man Stimmen in hellenischer Sprache vernommen, aber keiner hatte die Redenden erblickt. Einige von den Soldaten versuchten tollkühn vom Kahne aus nach der Insel hinüberzuschwimmen. Aber sofort tauchten Krebse hervor und zogen 54 Männer unter das Wasser. Da bekamen wir Furcht und kehrten um.

Aus einer andern Fassung

Als sie aber aus den Schiffen ausstiegen, ging Alexander am Strande entlang und sah einen Krebs von ungeheurer Größe ans

Land steigen, mit ausgebreiteten Vorderscheren. Die Soldaten eilten herbei und warfen mit Spießen nach ihm. Aber das Eisen drang nicht durch seine Schalen, und mit seinen Vorderfüßen zerbrach er die Speere. Da zerschmetterten sie ihn mit Felsstücken[4]. Als sie ihn ausnahmen, fanden sie in ihm sieben Perlen vom höchsten Wert; kein Mensch hatte jemals solche Perlen gesehen. Da schloß Alexander, daß diese auf dem Grunde des unbefahrbaren Meeres wüchsen. Nun ließ er einen großen eisernen Käfig bauen und in diesen ein großes Faß aus Glas einfügen von der Dicke von einer Spanne. Er befahl aber in dem Boden des Fasses eine Öffnung zu lassen, so groß, daß eine Menschenhand hindurchreichen könne. Denn er wollte erfahren, was auf dem Grunde des Meeres sei. Dazu wollte er hinabtauchen, während die Öffnung am Grunde des Fasses geschlossen war, drunten angekommen aber wollte er den Riegel wegschieben, mit der Hand durch die Öffnung hinausgreifen und das hereinholen, was sich auf dem untersten Grunde des Meeres fände, und dann die Öffnung wieder schließen. So tat er auch. Er befahl aber, ein Seil von 200 Klaftern anzubringen, und verbot, ihn heraufzuziehen, bevor dies nicht von unten gezogen werde. Nachdem alles angefertigt war, stieg Alexander in das gläserne Faß, um ein Ding zu unternehmen, das unmöglich war. Und als er drin war, wurde der Riegel vorgeschoben. Als er aber 120 Ellen tief herabgesunken war, kam ein großer Fisch, schlug mit dem Schwanz gegen den Käfig und veranlaßte so, daß man ihn wieder hinaufzog, da das Seil erschüttert wurde. Alexander aber befahl, ihn ein zweites Mal hinabzulassen. Aber es wiederholte sich das gleiche. Als er nun zum drittenmal ungefähr 200 Ellen hinabgestiegen war, sah er durch das Glas, daß er von einer Menge von Fischen umgeben war. Und siehe da, ein ungeheurer Fisch nahm den Käfig mitsamt dem Faß und dem Alexander in ihm in sein Maul und schwamm fort und brachte ihn eine Meile von seinen Schiffen entfernt ans Land. Es hielten aber 150 Leute auf vier Schiffen die Stricke, an denen der Käfig befestigt war. Diese alle mitsamt den Schiffen schleppte der Fisch hinter sich her. Mit dem Käfig im Maul fuhr er aufs Land hinauf, dann biß er den Käfig auf und schleuderte ihn auf den Strand. Der König Alexander aber kroch fast bewußtlos, zitternd und halbtot vor Schrekken heraus und dankte der göttlichen Vorsehung, daß sie ihn vor

dem schändlichen Tier bewahrt habe. Dann aber sprach er zu sich selbst: „Höre auf, Alexander, Unmögliches zu versuchen. Sonst wirst du, in unerforschte Tiefen tauchend, dein eigenes Leben verlieren." Und sofort befahl er, das Lager abzubrechen und weiter zu ziehen.

2. IM LANDE DER SELIGEN. ALEXANDERS LUFTFAHRT

Brief Alexanders an seine Mutter Olympias

... Nun wollte ich mit einer großen Menge auserlesener Truppen das Land der Seligen aufsuchen. Aber mein Freund Kallisthenes riet mir, bloß vierzig treue Freunde, hundert Knaben und 1200 Soldaten mitzunehmen.

Nachdem wir 15 Meilen im Dunkel vorgedrungen waren, sahen wir einen Ort, an dem eine klare Quelle floß, deren Wasser leuchtete wie der Blitz. Die Luft dort war aber unendlich weich und wohlriechend. Ich war hungrig geworden und verlangte von meinem Koch, der Andreas hieß, er solle mir ein Mahl bereiten. Der nahm einen eingesalzenen Fisch und trug ihn zu der Quelle mit dem durchsichtigen Wasser, um ihn dort zu waschen. Kaum aber hatte er den Fisch ins Wasser getaucht, als dieser lebendig wurde und den Händen des Kochs entschlüpfte. Der Koch sagte niemand etwas davon, und es merkte es auch sonst keiner, da an dem Ort noch viele andere Quellen waren. —

Nun zogen wir wieder vorwärts, 30 Meilen weit, und der Himmel strahlte, ohne daß man Sonne, Mond und Sterne gesehen hätte. Und es erschienen uns zwei Vögel mit Menschenantlitz, die mir in hellenischer Sprache aus der Höhe so zuriefen: „Das Land, über das du wandelst, Alexander, gehört allein dem Gotte. Kehre um, Unseliger; das Land der Seligen zu betreten, ist dir nicht verliehen. Kehre um, o Mensch, und beschreite das Land, das dir zu betreten erlaubt ist, sonst wirst du dir Unheil zuziehn." Da erschrak ich und schickte mich an, der Vogelstimme zu gehorchen. Der zweite Vogel aber rief: „Es ruft dich der Osten, Alexander, das Reich des Poros[5] soll dir als Sieger zufallen." Und damit flog auch dieser Vogel weg. Ich aber betete zu der göttlichen Vorsehung und ließ den Soldaten verkünden: „Jeder soll mitnehmen von hier, was er will, Stein, Erde oder Holz." Die einen taten so, den andern aber schien das eine törichte Rede. Und wieder sprach ich während des Marsches zu Phi-

lon: „Steig herab vom Pferd und nimm das auf, was deine Hand gerade findet". Philon tat so und fand einen Stein, der ihm ganz gewöhnlich und unnütz erschien. Den nahm er mit. Und als wir durch ein Gehölz zogen, brachen sich auch viele Soldaten Zweige ab. Indem wir ... immer dem Gestirn des Wagens folgten, fanden wir uns in 22 Tagen zurück. Und so waren wir diesem nächtlichen Lande entkommen.

Als wir nun aber wieder ins Reich des Lichts zurückgekehrt waren, da betrachteten die Soldaten, was sie aus dem Lande der Seligen mitgebracht hatten. Und es war alles Gold, Edelstein und Perlen. Da ärgerten sich diejenigen, die nichts mitgenommen hatten. Auch Philon zeigte mir seinen Stein, und er war ganz edelstes Gold. Nun erzählte auch der Koch, wie der Salzfisch lebendig geworden sei. Ich aber geriet in Zorn und befahl ihn gewaltig zu geißeln. Der aber sagte: „Was hilft dir, o Alexander, die Reue über Vergangenes?" Er sagte aber nicht, daß er von dem Wasser getrunken habe und daß er noch von dem Wasser aufbewahrte. Sondern der schlechte Koch ging zu einer Tochter von mir, die mir ein hunnisches Kebsweib geboren hatte und die die Schöne hieß. Die verführte er, indem er ihr von dem Wasser aus der Lebensquelle zu geben versprach. Und er gab es ihr auch. Als ich das erfuhr, mißgönnte ich ihnen die Unsterblichkeit. Ich ließ meine Tochter kommen und sagte ihr: „Nimm dein Gewand und ziehe von uns fort, denn du bist jetzt ein unsterblicher Dämon. Du sollst hier als Neraide* hausen." Sie aber schied weinend und klagend von meinem Antlitz und zog zu den Dämonen in die Wüste. Dem Koch aber ließ ich einen Mühlstein um den Hals hängen und ihn ins Meer stürzen. Er aber ward zum Dämon und bewohnte fortan jenen Teil des Meeres, der nach ihm die Andreasbucht heißt. — Ich aber nahm aus diesem Wunderzeichen an, daß dort das Ende der Erde sei und ließ einen großen Torbogen erbauen. An dem ließ ich die Inschrift einmeißeln: „Geht rechts, wenn ihr zum Lande der Seligen gelangen wollt."

Aus einer andern Fassung

Nun befahl Alexander, von den riesenhaften Vögeln jener Gegend zwei einzufangen. Diese waren sehr stark und gar nicht scheu, denn sie flohen nicht beim Anblick der Menschen. Einige Soldaten schwan-

gen sich auch auf ihren Rücken, und die Vögel sprangen auf und trugen sie. Die Vögel nährten sich vom Fleisch wilder Tiere und kamen in Menge herbei wegen der gefallenen Pferde. Als Alexander zwei hatte fangen lassen, ließ er diese zwei Tage hungern. Am dritten Tage ließ er ein hölzernes Joch auf ihren Nacken befestigen. Dann stellte er sich auf die Mitte des Jochs und hielt seinen Speer vor sich, der eine Elle lang war. An seine Spitze aber hatte er eine Leber stecken lassen. Sogleich flogen die Vögel auf, um die Leber zu fressen, und mit ihnen erhob sich Alexander in die Luft. Er zitterte aber gewaltig wegen der kalten Luft, die von den Vögeln ausströmte. Sofort aber begegnete ihm wiederum ein Vogel mit Menschenantlitz und sprach zu ihm: „Alexander, du kennst die Erde nicht, wie kannst du es wagen, den Himmel erobern zu wollen? Kehre sofort auf die Erde zurück, sonst wirst du von diesen Vögeln zerrissen werden. Zuerst aber sieh einmal zur Erde hinab." Und Alexander tat es mit Zittern und Zagen. Und siehe, er sah dort unten eine große Schlange, die im Kreis um eine Tenne herumlag. Und der Vogel sprach zu ihm: „Verstehst du, was das ist? Die Tenne ist der Kosmos, die Schlange aber das Meer, das die Erde umschließt." Alexander befolgte nun den Rat der göttlichen Vorsehung, er landete aber einen Weg von acht Tagen von seinem Lager entfernt. ... Und von da an versuchte er keine unmöglichen Dinge mehr...

Als sie aber den Rückmarsch antraten, erschienen dem Alexander Vögel mit Menschenantlitz und sprachen: „Wer den Weg zur Rechten einschlagen wird, der wird Wunderdinge sehn." Nachdem Alexander einen ganzen Tag marschiert war, stieß er auf einen Teich, dessen Wasser aussah wie Honig. Dort ließ er das Heer lagern und ging selbst am Rand des Teiches einher. Da erblickte ihn aus dem durchsichtigen Wasser ein Fisch und schoß auf ihn zu. Alexander sprang rasch vom Teich weg, der Fisch aber schoß infolge des gewaltigen Schwungs aus dem Wasser heraus. Da drehte sich Alexander um und durchbohrte ihn mit dem Speer. Da er aber von wunderbarer Größe war, befahl er, ihn vor seinen Augen aufzuschneiden, damit er seine Eingeweide betrachten könne. Als dies geschah, leuchtete aus seinem Bauche ein Stein, so hell, daß alle glaubten, es wäre ein Fackellicht. Alexander ließ sich den Stein in Gold fassen

und brauchte ihn nachts als Licht. In der Nacht aber stiegen Frauen aus dem Teich und gingen rings um das Lager herum und sangen ein liebliches Lied. Alle sahen sie und hörten den Gesang, dann aber verschwanden sie mit einemmal.

Mit Tagesanbruch zog Alexander seines Weges weiter und gelangte abends in eine ebene Gegend. Da zeigten sich ihm Wesen, die bis zum Nabel völlig Menschen glichen, von da ab waren sie Pferde. Sie waren sehr kriegerisch und trugen Bogen. Aber sie schossen nicht mit eisernen Pfeilen, sondern mit spitzen Steinen.... Alexander fing durch List ungefähr 50 von ihnen und wollte sie in die von uns bewohnten Länder mitnehmen. Er brachte sie 22 Tage durch, da er aber ihre Lebensweise nicht kannte, starben alle. Von dort aus kamen sie in einem Marsch von 60 Tagen wieder in die von uns bewohnte Welt zurück. Und sie ruhten sich aus von ihren Mühen.

3. ALEXANDER BEI DEN GYMNOSOPHISTEN

Nachdem Alexander den Inderkönig Poros im Zweikampf getötet hatte, ließ er ihn königlich bestatten, nahm alle Kostbarkeiten aus seinem Palast mit sich und zog weiter. Nun ging es nicht gegen kriegerische Völker, sondern zu den Brahmanen im Land der Oxydraker, den nackten Weisen, die in Hütten und Höhlen wohnten.

Als die Brahmanen erfuhren, daß Alexander zu ihnen komme, schickten sie ihre besten Philosophen ihm mit folgendem Schreiben entgegen. „Die Brahmanen, die nackten Philosophen, an Alexander, den Menschen. Wenn du uns bekriegen willst, so wird dir das wenig nützen, denn wir besitzen nichts, was man wegschleppen kann. Willst du aber das gewinnen, was wir besitzen, so bedarf es dazu keines Krieges, sondern der freundlichen Bitte. Denn wie du der Herr des Krieges bist, so sind wir die Herren der Weisheit." Daraufhin nahte sich ihnen Alexander friedlich und fand sie, wie sie unbekleidet in Hütten und Höhlen wohnten. In weiter Entfernung von ihnen aber sah er ihre Frauen und Kinder wie Herden weiden.

Nun fragte Alexander sie folgendermaßen aus: „Ihr habt keine Gräber?" Sie antworteten: „Der Ort, an dem wir weilen, ist auch unser Grab. Denn wir begraben unsere Sorgen hier täglich im Schlafe auf der Erde, und wenn wir gestorben sind, werden wir unter der Erde den ewigen Schlaf schlafen." Weiter fragte er: „Wer ist zahl-

reicher, die Lebenden oder die Toten?" Sie antworteten: „Die Toten sind zwar zahlreicher, aber sie kommen nicht in Betracht. Die man sieht, sind mehr als die man nicht sieht." Dann fragte er weiter: „Was ist stärker, der Tod oder das Leben?" Sie antworteten: „Das Leben, denn die Sonne hat beim Aufgang stärkere Strahlen, beim Untergang scheint sie schwächer." Er fragte weiter: „Was ist größer, die Erde oder das Meer?" Sie antworteten: „Die Erde. Denn das Meer wird von der Erde überdeckt." Weiter fragte er: „Was ist das schlimmste aller Wesen?" „Der Mensch." „Wieso?" „Das nimm von dir selbst ab. Denn du, selbst ein Tier, schau zu, wieviele Tiere du mit dir hast, damit du allein so viele andere Tiere ihrer Habe und des Lebens berauben mögest." Er aber ward nicht zornig, sondern fragte lächelnd weiter: „Was ist Königsherrschaft?" „Habgier, ungerechte Macht, Kühnheit, die vom Glück begünstigt ward." Er fragte weiter: „Was war früher, die Nacht oder der Tag?" „Die Nacht. Denn auch alles Geborene kommt aus dem Dunkel des Mutterleibs ans Licht." „Wen können wir nicht täuschen?" „Gott, der alles weiß und alles sieht." „Welche Seite ist die bessere, die linke oder die rechte?" „Die linke. Denn von links her geht die Sonne auf und wandelt dann nach rechts ihre Bahn am Himmel; von links her nahen wir uns auf dem Lager den Frauen; das Weib reicht dem Kinde zuerst die linke Brust; die Götterbilder tragen wir auf der linken Schulter, und auch die Könige tragen ihre Zepter in der Linken." Als Alexander das gehört hatte, sprach er zu ihnen: „Verlangt von mir, was ihr wollt, und ich will es euch geben." Da riefen sie alle miteinander: „Gib uns Unsterblichkeit!" Alexander aber sprach: „Darüber habe ich keine Macht, denn auch ich bin sterblich." „Warum führst du dann so viele Kriege, um andern alles wegzunehmen? Mußt du es nicht selbst wieder andern hinterlassen?" Alexander sprach: „Das ist von der göttlichen Vorsehung so angeordnet, daß wir Diener ihrer Befehle sein müssen. Denn auch das Meer wird nicht erregt, wenn nicht der Wind stürmt, und der Baum schwankt nicht, wenn kein Luftzug geht. So handelt auch der Mensch nur durch den Willen der göttlichen Vorsehung. Ich möchte wohl aufhören, Krieg zu führen, aber der Herr meines Geistes läßt es nicht zu. Und wären wir alle eines Sinnes, so erschlaffte die ganze Welt, man beführe das Meer und bebaute das Land nicht,

man heiratete nicht und zeugte keine Kinder. Wohl haben viele durch meine Kriege Unglück gehabt und das Ihre verloren, andere aber sind durch deren Gut glücklich geworden. Denn das ist das Gesetz des Lebens: wir alle streben nach der Habe anderer und geben die unsrige selbst andern preis. Denn einen festen Besitz hat keiner."

Dann wollte Alexander dem Dandamis, dem Oberhaupt der Brahmanen, Geld, Kleider, Wein und Öl schenken. Dandamis aber sprach mit Lachen: „Das alles hat für uns keinen Wert. Aber damit wir dir nicht hochmütig erscheinen, wollen wir dein Öl nehmen." Und er nahm's, errichtete einen Holzstoß, zündete den an und goß vor den Augen Alexanders das kostbare Öl ins Feuer.

4. VON DEN WUNDERN INDIENS

Brief Alexanders an Aristoteles

König Alexander grüßt den Aristoteles. Ich muß dir von unsern wunderbaren Erlebnissen in Indien erzählen. Nachdem wir bis zu der Prasischen Stadt[7] gelangt waren, die uns die Hauptstadt des ganzen indischen Landes zu sein schien, kamen wir an ein Vorgebirge. Ich ging mit einigen Begleitern hin es auszukundschaften, und wir stießen auf Menschen tierähnlicher Gestalt, die sich von Fischen nährten. Als ich sie anrief, antworteten sie in barbarischer Sprache, und als ich sie nach der Gegend ausfragte, zeigten sie auf eine Insel, die uns allen sichtbar mitten im Meere lag. Dort, sagten sie, sei das Grab eines Königs aus der Vorzeit mit vielen goldenen Weihgeschenken. Als wir nun hinüberzufahren wünschten, verschwanden die Barbaren plötzlich, ließen uns aber 12 kleine Fahrzeuge zurück. Pheidon, der wackerste meiner Freunde, Hephästion, Krateros und die andern wollten nicht dulden, daß ich hinüberfahre. Pheidon sprach: „Laß mich zuerst übersetzen, und wenn die Sache gefahrlos ist, schicke ich dir das Schiff zurück. Wenn ich zugrunde gehe, so wirst du neue Freunde finden; stieße aber dir ein Unglück zu, so wäre die ganze Welt unglücklich." Ich gab nach, und hundert Mann setzten mit Pheidon hinüber. Als sie angelangt waren, zogen sie an einem hafenähnlichen Platz das Schiff ans Land. Nach ungefähr einer Stunde aber verschwand plötzlich die angebliche Insel, von der die heimtückischen Barbaren gesprochen hatten, mitsamt dem Grabmal und allen Menschen in den Fluten; denn es war

ein Seeungeheuer, das nun in die Tiefe tauchte. Während wir laut aufschrien, gingen so der wackere Pheidon und alle seine Begleiter zugrunde. Erbittert ließ ich nach den Barbaren suchen, aber man fand sie nicht. Wir blieben acht Tage an diesem Vorgebirge, und nach einer Woche sahen wir das Tier wieder auftauchen, das diesmal Elefanten auf seinem Rücken zu tragen schien. Nach längerem Marsch kamen wir wieder in die Prasische Stadt zurück.

Von vielen andern Dingen, die des Studiums wohl wert sind, will ich dir noch berichten. Denn ich sah viel merkwürdige Orte und wunderbare Tiere. Das Wunderbarste aber ist, daß ich eine Sonnen- und eine Mondfinsternis erlebte und den Grund für den Wechsel der Jahreszeiten erkannte.

... Nachdem ich den Perserkönig Dareios besiegt hatte, zog ich vom kaspischen Paß aus weiter, um die Wunder der Welt kennen zu lernen. Nach der Mahlzeit um die zehnte Stunde ließ ich das Zeichen zum Aufbruch geben, und wir marschierten fünf Stunden bis zur dritten Nachtstunde. Dann waren sechs Stunden Ruhezeit, und mit Sonnenaufgang gab die Trompete das Zeichen zum Weitermarsch bis zur vierten Stunde. Die Ausrüstung der Soldaten war sehr sorgfältig ausgewählt. Sie trugen Schuhe, Beinschienen, Ledergamaschen und Panzer, denn die Einwohner hatten uns ermahnt, uns gegen die Schlangen zu schützen. Nachdem wir auf unbekannten Wegen zwölf Tage vorgerückt waren, kamen wir zu einer Stadt, die mitten im Fluß lag. Dort wuchsen Schilfrohre von 30 Ellen Höhe und 4 Ellen Umfang. Aus diesen waren die Dächer in der Stadt gemacht, und die Stadt selbst stand auf einem Gerüst von solchen Rohrstümpfen. Wir schlugen um die dritte Tagesstunde am Flusse ein Lager, fanden aber sein Wasser bitterer als Nießwurz. Als nun einige Leute nach der Stadt, die nur vier Stadien [700 m] entfernt zu sein schien, hinüber schwimmen wollten, tauchten Flußpferde auf und fielen sie an. Als wir an einer andern Stelle dasselbe versuchten, trat uns eine noch größere Herde dieser Tiere entgegen. So blieb uns nur übrig abzuziehen, ich gab das Zeichen zum Aufbruch und ließ von der sechsten bis zur elften Stunde marschieren. Da das Wasser gänzlich fehlte, war die Not so groß, daß ich Soldaten sah, die ihren eigenen Urin tranken. Durch ein glückliches Geschick kamen wir endlich zu einem waldumkränzten See, dessen

Wasser uns süßer dünkte als Honig. Dort fanden wir auf einem Vorgebirge eine Steinsäule mit der Inschrift: „Ich, der Weltbeherrscher Sesonchosis, habe diesen Wasserbehälter erbaut für diejenigen, die das rote Meer befahren.“ Dort befahl ich, das Lager aufzuschlagen und zahlreiche Feuer anzuzünden.

Um die dritte Nachtstunde, als der helleuchtende Mond hoch am Himmel stand, kamen die gesamten Tiere des Waldes zu diesem See zur Tränke. Da kamen ellenlange Skorpione und weiße und rote Sandvipern, mit denen schwer zu kämpfen war. Als schon einige von uns tot waren und überall Wehklagen und ungewöhnliches Jammern erscholl, kamen auch die Vierfüßler zur Tränke. Da sah man Löwen, größer als bei uns die Stiere, Nashörner, Wildschweine, die noch größer waren als die Löwen — allein die Zähne waren ellenlang —, Luchse, Panther und Tiger, Tiere mit Skorpionschwänzen, Elefanten, Ochsenwidder und Stierelefanten, Menschen mit sechs Händen, mit Riemenfüßen und Hundeschwänzen und viele andere Mißgestalten. Der Kampf ruhte keinen Augenblick, und wir hielten uns wie die Heroen. Wir kämpften mit den Schwertern und mit Feuerbränden, und schließlich ließ ich den ganzen Wald in Brand stecken. Aber die Tiere wichen erst, als in der sechsten Nachtstunde der Mond unterging. Vorher jedoch erschien noch jenes Ungeheuer, das der König dieser Untiere sein soll und Odontotyrannos [Zahnkönig] heißt. Es hat die Gestalt eines Elefanten, ist aber viel größer und wilder. Ich ermunterte die Soldaten zum Widerstand, aber das einhörnige Ungeheuer stürzte sich in unser Lager und tötete 26 Mann, bis es schließlich von allen Seiten mit Feuerbränden umzingelt und niedergemacht wurde. 300 Mann waren kaum imstande, die Leiche wegzuschaffen. Nach dem Monduntergang verschwanden diese Tiere; nun aber erschienen aus dem Sande heraus Fuchsameisen von 8—10 Ellen Länge, Krokodile kamen aus dem Wald und stürzten sich auf unsere Zugtiere, auch Fledermäuse, größer als Tauben und mit scharfen Zähnen, die den Unvorsichtigen Nasen, Ohren und Finger zerbissen. Erst mit dem Ende der Nacht verschwanden auch diese Tiere. Die indischen Führer, die uns sicheres Geleit versprochen und in solches Unglück gebracht hatten, fünfzig an Zahl, ließ ich verdientermaßen ertränken.

Nachdem wir all dies Neue erlebt hatten, kehrten wir auf dem ge-

wöhnlichen Wege durch die Wüste in die Prasische Stadt zurück. Auf diesem kamen wir in eine fruchtbare Gegend, in der ich meinen Leuten eine fünftägige Rast vergönnte. Am sechsten zogen wir weiter und erlebten — es war am dritten Tage im Monat Dios[8] — folgendes Schauspiel. Es brach plötzlich ein so gewaltiger Sturmwind aus, daß er nicht nur die Zelte, sondern auch die Menschen, die aufrecht standen, zu Boden schleuderte. Während wir die Zelte wieder aufrichteten, kam eine so finstere Wolke, daß wir einander nicht mehr sahen. Dann türmte sich in einer Entfernung von zehn Stadien dunkles Gewölk auf, aus dem fortwährend Feuer blitzte, bis alles in Feuer stand. Das dauerte ununterbrochen drei Tage, und fünf Tage sahen wir die Sonne nicht. Dabei schneite es so stark, daß Leute, die sich in das Freie wagten, aufrecht verschüttet wurden; wir fanden nachher mehr als siebzig Tote im Schnee. Als die Sonne wieder erschien, zeigte es sich, daß wir viel Mannschaft und Habe — fast unsre ganze Beute — verloren hatten, und wir konnten lange nicht weiterziehen, da der Schnee drei Ellen tief lag. Schließlich gelangten wir doch in fünf Tagen in die Stadt zurück.

... Nun sagten mir einige Inder: „König Alexander, wir können dir ein Wunder zeigen, das deiner würdig ist, nämlich Bäume, die mit menschlicher Sprache reden." Ich hielt das erst für widernatürlich und unmöglich und glaubte ihnen nicht. Als sie aber darauf beharrten, folgte ich ihnen, und nach einem Marsch von zwölf Tagen gelangten wir an einen Ort, der, wie sie sagten, nach Osten hin die Grenze der Südseite der bewohnten Welt sei; jenseits von ihm liege nur eine Wüste mit wilden Tieren. Dort führten sie uns in einen Park, der nicht durch Mauern, sondern durch Baumpflanzungen umgrenzt war. In der Mitte war ein Heiligtum der Sonne und des Mondes. Dort standen auch die beiden Bäume, die fast bis zum Himmel reichten und an Gestalt unsern Zypressen ähnlich waren. Der Name des männlichen Baumes war Sonne oder in ihrer Sprache Mithra, der des weiblichen Mond oder, wie sie sagten, Mao[9]. Sie waren mit Fellen von Tieren umhängt, der männliche mit den Fellen männlicher Tiere, der weibliche mit denen weiblicher. Das waren die wertvollsten Dinge, die sie ihnen darbringen konnten, denn sie kennen weder Eisen und Erz noch auch Weberei und Töpferei. Als ich mich nun nach dem Geheimnis der Bäume erkundigte, sagten

sie: „Wenn die Sonne aufgeht, wenn sie mitten am Himmel steht und wenn sie untergeht, spricht ihr Baum, und ebenso ist es mit dem Monde." Und diejenigen, die die Priester zu sein schienen, sprachen zu mir: „Wenn du rein bist, so tritt ein und bete an, so wird dir ein Orakel zuteil werden." Ich nahm mit mir zehn meiner Freunde, den Parmenio, den Krateros, den Iollas, den Philippos, den Machates, den Thrasyleon, den Machaon, den Theodektes, den Diphilos und den Neokles. Der Priester aber sprach: „O König, es ziemt sich nicht, Eisen in das Heiligtum zu bringen." Da befahl ich ihnen, die Schwerter vorher abzulegen. Es folgten mir aber auch dreihundert Soldaten, und ich ließ alles durchsuchen, ob irgendwo ein Betrug vorläge, aber es fand sich nichts. Dann rief ich einen der Inder, die uns dorthin geleitet hatten, zu mir, damit er mir den Spruch übersetze, und ich sagte ihm: „Ich schwöre bei Zeus, Ammon, Athena und allen Göttern, die den Sieg verleihen, daß ich, wenn ich bei Sonnenuntergang kein Orakel höre, euch alle verbrennen werde." Bei Sonnenuntergang aber ertönten indische Worte aus dem Baume. Ich befahl dem Inder, sie mir zu übersetzen, aber er geriet in Angst und wollte nicht. Als ich ihn aber beiseite führte und mit dem Tod bedrohte, da übersetzte er den Spruch also: „Du wirst bald von den Deinen getötet werden." Da erschrak ich und alle, die bei mir standen. Nun wollte ich bei Aufgang des Mondes von dem andern Baum ein Orakel haben und befragte ihn, ob ich nicht meine Mutter und meine wahren Freunde noch einmal begrüßen würde. Da redete bei Mondaufgang der Baum in griechischer Sprache also: „König Alexander, du mußt in Babylon sterben. Du wirst von den Deinen getötet werden und wirst nicht zu deiner Mutter zurückkehren können." Da wunderten ich und alle meine Begleiter uns sehr, und ich wollte den Göttern schöne Kränze weihen. Doch der Priester sagte: „Das ist nicht erlaubt. Aber wenn du darauf bestehst, magst du es tun. Denn für einen König gibt es kein Gesetz." Da ich nun sehr traurig war, baten mich Parmenio und Philippos, ich sollte mich zur Ruhe legen. Aber ich wollte nicht, sondern blieb wach und begab mich um die Morgendämmerung mit den zehn Freunden, dem Priester und den Indern wieder zu dem Heiligtum. Dort entließ ich die andern und ging mit dem Priester hinein. Ich legte die Hand auf den Sonnenbaum und sprach: „Wenn die Jahre meines Lebens er-

füllt sind, so begehre ich folgendes von euch zu wissen. Werde ich nach Makedonien zurückkehren und dort sterben, nachdem ich Mutter und Weib noch einmal begrüßt habe?" Gleichzeitig ging die Sonne auf, und die ersten Strahlen vergoldeten den Gipfel des Baums. Da ließ sich deutlich folgende Stimme vernehmen: „Die Jahre deines Lebens sind erfüllt, du wirst nicht zu deiner Mutter zurückkehren, denn du mußt in Babylon sterben. Kurz nach dir aber werden deine Mutter und dein Weib den traurigsten Tod finden durch die Hand ihrer eigenen Leute und ebenso deine Schwestern[10]. Und nun frage nichts mehr hierüber, denn du wirst keine Antwort erhalten." So brach ich denn um die erste Morgenstunde auf und kam in fünfzehn Tagen wieder nach der Prasischen Stadt.

Von hier aus ziehe ich in Eile nach der Königsburg der Semiramis. Es schien mir notwendig, dir dieses zu berichten. Lebe wohl!

ANMERKUNGEN

HOMER

Die Grundlage jeder metrischen Übersetzung muß auch heute die Übersetzung von Joh. Heinrich Voß sein, in der Form der ersten Ausgabe von 1781. Neben ihr sind hier herangezogen die von Rud. Alex. Schröder 1911 und die schöne Nachdichtung von Hans Georg Meyer 1905.

1. (S. 1) Landschaft in Makedonien am Nordwestabhang des Olymps, des Götterbergs.
2. (S. 4) Stadt an der thrakischen Küste.
3. (S. 15) Ein Dämon, der die Vielgestaltigkeit des Meeres darstellen soll und daher wie dieses jeder Wandlung fähig ist.

AESOP

1. (S. 22) Nach dieser Fabel heißt das Bündnis mit einem Mächtigeren, bei dem der Schwache zu kurz kommt, im Sprichwort und anderswo societas leonina.
2. (S. 28) Personifikation der Tadelsucht, ein Sohn der Nacht. Er barst vor Ärger, daß er an Aphrodite nichts auszusetzen fand. Schiller: „Den lauten Markt mag Momus unterhalten."
3. (S. 30) Also gerade die Opfertiere, die bei den athenischen Staatsfesten verlangt wurden.
4. (S. 32) Der Schwank benutzt die Sprache der Auguraltechnik, der Deutung des Vogelflugs. Der Adler zeigt an, daß Götter im Spiel sind. Die Krähe verrät dann den Hermes.

KALLIMACHOS

1. (S. 34) Liebling des Apoll, der ihm die Sehergabe verlieh.
2. (S. 35) Gatte der Eos, die für ihn von Zeus Unterblichkeit erbat, aber vergaß, ihm auch ewige Jugend zu erflehen, so daß er im hohen Alter dahinwelkte.
3. (S. 35) Erichthonios, der sagenhafte schlangenfüßige Urkönig von Attika.
4. (S. 35) Anspielung auf eine uns unbekannte Sage.

BABRIOS

Gelegentlich herangezogen sind die Übersetzungen von Hertzberg und Hartung.

1. (S. 41) Das Herz ist nach antiker Auffassung auch Sitz des Verstandes.
2. (S. 46) Es war Sitte, den Toten Statuen zu errichten, die einen bekannten Göttertypus mit den Porträtzügen des Verstorbenen wiedergaben. Vgl. unten Apuleius S. 281.
3. (S. 48) Kore (Persephone), die Gemahlin des Totengottes.

PHÄDRUS

Gelegentlich eingesehen ist die Übersetzung von Kerler.

1. (S. 56) Vermutlich trübe Selbstkritik des alternden Dichters.
2. (S. 56) Berühmter lyrischer Dichter (559—469 v. Chr.).
3. (S. 60) Phädra, Theseus' Gattin, verleumdete grundlos ihren Stiefsohn Hippolytus, so daß der Vater diesen verfluchte. Kassandra prophezeite Trojas Fall, ohne Glauben zu finden.
4. (S. 62) Die Drachme = c. 80 d. Phädrus nennt 100 000 Sesterzen (à 18 d).
5. (S. 63) Am Abend des Hochzeitstages wird die Braut im Zuge zur Wohnung des Gatten geleitet, wobei ein Hymnus an Hymen, den Gott der Ehe, gesungen wird.

ROMULUS

1. (S. 66) Die Pointe der Fabel kommt im Deutschen nicht recht heraus. Im Lateinischen ist der Adler (aquila) als weiblich und als Königin der Vögel gedacht, die Weihe (milvus) als männlich.

FABELN AUS SPÄTER ZEIT

1. (S. 73) Im Original: damit er das Holz anschlage. Gemeint sind die länglichen Holzbretter (*σήμαντρα*), die mit hölzernem Hammer angeschlagen werden und im Orient bis in die Neuzeit statt der Glocken im Gebrauch waren, in der Karwoche noch jetzt benutzt werden.

AELIAN

Benutzt wurde die Übersetzung von Wunderlich und Jacobs.

1. (S. 77) Stadt an der Südwestküste Kleinasiens.
2. (S. 78) Laios hatte den schönen Chrysippos, den Sohn des Pelops, entführt, er galt deshalb für den Urheber der Knabenliebe. Euripides hatte die Sage in seinem „Chrysippos" behandelt.
3. (S. 79) Es gab im Altertum eine ausgebildete Gedächtniskunst, als deren Erfinder der Dichter Simonides galt.
4. (S. 82) Die Göttin des Rechtes und der Gerechtigkeit.
5. (S. 84) Ilias 20, 131. Die Lesung des Ortsnamens „Melite" ist unsicher.
6. (S. 85) Dem König Akrisios war geweissagt worden, er werde durch den Sohn seiner Tochter Danaë Thron und Leben verlieren; daher schloß er sie in einen ehernen Turm ein. Trotzdem nahte ihr Zeus in der Gestalt eines goldenen Regens und zeugte mit ihr den Perseus.
7. (S. 86) Ilias 12, 200ff. Dort erblicken die Trojaner, im Begriffe, Graben und Mauer des griechischen Lagers zu erstürmen, ein Wahrzeichen: einen Adler, der eine Schlange in seinen Klauen trägt, aber so von dieser gebissen wird, daß er sie fallen lassen muß, „und nicht bracht' er sie heim zum Fraß für die harrenden Jungen" (222).

8. (S. 86) Krates, ein Grammatiker und Gelehrter des zweiten Jahrhunderts v. Chr., das Haupt der sog. pergamenischen Schule. — Stesichoros (um 600 v. Chr.), einer der ältesten lyrischen Dichter.
9. (S. 87) Volksstamm in den südwestlichen Randgebirgen des iranischen Hochlands.
10. (S. 88) Tyrann von Agrigent in Sizilien (um 560 v. Chr.), dessen Grausamkeiten sprichwörtlich geworden waren.
11. (S. 90) Ilias 4, 162.
12. (S. 91) Diese Aspasia ist nicht identisch mit der berühmten Geliebten des Perikles, die ein Menschenalter früher lebte; wohl aber hat sie Kyros nach dieser Aspasia genannt.
13. (S. 92) Im Original: „Milto", d. h. die Rötel- oder Mennigfarbene.
14. (S. 92) Dareios Nothos 424—404 v. Chr.
15. (S. 94) bei Kunaxa. 401 v. Chr.

HERODOT

Eingesehen wurden die Übersetzungen von Bähr, Ad. Schöll und (nachträglich noch) Lange-Güthling.

1. (S. 102) Solon legt seiner Rechnung ein Jahr von 360 Tagen = 12 Monaten zu 30 Tagen zugrunde; um dann den Unterschied gegen die wirkliche Dauer von 365 1/4 Tagen auszugleichen, fügt er jedes zweite Jahr einen freilich zu großen Schaltmonat ein.
2. (S. 108) In Abai war ein Orakel des Apollo, in Dodona des Zeus. — Amphiaraos hatte auf Anstiften seiner Frau, die durch ein goldenes Armband bestochen war, am Zuge der Sieben gegen Theben teilgenommen; auf der Flucht ward er von der durch Zeus' Blitz gespaltenen Erde verschlungen. Man glaubte, daß er an jener Stelle Böotiens unter der Erde weiter lebe und den Menschen durch Träume Orakel gebe. — Ebenfalls in Böotien lag das Höhlenorakel des Trophonios. — Die Branchiden waren ein Priestergeschlecht, das dem Orakel des Apollo zu Didymai bei Milet vorstand.
3. (S. 108) Das Orakel des Zeus Ammon war in der Oase Siwah westlich von Ägypten.
4. (S. 109) Das Talent, die griechische Gewichtseinheit, = 60 Minen, war in den verschiedenen Staaten verschieden schwer, 20—30 kg; das lydische Goldtalent wog über 25 kg.
5. (S. 110) Großer Tonkrug mit zwei Henkeln; hier ein Hohlmaß, etwa 39 Liter.
6. (S. 110) Die Delphier feiern im Frühjahr die Wiederkehr des im Winter abwesend gedachten Apollo.
7. (S. 110) Berühmter Erzgießer des sechsten Jahrh. v. Chr.
8. (S. 110) vgl. Anm. 2 zu S. 108.
9. (zu S. 115) vgl. zu S. 88.
10. (S. 118) Gemeint ist Gyges, vgl. S. 97.
11. (S. 127) Bruder des Kambyses, den dieser hatte töten lassen.

12. (S. 129) Ein Magier hatte sich für Smerdis ausgegeben und nach Kambyses' Tode der Herrschaft bemächtigt; er wurde nach kurzer Herrschaft von Dareios und sechs anderen Fürsten der Perser getötet.
13. (S. 131) Vgl. Anm. 7.
14. (S. 139) Lebhaftes Chor- und Tanzlied zu Ehren des Dionysos.
15. (S. 140) „Nomos orthios", eine ernste, altertümliche Weise zu Ehren Apollos, von Terpander (im siebenten Jahrh. v. Chr.) erfunden.
16. (S. 140) Diese Gruppe hat ohne Zweifel dort gestanden; es ist denkbar, daß die Sage erst aus dem Denkmal herausgesponnen wurde.

TIMAIOS

1. (S. 148) Agrigentum, das heutige Girgenti.

BAKCHYLIDES

Benutzt sind die Übersetzungen von v. Wilamowitz, v. Arnim und Jurenka. Bis auf Nr. 3 sind meine Übertragungen bereits 1902 in einer Festschrift des Karlsruher Gymnasiums erschienen. Nr. 4, die mehr Nachdichtung als Übersetzung ist, fällt hier eigentlich aus dem Rahmen heraus.

1. (S. 152) Pytho, älterer Name für Delphi.
2. (S. 153) Die Situation ist die: Minos, der Sohn des Zeus und der Phönikerin Europa, König in Knossos auf Kreta, ist nach Athen gekommen, um die 14 Athenerkinder zu holen, welche die Athener alljährlich als Tribut für den Minotaurus liefern müssen. Diesmal hat sich diesen Theseus, der Sohn des Poseidon und der Aithra, die später des Königs Aigeus (vgl. S. 160) Gemahlin wurde, freiwillig zugesellt. Das Schiff ist auf der Fahrt nach Kreta begriffen.
3. (S. 156) Danklied an den heilbringenden Gott.
4. (S. 157) Räuberisches Ungeheuer, halb Weib, halb Schlange. Von ihr stammt u. a. auch die Chimaira (S. 168).
5. (S. 157) Der Strom der Klagen in der Unterwelt — vgl. S. 316.
6. (S. 159) Muse.
7. (S. 159) Die Städte Oichalia und Kenaion liegen auf Euböa. Am Lykormas in Trachis hat Herakles den Kentauren Nessos mit einem Pfeil erlegt, als dieser ihm seine Gemahlin Deianeira entführen wollte. Sterbend beschwatzte Nessos die Deianeira, sein vergiftetes Blut als Liebeszauber aufzubewahren. Jetzt sendet sie ihm ein mit diesem Blut getränktes Festgewand, als er die in Oichalia erbeutete Königstochter Iole ihr zugesandt hat. Wie nun Herakles dies Prachtgewand anlegt, zerfleischt das Gift seinen Leib, so daß er, um die Schmerzen zu enden, sich auf dem Öta den Scheiterhaufen errichten läßt.
8. (S. 161) In Megaris.
9. (S. 162) Der Vulkan Mosychlos.

OVID

Die mir bekannten Übersetzungen sind alle in Hexametern geschrieben und kamen daher nicht in Betracht.

1. (S. 163) Gemeint ist hier die Frucht der Kornelkirsche.
2. (S. 163) Name einer Nymphe und des Lorbeerstrauchs.
3. (S. 166) Klaros bei Kolophon, Patara in Lykien, Tenedos, Insel bei Ilion, Kult- und Orakelstätten Apolls in Kleinasien.
4. (S. 167) Augustus gründete dem Apoll einen berühmten Tempel auf dem Palatin. Ebendort war des Kaisers Palast; vor dessen Türe standen Lorbeerbäume und über ihr hing ein mächtiger Eichenkranz, die Bürgerkrone, die dem Augustus geweiht worden war, der durch die Beendigung der Bürgerkriege der Lebensretter — dafür wird die corona civica (Bürgerkrone) erteilt — vieler geworden war.
5. (S. 167) Die Fabel ist, wie oft bei Ovid — vgl. unten 4. 6. 10. — an andere angeschlossen, die die Macht der Latona dartun sollen.
6. (S. 168) Mythisches Ungeheuer mit einem Löwenleib, der in eine Schlange endet und auf dem Rücken ein Ziegenhaupt trägt.
7. (S. 171) Der sagenhafte Gründer von Ninive.
8. (S. 174) Akoetes steht als Gefangener vor dem König Pentheus, der die leidenschaftlichen Bacchusfeiern zu verhindern bestrebt ist. Seine Erzählung soll den König warnen, den Gott zu bekriegen.
9. (S. 174) Älterer Name für Lydien.
10. (S. 178) Alter Name der Insel Naxos.
11. (S. 178) Ceyx, der Sohn des Morgensterns (Lucifer), und Alkyone kamen der Sage nach ihres Hochmuts wegen zu Fall, da sie einander die Namen Zeus und Hera gaben. Er wird in einen Eisvogel verwandelt, sie in dessen Weibchen (*ἀλκυών*), das sehnsüchtige Klagelaute ausstößt, wenn das Männchen ferne ist. Ceÿx' Bruder war, wie Ovid im Vorhergehenden erzählt, in einen Habicht verwandelt worden.
12. (S. 186) Der Sage nach herrscht, wenn die Eisvögel brüten, völlige Meeresstille, die „halkyonischen Tage" der Alten.
13. (S. 186) Die Sage knüpft an ein Felsbild am Gipfel des Sipylus in Lydien an, das einer weinenden Frau ähnlich sieht.
14. (S. 186) Arachne hatte, wie Ovid unmittelbar vorher erzählt, sich gerühmt, Minerva in der Webekunst überlegen zu sein, und war von dieser in eine Spinne (*ἀράχνη*) verwandelt worden.
15. (S. 188) Nach der Sage ließ Poseidon die Insel Delos durch einen Schlag mit dem Dreizack dem Meer entsteigen. Sie schwamm nun unstet umher, bis sie Apoll an ihren Ort bannte.
16. (S. 189) Der Berg auf Delos.

AISCHINES

1. (S. 193) Der Brief ist die fingierte Arbeit eines Rhetorenschülers. Über das Motiv vgl. das in der Literaturzusammenstellung aufgeführte Buch von Weinreich.
2. (S. 195) Wohl Nachahmung einer bekannten Wendung vom „kylonischen Frevel". Kylon und seine Anhänger waren um 620 v. Chr. von den Alkmeoniden unter Bruch des Treuworts, zum Teil sogar an den Altären der Burg von Athen, niedergemacht worden.

PHLEGON

1. (S. 195) Der Eingang ist ergänzt, vgl. die Einleitung S. XXI. Die kurze inhaltliche Rekonstruktion von Wendland — Antike Geister- und Gespenstergeschichten in der Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau 1911, S. 34 — ist mir erst nachträglich bekannt geworden.
2. (S. 195) Der Feldherr Alexanders des Großen.
3. (S. 199) In hellenistischer Zeit dienen diese auch für Volksversammlungen.
4. (S. 200) Den Gottheiten, die die Verletzung der Rechte der unterirdischen Götter rächen.

LUKIAN

In der heiteren Laune und der Eleganz des Ausdrucks ist immer noch die Übersetzung von Wieland vorbildlich. Neben dieser ist gelegentlich die von Th. Fischer eingesehen; für die „Wahre Geschichte" auch die von Pauly und Schwabe.

1. (S. 203) Attischer Erzgießer um die Wende des 5. Jahrh. v. Chr., der berühmt war wegen seines Realismus; daher auch der Beiname. Der Pelichos galt als sein bestes Werk.
2. (S. 204) Ein eherner Riese mit einer einzigen Ader, die an der Ferse mit einem Nagel geschlossen war. Er lief täglich dreimal um Kreta herum, und wenn Fremde sich nahten, machte er sich glühend und tötete sie in seiner Umarmung. Medea bezauberte ihn und zog ihm dann den Nagel aus der Ferse, so daß er verblutete.
3. (S. 204) Daidalos, d. h. der Künstler, soll als erster den starren Holzbildern Leben verliehen haben, indem er die bis dahin übliche geschlossene Beinhaltung aufgab und zur Schrittstellung überging.
4. (S. 204) Kupfermünzen im Werte von c. 13 d.
5. (S. 205) Furchtbares Wesen mit Schlangenhaaren und versteinerndem Blick.
6. (S. 206) Anspielung auf die Schilderung bei Homer, Odyssee XI.
7. (S. 207) Schicksalsgöttinnen gleich den römischen Parzen.
8. (S. 208) Epimenides von Kreta, sagenhafte Figur, soll in der diktäischen Grotte einen vieljährigen Schlaf getan haben und mehrere Jahrhunderte alt geworden sein.

9. (S. 209) Vorstadt im Westen Korinths.
10. (S. 211) Demokritos aus Abdera, Philosoph des fünften Jahrhunderts, der Begründer der Atomenlehre.
11. (S. 212) Pankrates (oder Panchates), ein ägyptischer Magier und Dichter, gab dem Kaiser Hadrian bei dessen Aufenthalt in Alexandria eine Zaubervorstellung. Verse von ihm sind in einem Papyrus von Oxyrhynchos erhalten.
12. (S. 214) Höchster Berg Attikas, n. von Athen.
13. (S. 215) Bekanntes Märchenmotiv; vgl. oben Babrios 22. S. 47.
14. (S. 215) Werke und Tage 405.
15. (S. 218) Im Altertum das Land der Söldner und Reisläufer wie im Mittelalter die Schweiz.
16. (S. 220) Alexanders Freund, den dieser als Statthalter in Griechenland zurückließ, als er gegen Dareios zog.
17. (S. 222) Samippos ahmt hier und im folgenden Alexander nach, der ebenso in der Schlacht bei Issos auf Dareios einstürmte — vgl. die Darstellung auf dem bekannten Mosaik in Pompeji — und zahlreiche Städte nach seinem Namen benannte — Alexandria usw.
18. (S. 224) Schöne Jünglinge der Sagenwelt. Hyakinthos war Geliebter der Aphrodite, den Hylas raubten die Nymphen, und um des Phaon willen stürzte sich Sappho ins Meer.
19. (S. 224) Fabelhaftes Volk im äußersten Norden.
20. (S. 225) Nießwurz (helleborus) galt als Heilmittel gegen Wahnsinn.
21. (S. 231) Nach einer Mitteilung Lukians (Über die syrische Göttin cap. 16) muß man annehmen, daß in manchen Tempeln Phallossäulen, d. h. große Nachbildungen des männlichen Gliedes, als Fruchtbarkeitssymbole aufgestellt waren.
22. (S. 234) Der Name, in dessen erstem Teil sicher die Tritonen, jene fischleibigen Meeresgötter, stecken, ist im übrigen noch unerklärt.

APULEIUS

Benutzt ist die Übersetzung von O. Jahn (Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze S. 75ff.).

1. (S. 248) Stadt in Achaia.
2. (S. 251) Vielgeübter magischer Brauch, auf Bleitafeln Verwünschungen in Gräber oder im heiligen Bezirk einer Gottheit zu versenken.
3. S. 252) Im Original catamitus, was eine im Lateinischen auch sonst übliche Verstümmelung von Ganymed ist. Ganymed, ein troischer schöner Königssohn, den Zeus durch seinen Adler entführen ließ und zu seinem Liebling und Mundschenken machte. Endymion, der Geliebte der Diana.
4. (S. 254) An dies werden Missetäter, vor allem entlaufene Sklaven geschlagen.
5. (S. 255) Nächtliche Gespenster, die schönen Jünglingen das Blut aussaugen.

6. (S. 269) Der alte Blutgerichtshof in Athen.
7. (S. 270) Im römischen Kriminalprozeß wurde mit Täfelchen abgestimmt, die entweder mit dem Buchstaben A (absolvo, ich spreche frei) oder dem Buchstaben C (condemno, ich verurteile) bezeichnet waren.
8. (S. 272) Folterwerkzeug. Die Folter war Sklaven gegenüber erlaubt.
9. (S. 272) Eine mystische Pflanze, Alraun, deren Wurzel eine menschenähnliche Gestalt haben sollte und zu Gift- und Liebestränken verwandt wurde.
10. (S. 282) Bei jeder Hochzeit werden Opfer veranstaltet und die Vorzeichen beobachtet. Hier bestünden die Vorzeichen in der Ermordung des Tlepolemos.

AMOR UND PSYCHE

Benutzt wurden neben manchen Hinweisen in Friedr. Nordens Kommentar die Übersetzungen von Pressel und E. Norden.

1. (S. 288) Portunus, der Hafengott, Salacia, Göttin der Salzflut, altrömische, Oceanus, Nereiden, Tritonen, der vom Delphin getragene Palaemon ursprünglich griechische Meergottheiten.
2. (S. 288) Das Branchidenheiligtum in Didymai bei Milet, vgl. zu S. 108.
3. (S. 308) Mars, der sonst als Liebhaber der Venus gilt. Amor gilt meist als Sohn Jupiters oder auch Vulkans.
4. (S. 310) Eleusis, wo Demeter-Ceres den Ackerbau zuerst gelehrt haben, und Sizilien, wo der Raub der Proserpina stattgefunden haben sollte, sind Hauptstätten des Demeterdienstes. Mit leuchtender Fackel war die Göttin über die Erde gewandert, die durch Plutos Raub entrissene Tochter zu suchen; auf einem mit geflügelten Schlangen bespannten Wagen bringt sie den Menschen den Getreidebau. Darstellungen vom Raub der Proserpina, den Irrfahrten der Mutter, dem Wiederaufstieg der Tochter zur Oberwelt mögen auch in den eleusinischen Mysterien den Mittelpunkt der Feier gebildet haben.
5. (S. 311) Samos und Argos Hauptstätten des Heradienstes in Griechenland. Die semitische Stadtgöttin von Karthago, Tanith, wurde als „Himmelsjungfrau" nach Vergils Vorgang häufig mit Hera-Juno gleichgesetzt. Sie wurde auf einem laufenden Löwen sitzend dargestellt.
6. (S. 313) Nach Ilias I, 528.
7. (S. 313) Ein römischer Lokalscherz: innerhalb des Zircus Maximus lag ein Heiligtum der Murcia, die man als „Myrtea" der Venus gleichsetzte; dahinter, gegen den Aventin hin, lag der Tempel des Merkur.
8. (S. 316) Styx und Cocytus sind Unterweltsflüsse. Siehe oben S. 157.

9. (S. 319) Vorgebirge an der Südspitze des Peloponnes (vgl. S. 140), wo der Eingang zur Unterwelt sein sollte.
10. (S. 322) Im Original ist eines dieser Gesetze, das von Augustus gegebene Julische, ausdrücklich genannt. — Jupiter hat die Gestalt einer Schlange angenommen bei Proserpina, die des Feuers bei Aegina, des Adlers bei Asteria, des Schwans bei Leda, des Stiers bei Europa.
11. (S. 322) Wörtlich: 10 000 Sestertien [c. 180 M.]; entsprechend der Buße, welche säumige Senatoren bedrohte.
12. (S. 322) Wieder eine scherzhafte Analogie mit dem römischen Senat, aber in den Worten des Apulejus kaum wiederzugeben. Die alte formelhafte Anrede an den Senat: „patres conscripti" wird aufgefaßt als: „die im Album senatorium, in der Senatsliste, eingetragenen Väter"; danach redet hier Zeus die Götter an: „Dei conscripti Musarum albo!" „Ihr Götter, die ihr im Verzeichnis der Musen eingetragen seid!"

PETRON

Öfters benutzt ist die ausgezeichnete Übersetzung in der Ausgabe von Friedländer, die auch für die Anmerkungen meist herangezogen ist.

1. (S. 324) Die militärischen Dekorationen (phalerae) bestanden in runden Metallplatten.
2. (S. 325) Der Tag der ersten Bartschur war ein Fest, vgl. unten S. 350.
3. (S. 329) Satyr, der, einen Schlauch haltend, gern als Brunnenfigur verwandt wurde. Er ward auch als Patron der städtischen Freiheit aufgefaßt und stand so auf dem Forum von Rom und anderer italischer Städte.
4. (S. 331) Zitat aus Virgil Aeneis II, 44.
5. (S. 332) Arat (c. 270 v. Chr.) und Hipparch (160—25), berühmte Astronomen.
6. (S. 333) Die Stelle ist unklar. Vielleicht kommt sich Trimalchio, der Sohn eines Sklaven, wie ein Sohn des Freiheitsgottes Liber (= Dionysos) oder wie dieser selbst vor, da er den jungen Dionysos freiläßt.
7. (S. 335) Da die weissagenden Sibyllen uralt sein sollten, wurden an mehreren Orten „zu fabelhafter Winzigkeit zusammengeschrumpfte Mumien" als Sibyllen gezeigt. Die berühmteste war die Sibylle von Cumae, der alten Griechenstadt bei Neapel.
8. (S. 336) In römischer Zeit sehr berühmte Bronzesorte, deren Mischungsverhältnis seit der Zerstörung Korinths nicht mehr bekannt war.
9. (S. 337) Verwechslung mit Medea.
10. (S. 337) Der römische Feldherr, der 146 Korinth zerstörte.
11. (S. 337) Gladiatoren, für die Trimalchio schwärmt, vgl. unten S. 350.

12. (S. 337) Tanz, der ursprünglich die Trunkenheit nachahmte, dann jeder unanständige Tanz.
13. (S. 338) Eigentlich hat der Sklave überhaupt nicht das Recht, ein Testament zu machen. Aber auch der Freigelassene muß einen Teil seines Vermögens seinem Herrn vermachen. Also Beweis großer Milde Trimalchios gegen seine Sklaven.
14. (S. 339) Hier liegt wieder eine Konfusion vor. Mopsos war ein Wahrsager der mythischen Zeit.
15. (S. 339) Publilius Syrus um 50 v. Chr., Theaterdichter, bekannt durch seine Vorliebe für Sentenzen. Trimalchio hat natürlich auch von ihm keine Ahnung.
16. (S. 340) Diese deklamierten im Kostüm Szenen aus der Ilias.
17. (S. 341) Nicht aufgeklärte Konfusion.
18. (S. 341) Gott der Fruchtbarkeit des Feldes, der Gärten, Herden usw.
19. (S. 342) Der Hausgötter.
20. (S. 344) Vielleicht eine Anspielung auf eine Babriusfabel, in der ein Esel, um den Affen nachzuahmen, aufs Dach klettert und dabei alle Ziegel entzweitritt. So ungeschickt kommt sich Trimalchio neben Nikeros vor.
21. (S. 344) Diese waren durch ihre Weichlichkeit berüchtigt.
22. (S. 346) Vorsteher der Vereine für den Kult des Augustus.
23. (S. 347) Die Pferde und Wagenlenker bei den Wettfahrten im Zirkus gehörten 4 Gesellschaften (factiones) und trugen deren Farben (weiß, rot, grün und blau). Dementsprechend bildeten sich auch im Publikum Parteien, die sich leidenschaftlich bekämpften.
24. (S. 349) Die Subalternbeamten, die meist aus den Freigelassenen genommen wurden, waren in Dekurien organisiert.
25. (S. 351) Abergläubischer Brauch, um den Neid der Gottheit abzuwenden.
26. (S. 354) Einer der vielen — sonst in der Übersetzung nicht berücksichtigten — Sprachfehler: fatus für fatum.
27. (S. 357) Zitat aus Vergil Aeneis IV 34.
28. (S. 357) ebenda 38, 39.

ALEXANDERROMAN

Benutzt ist die Übersetzung und der Kommentar von Ausfeld, nach dem auch gelegentlich die nicht griechische Überlieferung (syrische Übersetzung usw.) verwertet ist. Zu einigen Stellen hatte ich mich der freundlichen Unterstützung von Dr. Fr. Pfister zu erfreuen.

1. (S. 359) Ich hebe nochmals hervor, daß die Auswahl nur die novellistischen Motive herausheben will und mit den Handschriften sehr willkürlich umspringt — vgl. Einleitung S XXVII.
2. (S. 360) Mit diesem Namen wird im Roman der ägyptische König bezeichnet, den die Griechen sonst Sesostris nennen.

3. (S. 361) Nach anderer Leseart: mit 4 Ellen langen Haaren, so dick wie eine Lanze.
4. (S. 364) Die Stelle ist verdorben: „sie töteten ihn mit Gewalt."
5. (S. 365) Der König von Indien, den Alexander 327 besiegte.
6. (S. 366) Das neugriechische Wort für Fee.
7. (S. 370) Damit ist hier das Reich des Poros gemeint.
8. (S. 373) Der erste Monat des makedonischen Jahres.
9. (S. 373) „Wohl der Name des iranischen Mondgottes, der altbaktrisch Mâr hieß und noch auf den Münzen des indoskythischen Reichs genannt wird. Nach griechischer Auffassung ist die Mondgottheit hier weiblich gedacht" (Ausfeld).
10. (S. 375) Das traf bekanntlich zu.

LITERATUR

Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. 3. Auflage. Breitkopf & Härtel. 1914. Im Anhang dort abgedruckt:

— —, Über griechische Novellendichtung und ihren Zusammenhang mit dem Orient. Vortrag auf der Philologenversammlung zu Rostock. 1876.

Paul Wendland, Die griechische Prosa. In *Gercke* und *Nordens* Einleitung in die Altertumswissenschaft. I. Teubner. 1910. S. 339ff., 440ff.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Literatur des Altertums. In Hinneberg Kultur der Gegenwart I[8]. 3. Auflage. Teubner. 1912. S. 53ff., 186ff.

August Marx, Griechische Märchen von dankbaren Tieren. Stuttgart 1889.

Th. Zielinski, Die Märchenkomödie. Jahresbericht der St. Annenschule in St. Petersburg. 1885.

B. Erdmannsdörffer, Das Zeitalter der Novelle. Preußische Jahrbücher 1870. S. 121 (Deutsche Bücherei Nr. 123—25).

Otto Crusius, Märchenreminiszenzen im antiken Sprichwort. Vortrag auf der Görlitzer Philologenversammlung. 1889.

— —, Babrios. Artikel in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie. II. 1896.

— —, Fragmente aus der Geschichte der Fabel. Einleitung zu Kleukes Buch der Fabeln. Leipzig. 1913.

August Hausrath, Das Problem der äsopischen Fabel. Ilbergs Neue Jahrbücher. I. 1898.

— —, Fabel. Artikel in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie. VI. 1909.

— —, Die jonische Novellistik. Ilbergs Neue Jahrbücher. XXXIII. 1914.

— —, Achiqar und Aesop. Das Verhältnis der orientalischen zur griechischen Fabeldichtung. Abhdl. der Heidelberger Akad. d. Wissensch. 1918.

Eduard Meyer, Herodots Geschichtswerk. Forschungen zur alten Geschichte. II. Niemeyer. 1899.

Wolf Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1921. (Sehr vielseitiges, an neuen Gesichtspunkten zu den Anfängen der Prosadichtung fruchtbares Werk, nach Drucklegung der Gr. M. erschienen.)

Otto Weinreich, Der Trug des Nektanebos. Teubner. 1911. („Der falsche Gott als Bräutigam", oben S. 193.)

Ludwig Friedländer, Das Märchen von Amor und Psyche und andere Spuren des Volksmärchens im Altertum. Sittengeschichte Roms. I[8], 527 ff. Hirzel. 1910; jetzt in ausgezeichneter Neubearbeitung von O. Weinreich in den Anhängen zu Band IV, 9. u. 10. Aufl., S. 89 ff., mit wertvollem, zum Teil neuem Material zur Geschichte des Märchens in der Antike.

Richard Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen. Teubner. 1906.

— —, Das Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius. Teubner. 1912.

Hans Lukas, Sokrates, 1919 [LXXIII], S. 349—60 gibt eine sehr dankenswerte Geschichte der Motive der in dieser Sammlung vereinten Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen.

INHALT UND VERZEICHNIS DER FUNDSTELLEN

NOVELLEN/LEGENDEN UND SCHWÄNKE AUS HERODOT UND ANDEREN HISTORIKERN

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG


624286
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

